R

Boruss: 65.

Bor. 65-4

<36619824410015

<36619824410015

Bayer. Staatsbibliothek

R

Hist. Boruss.

Geschichte

der

Mark Brandenburg

für

Freunde historischer Kunde

von

Gottfried Traugott Gallus,

Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Zwote, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vierter Band.

Züllichau und Freystadt

in der Darnmannischen Buchhandlung.

1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Auch diesen Theil der neuen Auflage würde ich, so wie die beiden vorhergehenden, ohne Vorrede, die ich — wichtige Fälle ausgenommen — weder in Gesellschaften, noch in Büchern sonderlich liebe, dem Publikum übergeben, und meinen bisherigen Grundsaz befolgt haben, alle Beurtheilungen mit Stillschweigen zu übergehen, die ungerechten zu verachten, die bittern zu verschmerzen, die gründlichen zu benuzzen, und die billigen zu segnen. Aber eine Rezension der ersten Auflage im 38. Bande der Neuen

Allg. Deut. Bibl. S. 95 — 101., die einen Schatten auf meinen Karakter werfen könnte, nöthigt mich von meiner Gewohnheit abzugehen, und einiges zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Der Rezensent, welcher dem Ganzen meiner Arbeit seinen Beifall ertheilt, macht doch bei alle dem einige übellaunige Anmerkungen, die mich schmerzten, weil sie mich bei denen, die jene Rezension, aber vielleicht meine Geschichte nicht gelesen haben, in den Verdacht unreiner Absichten bringen könnten. Poltern, derbe Anzüglichkeiten, Schelten, Heftigkeit, Lärmen, Intoleranz — dies sind die litterarischen Sünden, oder vielmehr Laster, deren ich mich nach dieses unfreundlichen Rezensenten Meinung schuldig gemacht haben soll; dies sind die Vorwürfe, mit denen ich mich auf eine so kränkende Art beladen lassen muß; Vorwürfe, die einen ehrliebenden, redlichen und wohlwollenden Mann mehr verwunden, als alle übrigen Fehler, die man seinem Kopfe vorrücken möchte. Zum Beweise dieser schweren Anklagen werden die Seiten 197 und 198 der ersten Auflage

angeführt. Die Stelle findet sich in dem vorliegenden Theile S. 55 und 56 wirklich wieder abgedrukt, doch mit dem Unterschiede, daß die vorher nur mit einem Buchstaben angedeuteten Namen jezt ganz vollständig angezeigt sind. Ich glaube, hier weder geschimpft, noch gepoltert, sondern auf eine gesittete und anständige Art über alte und neue Zeiten meine Meinung gesagt zu haben. Daß man die Geschichte nicht als bloße Nomenklatur, als bloßes Gedächtnißwerk betrachte, sondern Anwendungen davon auf das Leben mache, Vergleichungen mit unsern Tagen anstelle, den Verstand urtheilen, das Herz mit edlen Gefühlen erfüllt werden lasse; dies scheint mir der Hauptnuzzen historischer Schriften zu sein. Sonst könnte es uns sehr gleichgültig sein, ob einmal vor unsern Zeiten ein Fürst, der Peter oder Karl hieß, gelebt oder nicht gelebt habe. Indessen da die Eigenliebe einen Schriftsteller leicht verblenden, und ihn bereden kann, das für schiklich zu halten, was in der That verwerflich ist: so traute ich hierin meinem eigenen Urtheile nicht; ich legte

die angegriffene Stelle meinen Freunden, denen ich eben so viel Sachkenntniß und Geschmak, als Edelsinn, die Wahrheit ungescheut zu sagen, zutrauen darf, zur Beurtheilung vor; sie fanden nichts von der polternden Heftigkeit, die dem Rez. so sehr auffiel; die ganze Stelle schien ihnen unverfänglich und unanstößig. Dies bestimmte mich, sie stehen zu lassen. Ist es etwa ungesittetes Poltern, wenn ich dem verstorbenen Minister Wöllner nachsage, daß er die Neologen, die er auf eine seinen Gedanken nach beschimpfende Art Aufklärer nannte, im drohenden Tone im Namen des Regenten angeredet habe? Ist dies nicht buchstäblich wahr? Hauchen nicht alle seine Edikte wider Neologie, worin die ernste, ruhige, milde Sprache des Gesezgebers und Landesvaters gehört werden sollte, einen Geist der Erbitterung, zuweilen fast der Wuth, der unserer Zeiten so unwürdig ist? Oder ist der Rez. der einzige Fremdling in Israel, der nicht wüßte, wie schnaubend von Worten, wie gewaltsam von Thaten dieser Mann nebst seinen Gehülfen gewesen sei?

Der

Der D. Niemeyer in Halle bekennt es öffentlich, (man vergleiche die Neuen theol. Annalen 1798, Seite 459) daß er im Jahre 1794 durch ein Reskript des geistl. Departements unter harten Drohungen zur Abänderung seiner Lehrart aufgefodert worden sei. Und statt aller weitern Beweise erinnere ich an das Reskript in der Kloster Bergischen Abtwahlssache, an jenes Aktenstük, wodurch sich Wöllner ein unvertilgbares Denkmal seiner Unwürdigkeit, und seines Despotismus gesezt hat. Oder habe ich wider die Ehrfurcht, die ein solcher Mann verdient, gesündigt, wenn ich ihm die Keule des Herkules beilege? wenn ich sage, er habe seine Gegner bürgerlich und moralisch todtschlagen wollen? er, der die verdientesten Männer mit kränkenden Namen in öffentlichen Edikten belegte; Professoren, wie Gurlitt, mit Landesverweisung bedrohte; und nicht einmal da, wo er im Namen eines großen Königs sprach, mit Anstand, mit Würde, mit Gefühl dessen, was er dem Posten eines Staatsministers schuldig war, sich vor das

Pub=

Publikum hinstellte? er, der solche Bitterkeiten von einem Regenten in dem bekannten königlichen Schreiben vom 12. Jan. 1798 auf eine nur zu sehr verdiente Weise annehmen mußte, wie sie wohl noch nie ein Minister der neueren Zeiten erhalten haben mag? Es ist buchstäblich wahr, was ich erzähle, daß Wöllner und seine Mithelfer die Andersdenkenden von ihrem vermeintlichen Irrthume nicht durch Belehrungen zurückführen, sondern durch Strafen und Beschimpfungen abschrekken wollten. Von Untersuchungen der Wahrheit mochten sie nichts hören: auf Belehrungen ließen sie sich nicht ein. Ja sie verlangten sogar von den Gerichtsstühlen, daß sie bei Prozessen über Neologie nicht darauf achten sollten, was der Angeklagte für die Richtigkeit seiner Lehrmeinungen beibringen könnte; sondern daß sie bloß die Frage auszumitteln hätten, ob wider den Buchstaben des Religionsedikts gelehrt worden wäre; und daß sie dann ohne weitere Umstände die Strafe vollziehen sollten. Ist es ein intolerantes Lärmen von meiner Seite, wenn ich dagegen das Verfahren der Regie-

rung im 17. Jahrhunderte rühme, nach welchem die Irrenden zuvor belehrt, von ihren Irrthümern überzeugt, zur Besserung ermahnt, und erst nach mehrern angewandten gelinden Mitteln zulezt abgesezt werden sollten? Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum Leute, welche die anvertraute Macht so sehr gemißbraucht, und strafwürdig gehandelt haben, nicht nach dem Leben gezeichnet werden dürften. Damit der Rez., der sich aus mir ganz unbegreiflichen Gründen dieser Männer annimmt, mir nicht wieder ein Verbrechen daraus mache, daß ich sie strafwürdige Leute nenne, so will ich nur eine Stelle hersezzen, die hoffentlich alle Beweiskraft, die nöthig ist, haben wird. Der jezzige über mein geringes Lob weit erhabene König schreibt in einem Reskript an das Oberkonsistorium von Hermes und Hilmer, wie folget: „Obwohl diese beiden „Räthe, wenn sie die Mittel in Erwägung „ziehen, die sie angewandt haben, um zu ihren „bis jezt bekleideten Aemtern zu gelangen, und sich „darin zu erhalten, auch ihre weit um sich

„grei-

„greifenden Absichten durchzusezzen, „sich selbst überzeugen werden, daß Se. Majestät „keine Verpflichtung auf sich haben, sie für den „Verlust ihrer Stellen zu entschädigen, oder ihnen „Pension zu akkordiren: so wollen Allerhöchstdiesel- „ben aus bloßem Mitleiden diese Dienstent- „lassung mit einer Pension von 500 Rthlr. (vorher „hatten sie über 4300 Rthlr. Gehalt gezogen) für „jeden begleiten, und sich dabei mit der Hoffnung „schmeicheln, daß sie diese allerhöchste Gnade mit „Dank erkennen, und Sr. Majestät keine Veran- „lassung geben werden, ihr Betragen nach der „Strenge zu untersuchen, und, wie es die „Gesezze mit sich bringen, ahnden zu „lassen." Diese königlichen Worte bedürfen für den Nachdenkenden keines Kommentars; für andre wäre es doch nur verlorne Mühe, sie erläutern zu wol- len. Der Herausgeber der Bibliothek, Friedr. Nicolai, wird unstreitig andrer Meinung als der Rez. sein; und den Werth dieser Männer nach an- dern kritischen Gründen in der Einleitung zum LVI.

Bande

Bande gewürdiget haben, wie ich aus einer Anzeige im Hamb. Korrespondenten vermuthe; noch ist mir aber bis jezt dies Stük, wonach ich begieriger, als nach übellaunigen Rezensionen bin, nicht zu Gesichte gekommen. — Einen andern Vorwurf sucht der Rez. durch die 139. Seite der ersten Ed. zu begründen. Der Zusammenhang zeigt es aber dem Unbefangnen, daß ich nicht von jedem Katholiken überhaupt spreche, sondern nur in so fern, als jemand ein Anhänger der Meinung ist, daß man einem Kezzer nicht glauben, und außer dem Papstthume Niemanden die Seeligkeit zusprechen könne. Daß nun der Saz: extra ecclesiam nulla salus, noch wirklich ein Hauptartikel nicht jedes Katholiken — denn es giebt viele einzelne aufgeklärte, helldenkende Männer unter ihnen — sondern des Katholicismus, daß der Geist der Hierarchie im Grunde noch derselbe sei, als der ehemalige, daß die Kirche ihren Karakter nicht geändert, sondern nur ein wenig durch Zeitumstände bewogen übertüncht habe: Dies haben Nicolai, Gedicke, Biester und

andere

andere Gelehrte, nicht aus bösen Absichten, sondern weil es Wahrheit ist, und weil sie auf die Erhaltung der Denk= und Gewissensfreiheit jeden Freund der Menschheit aufmerksam machen wollten, überzeugend bewiesen. Die Allg. Deut. Bibl. meldete, ich erinnere mich nicht gleich genau, in welchem Hefte, daß noch vor wenig Jahren eine Schrift des Exjesuiten Sailer von Pius VI. auf eine entehrende Art verdammt wurde, weil darin die Protestanten Christen genannt, und die Katholiken zur liebreichen Duldung derselben ermahnt wurden. Tolerant sein muß man gegen jeden, er glaube, was er wolle, so lange er selber andre ihres Weges ruhig wandeln läßt, aber dem Intoleranten, der Glaubenszwang lehrt und übt, muß man, um nicht das Opfer seiner Unduldsamkeit zu werden, das Handwerk legen. Dies ist meine Ueberzeugung, die ich, wenn auch nicht mit meinem Rez., doch mit vielen achtungswürdigen Männern gemein habe. Dem Unparteiischen wird es aus meinem ganzen Buche einleuchten, daß ich ein Feind jeder Intole-

ranz

ranz in jeder Kirche bin; und jedem redlichen Manne, wes Standes und Würden, wes Glaubens oder Volkes er sei, gern das Wort rede. Wenn ich daher alle Art von Despotismus, er zeige sich in der Kirche oder im Staate, zu bekämpfen suche, so geschieht es in der menschenfreundlichen Hoffnung, hie und da einen Leser in seinem Hasse gegen Intoleranz und Druk, und in seiner Liebe zur Duldsamkeit und Milde zu bestärken. Gelingt es mir damit nicht, so war meine Absicht wenigstens rein und lauter. Mehrere Beispiele führt der Rez. nicht an; mehrere Worte will ich also hierüber auch nicht machen. Nur einen guten Wunsch zu einer freundlichen Aufnahme will ich dieser neuen Ausgabe noch mit auf den Weg ins Publikum geben; und denen Lesern, welchen daran gelegen sein möchte, die baldige Fortsezzung und Beendigung dieser Geschichte zusichern.

Der Zusaz: lezter Band, auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe, bezog sich auf den vorigen

Verleger, der die Besorgung des Drukkes und Verkaufs mit diesem Theile endigte. — Vielleicht ist es für einen und den andern noch nöthig, etwas über meine Orthographie zu sagen.

Das C war ehemals der Aussprache nach ein durchgängiges K; in der Folge wurde es ein Zwitter, der bald wie K, bald wie Z klang. Es scheint mir durchaus nöthig und nüzlich, die Zwitter zu verbannen, und ihn mit K und Z nach der jedesmaligen Aussprache zu vertauschen. —

Das Y ist ausländisch, und sagt nichts anders als I; daß es nöthig sei, um sein und seyn zu unterscheiden, ist eine gelehrte Grille. Ein Mensch, der so unwissend wäre, daß er die Redensarten: laß jedem, was sein ist; und: du mußt ehrlich sein, nicht verstünde, der würde durch das Y wahrlich um kein Haar klüger werden. Für kleine, und mitunter auch für — große Kinder macht das barbarisch klingende Ypsilon nur eine unnöthige

Plage,

Plage, die zu nichts hilft, und im Schreiben nur aufhält. —

Das häufige H kommt mir eben so überflüssig, als unrichtig vor. Was soll ein Hauchton geschrieben werden, wo keiner gehört wird? Daß das H zur Dehnung der Silben nöthig sei, ist eine Einbildung. Kein Mensch schreibt gab, trat, gut, dir, mir, für, vor mit einem H, wenn gleich diese Silben lang ausgesprochen werden. —

Vielleicht wäre es auch Zeit, das Griechische Ph aus unsrer Sprache zu verbannen, und mit F zu verwechseln, wie es seit Jahrhunderten im Italienischen üblich ist, wo man Sofia, Adolfo, filosofia, Filippo ohne Bedenken schreibt. Doch Wieland hat die Bahn gebrochen, und sein Beispiel wird nicht ohne Nachahmer bleiben. Weil in den vorigen Theilen das Ph noch beibehalten worden, so ließ ich es auch jezt in diesem der Gleichförmigkeit wegen noch stehen. Die Rechtschreibung einfacher,

der Aussprache gemäßer, und den Lehrlingen faßlicher zu machen, scheint mir ein verdienstliches Beginnen zu sein; verdienstlicher wenigstens, als an alten, barbarischen Vorurtheilen pedantisch zu hängen. Hagenburg, im Februar 1801.

Gallus.

II. Ab=

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

II. Abschnitt.

Neuere Geschichte Brandenburgs seit den Zeiten des 30jährigen Krieges.

10. George Wilhelm.
1619 — 1640.

Da steht der Name eines Fürsten, welchen die unbestechliche Geschichte in das Verzeichniß der schwachen Regenten mit ehernen, unauslöschlichen Zügen gegraben hat. Nicht die kriechende Schmeichelei, nicht die schonende Billigkeit, vermag die Anklage zu schwächen, welche ihm die unparteiische Nachwelt macht. Unfähigkeit, Sorglosigkeit, Trägheit sind die Gebrechen seines Verstandes; Stolz, Ueppigkeit, Hang zum Wohlleben die Fehler seines Herzens. Sein Vater und sein Sohn sind vor dem Richterstuhle der ernsten Geschichte seine Ankläger. Er empfing aus den Händen des ersten vergrößerte Länder, weise Staatsdiener, nicht ganz wohlhabende, aber doch kraftvolle Unterthanen. Er führte den Staat durch unkluges Benehmen an den Rand des Unterganges, und übergab seinem Nachfolger öde Wüsteneien, statt bevöl-

kerter Provinzen. Und dennoch goß dieser neues Leben in den hinscheidenden Körper. Wenn der Sohn ein zerstörtes Land mitten unter Mord und Tod dennoch wieder zum Blühen brachte: ist es da zu hart, wenn der Nachkomme fragt: warum bewahrte der Vater einen mächtigen Staat nicht vor der gänzlichen Zerrüttung? Ein Friedrich Wilhelm hätte gewiß das Schiff anders geleitet, hätte es, wo nicht völlig unbeschädigt, doch unzertrümmert Felsen und Klippen vorbei in den Hafen gesteuert. George Wilhelms Regierung ist in jeder Absicht eine unglükliche zu nennen. Suche, Leser, ein Uebel, welches du willst; und du wirst es unter seiner Herrschaft finden. Auf dem Throne sizt ein Mann, aber er verdient diesen Namen nicht; denn kein Weib war je schwächer, als er. Bei leichten Schwierigkeiten wußte er keinen Endschluß zu fassen, bei großen verlohr er vollends alle Gegenwart des Geistes. Wie ein zerbrechliches Rohr, beugte er sich auf jede Seite, wo ihn der Windstoß der Noth, der Günstlinge, oder des Zufalls hintrieb. Da war kein fester Plan, nach welchem er handelte, kein Nachdruk, mit dem er einen Endschluß nahm, oder ausführte, kein Muth am Tage der Gefahr. Das Land war verlassen von seinem Führer, wie eine Heerde von seinem Hirten. Dennoch sprach er im drohenden stolzen Tone, gegen die, welche nur einiges Misvergnügen über den schlechten Gang der Regierung blikken ließen; dies ist gerade der Hauptzug eines schwachen Fürsten. Der Unterthan verzehrte sich im äußersten Elende. Der Hof schwelgte, und schien nicht

nicht zu achten des Winselns der Hungernden, des Aechzens der Sterbenden, des Jammergeschrei's der Beraubten. Der stärkste Säufer war der Liebling des Regenten, der ärgste Schwelger der Held des Tages. Mit Saufen konnte man sich Ritterguter verdienen. George Wilhelm verschenkte Schlösser und Dörfer an Trunkenbolde, eben darum, weil sie tüchtig saufen konnten; und das zu einer Zeit, wo seiner Unterthanen Blut von Feinden und Freunden ausgepreßt wurde. Einer seiner ersten Staatsdiener, der Edle von Burgsdorf, rühmte sich, an der fürstlichen Tafel öfters 18 Maas Wein bei einer Mahlzeit getrunken, öfters ein ganzes Maas auf einen Zug und in einem Odem ausgeleert zu haben, und königlich dafür belohnt worden zu sein; denn manch schönes Gut habe ihm der Landesherr wegen seiner herrlichen Sauftalente verehrt. Bei dem Kindtaufen, das George Wilhelm 1624 ausrichtete, wurden 4000 Tonnen Bier von den Hof- und Staatsdienern ausgezecht. Alle Laster hatten ihren Wohnplaz am Hofe aufgeschlagen. Wie eine Pest verbreitete sich ihr anstekkendes Gift in die Wohnungen der Städte, in die Hütten der Dörfer. Bälle, Mummereien, Larventänze, Komödien jagten einander; und das Getümmel der Lustbarkeiten übertäubte das Wehklagen der Provinzen, und das Angstgeschrei der Leidenden. Die Religion wurde mit Füßen getreten; der Gottesdienst zum Gaukelspiel herabgewürdigt. Die Geistlichen hielten fest am wahren Glauben, und liefen mit der tollen Welt den Lastern in die Arme. Zucht und Ehrbarkeit

wurden veraltete Namen, verrufne Münzen, verlegne Waaren. Die Beweise hiervon folgen weiter unten. Warlich eine unglükliche Zeit! Ein schwarzer Verräther umwand den Thron, umschlang den schwachen Fürsten; Adam von Schwarzenberg ist sein Name. Einem Glauben ergeben, der nach Blut dürstet, Verfolgung hauchet, und Ausrottung der Kezzer für Verdienst hält, stand er doch fest in der Gunst eines Regenten, der oft gewarnt, den Verräther nicht durchschauen wollte. Nur ein geringes Maas von Nachdenken gehörte dazu, um einzusehen, daß ein Katholik, der zugleich kaiserlicher Rath war, und Oestreichischen Sold zog, unmöglich einem protestantischen Fürsten treu dienen könne. Der Betrüger entfernte den talentvollen Kurprinzen, den einzigen Sohn vom Vater; der schwache Fürst ahnete nichts Arges. Der Verräther entwarf Mordanschläge gegen den Thronerben; der Regent erwachte noch nicht aus seiner Schlafsucht. Die ungereimtesten Rathschläge, die verderblichsten Entwürfe des Lieblings, störten ihn in seiner Ruhe nicht. Wenn dies nicht Schwäche heißt, so muß kein Regent diesen Namen verdienen. Sezt man den gröbsten Aberglauben hinzu, so hat man ein Gemälde von einem unfähigen Fürsten. Die Natur schien der Zerstörungslust der Menschen zu Hülfe zu kommen. Nicht genug, daß ein beyspielloser Krieg, die Aekker von Pflügern, die Werkstätte von Arbeitern, die Provinzen von Menschen entblößte: eine Hungersnoth raffte weg, was das Schwerd verschont hatte, und eine Pest hielt die lezte Nachlese,

um das aufzureiben, was der Theurung entgangen war. Die Gesezze verlohren ihre Kraft; die Ruchlosigkeit nahm überhand. Todtenstille brütete über dem Lande; zertrümmerte Städte, verbrannte Dörfer, mit Unkraut bewachsene Felder, ließen den einsamen Wandrer den Zurüktritt der Erde ins alte Chaos fürchten. Da hörte man selten das Gerassel der Arbeiter, die Stimme des fleißigen Landmannes; sahe selten die Fußtapfe des friedlichen Bewohners: desto öftrer aber vermischte sich das wilde Geheule unmenschlicher Kriegsknechte mit dem lauten Gebrülle blutgieriger Räuber. Es war nicht Krieg, es war allgemeine Zerstörung zu nennen. Und dennoch fand dieser schwache Regent feile Lobredner. Cernitius, Vizeregistrator des kurfürstlichen Archiv's, entwirft folgende, mehr spottende, als wahre Schilderung von George Wilhelm: Majestät stralt auf seinem Gesicht; er ist mit scharfer Urtheilskraft begabt, von lebhaftem Geist, von bewundernswürdiger Großmuth beseelt; er leitete die Staatsgeschäfte mit so viel Klugheit und Geschiklichkeit, daß er bei den gefährlichsten, bei den schwierigsten Dingen, doch Mittel fand, sich aus der Verwirrung zu wikkeln, sich von der Gefahr zu befreien. Bei Beschreibung seiner Thaten, verspricht er, seine Bescheidenheit zu schonen, kein Lob zu ertheilen, keine Verschönerung zu gebrauchen, denn heroische Seelen würden durch Lobsprüche beleidigt. Wenn sich solche Uebertreibungen, deren sich ein Zeitgenosse schuldig machte, aus einer kriechenden Denkungsart erklären, obwohl nie entschuldigen lassen; — denn der Ge-

schicht-

schichtschreiber, der seiner Würde eingedenk ist, wird wenigstens schweigen, wo er nicht reden darf — so ist die niedrige Schmeichelei ganz unverzeihlich, und empörend, wenn der Gesandtschaftsrath Teißier über 60 Jahre nach George Wilhelms Tode in der Vorrede zur französischen Uebersezzung der Cernizischen Schrift spricht, daß die Wahrheit, die Seele der Geschichte, des Verfassers Feder geführt habe, daß man in seinem Werke keine Lüge, keine Erdichtung, daß man nichts, was nach Schmeichelei rieche, finden werde *). Die Erzählung der Begebenheiten dieser Zeit wird ausweisen, wie viel Teissiers Urtheil werth sei.

George Wilhelm war den 3 Nov. 1595 noch bei Lebzeiten seines Urgroßvaters Johann George gebohren, und auf eine gelehrte Art erzogen worden. Im 16 Jahre 1611 bezog er die Universität Frankfurt, und prangte sogar mit dem akademischen Rektortitel. Vermuthlich wurden Fürstensöhne damals schneller gelehrt, als andre Erdenkinder. Denn er studierte in einem Jahre aus, und besuchte 1612 das andre Frankfurt, um die Kaiserkrönung des Matthias anzusehen. So vor=

*) Cet Ouvrage (Les Vies des Electeurs de Brandenbourg par Jean Cernitius) est écrit avec élegance et avec politesse: et la Verité qui est l'ame de l' Histoire, a conduit la plume de l' Auteur. On n'y trouvera ni mensonge, ni fiction, ni rien, qui sente la flatterie.

vorbereitet erhielt er 1613 im 18 Jahre die Statthalterschaft über die Klevischen Länder, die er bis 1616 verwaltete. Dem zehnjährigen Knaben war schon eine Braut in der Person der Pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, Schwester des unglüklichen Friedrich's V. von der Pfalz, zugedacht. Sie wurde 1616 wirklich seine Gemalin. Seine Statthalterschaft machte ihm viel Unannehmlichkeiten; die größte aber zog sie dem Lande zu. Denn während derselben lernte er den Grafen Adam von Schwarzenberg, jene Geißel Brandenburgs, jene Zuchtruthe der Mark, kennen. Dieser Bösewicht war der einzige Sohn des Freiherrn Adolph von Schwarzenberg, Besizzers ansehnlicher Güter in Franken, und östreichischen Generals, welcher 1598 die Festung Raab von den Türken eroberte, dafür den Grafentitel erhielt und 1600 bei Belagerung der Festung Papa, und Empörung der Truppen das Leben verlohr. Adam von Schwarzenberg genoß wegen der unverkennbaren Verdienste seines Vaters, und wegen seiner eignen Talente die Gunst des Wiener Hofes, und wurde als kaiserlicher Rath in die klevischen Länder zu Wahrnehmung des östreichischen Interesse geschikt. Dies war denn die unglükliche Gelegenheit, wodurch er dem Kurprinzen von Brandenburg bekannt wurde. Er fesselte durch sein einschmeichelndes Betragen den unerfahrnen Jüngling so sehr, daß er sein ganzes Herz gewann, und auf immer seine Gunst behielt. Kaum hatte George Wilhelm die Regierung angetreten, als er seinen Liebling in seine Dienste zog.

Nicht

Nicht die Verschiedenheit der Religion, die vielleicht kaum in unsern Tagen aus den Augen zu sezzen wäre, nicht die Beibehaltung der östreichischen Dienste, hielt den neuen Kurfürsten ab, ihn zum Geheimenrath und Oberkämmerer zu ernennen. Um seine Schwäche recht klar zu machen, so bat er den Wiener Hof vorher um Erlaubniß zu Ausführung eines Entwurfes, der demselben so erwünscht war, als noch je keiner. Schwarzenberg bekleidete also nun die Würde eines kaiserlichen und kurfürstlichen Rathes, und zog von beiden Gehalt. Aber er bewies auch von neuem die Wahrheit des Spruches, daß niemand zween Herren dienen, daß er nur einem anhangen und den andern hassen kann. Denn er war der Kundschafter des Wiener Kabinets; verrieth seinen Wohlthäter und Herrn, den Kurfürsten von Brandenburg, an Oestreichs Hinterlist, gab schädliche, verderbliche Anschläge für sein neues Vaterland, legte nüzlichen Entwürfen Hindernisse in den Weg, und herrschte mit Uebermuth und Härte über Brandenburg. Er vereinigte die Gewalt des Kurfürsten in sich, und ging mit dem kühnen Gedanken um, auch die Würde desselben an sich zu reißen. Dies schien ihm bei der Trägheit G e o r g e W i l h e l m ' s, bei der Gunst des Kaisers, bei der tirannischen Willkühr der Oestreicher, welche Länder und Würden nach Belieben verschenkten, sehr möglich. Nur der Kurprinz stand ihm im Wege. Indessen Bösewichter wissen sich zu helfen. Es giebt ja Dolche und Gifte. Diese wendete er an, und seine Schuld war es nicht, daß kein erwünschter Erfolg

folg das Vorhaben krönte, daß ihm weder List noch versuchter Meuchelmord den Weg zum Kurfürstenstuhl eröfnete. Seine Religion mußte ihn dazu eher antreiben, als davon zurükhalten. Denn katholische Priester haben Ablasse, um Verbrechen vom Ewigen abzukaufen; und überhaupt ist es, nach der Lehre des Gözzen von Rom, eine verdienstliche That, kezzerische Fürsten auszurotten. Unbegreiflich ist es daher, wie ein nachdenkender, protestantischer Regent, sein Vertrauen einem Katholiken schenken konnte, zu einer Zeit schenken konnte, wo ein wilder Religionskrieg den Haß zwischen beiden Parteien zur stärksten Glut angeblasen hatte. Einem Türken ist zu trauen, einem Heiden ist zu glauben; denn Treue und Ehrlichkeit ist beiden heilig; aber nie kann man sich auf einen Katholiken verlassen; so lange der Grundsaz: einem Kezzer dürfe man nicht Wort halten, in ihrer Kirche vertheidigt wird, so lange der zur Verfolgung führende Saz: außer der römischen Kirche sei keine Seligkeit, ein Hauptartikel ihres Glaubens bleibt. Nicht gleich anfangs war Schwarzenberg's Ansehen so groß; nach und nach stieg er bis zum Gipfel. Zuvörderst verwaltete er die Statthalterschaft in Kleve, und wurde zugleich als Gesandter in Holland gebraucht. In der Folge erhob ihn der Kurfürst zum Statthalter der Kurmark, zum Geheimeraths-Direktor, und Oberbefehlshaber der Truppen; das heißt: zum ersten dirigirenden Minister, zum wirklichen Regenten des Landes. Seit 1625 war er auch Heermeister der Johanniter-Ritter. Alle edel-

edeldenkende Männer wurden vom Hofe verdrängt, alle Redlichen vom Kurfürsten entfernt, alle Stellen mit Schwarzenberg's Kreaturen besezt; ja verschiedne kurfürstliche Räthe traten im eigentlichen Verstande in des Verräthers Dienste; sie führten den Titel: kurfüstlich-brandenburgische und gräflich-schwarzenbergische Räthe. Niemand konnte dem Tirannen widerstehen; nur Unterwürfigkeit unter den alles vermögenden Günstling konnte vor Verderben retten. Und ein Landesherr, der solchem Unfuge gelassen zusahe, sollte nicht den Namen eines schwachen Fürsten verdienen? Damit der Kurfürst ganz in Sorglosigkeit eingewiegt würde, betäubte er ihn durch rauschende Lustbarkeiten, mitten unterm Druk des schwersten Elendes. Das Land war ein Bild der Auszehrung, ein wahres Jammerthal der alten Theologen; der Hof der Siz der Freude, das Elisium der Heiden. Die Verschwendung zur Zeit der grenzenlosesten Noth übersteigt allen Glauben. Schwarzenberg begleitete 1626 des Kurfürsten Schwester Katharina nach Kaschau in Ungarn, zur Vollziehung der Vermählung mit dem Fürsten Bethlem Gabor von Siebenbürgen. Die Geschenke, welche er dem Bräutigam brachte, waren armselig; die Kleidung, welche er selbst trug, königlich. Er überreichte dem Fürsten ein Kästchen von Bernstein mit ein Paar Kleinodien, und etlichen Raritäten angefüllt. Das war die ganze Herrlichkeit. Statt dessen stolzierte er in Kleidern, welche 50,000 Thaler, eine für jene Zeiten unermeßliche Summe, gekostet hatten.

Seine

Seine Edelknaben trugen goldgestikte Hemden, Mäntel und Beinkleider von schwarzem Sammt, mit goldnen Borten verbrämt, und Wämser von Goldstük. Die geringern Bedienten gingen eben so üppig gekleidet, nur die Mäntel fehlten ihnen. Diese vorläufige Schilderung des Mannes, von welchem das Schiksal der Mark unter George Wilhelm zum Theil abhing, schien uns hier nicht am unrechten Orte zu stehen, um gleich mit einem Ueberblik den Karakter dieses merkwürdigen Verräthers ersehen zu können.

Vielleicht durchschaute die Mutter den Kurfürsten, vielleicht war es bloße Parteilichkeit für ihr jüngeres Kind; gnug sie liebte den ältesten Sohn, den Thronerben nicht. Noch bei Lebzeiten ihres Gemals suchte sie dem zweiten Prinzen, Joachim Siegmund, die Regierung über Preussen zu verschaffen; der Vater sollte dies im Testamente so vestsezzen. Er that es nicht. Aus Verdruß hierüber, drohte sie, dem Kurprinzen die Klevische Erbschaft zu entziehen, und in Polen Feindschaft zu erregen. Sie hielt im leztern Wort. Die Polen hatten nie gern ihre Einwilligung zur Brandenburgischen Besiznehmung von Preussen gegeben; mit Freuden ergriffen sie jeden Anlaß, die Sache, wo möglich, wieder rükgängig zu machen. Darum versagten sie dem neuen Kurfürsten, George Wilhelm, die Belehnung. Ihr Widerwillen vermehrte sich, da seine zweite Schwester 1620 den König Gustav Adolf von Schweden, welchen die Polen als den

ärgsten

ärgsten Feind haßten, ehlichte. Politisch war diese Verbindung in keiner Absicht. Der polnische Prinz Wladislav hatte vorher um sie geworben. Der Kurfürst entschuldigte sich damit, daß alles ohne seine Zustimmung geschehen sei. Durch seine persönliche Gegenwart in Preussen, durch die Unterstüzzung der polnischpreußischen Stände, welche lieber einen fremden Herrscher, als die Republik Polen zum Nachbar in Ostpreussen wünschten; durch das Versprechen, daß die dritte Schwester seines polnischen Feindes Gemalin werden sollte, und durch die Hofnung ansehnlicher Hülfsvölker beim Türkenkriege, brachte es George Wilhelm dahin, daß er den 18. Sept. 1621 auf die gewöhnliche Art von dem Könige belehnt wurde. Seine Versprechungen waren — Worte. Statt den Polen gegen die Türken beizustehn, verheirathete er seine jüngste Schwester an einen Türkenfreund, den Fürsten Bethlem Gabor, und gab den Polen, die ihn an seine gethane Erklärungen erinnerten, zur Antwort, daß es in seinem Hause Brauch sei, sich nach eignem Gutbefinden zu vermälen. Eine Antwort, die an und für sich Lob verdient, freilich aber mit einem gegebnen Fürstenwort schlecht stimmt.

Das Unglük fing bei George Wilhelm's Anverwandten an, um ihm näher rükken zu können. Sein Schwager Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz, ließ sich durch die Eitelkeit seiner Frau, einer englischen Königstochter, durch die geistliche Narrheit seines Oberhofpredigers, Skultetus, und durch die verkehrten Rathschläge seiner Minister verblenden,

die

die Königskrone anzunehmen, welche ihm die Böhmen, die dem Kaiser den Gehorsam aufgekündigt hatten, antrugen. Er war der Mann nicht, der dem despotischen Kaiserhanse die Spizze bieten konnte. Der 8. Nov. 1620, jener unglükliche Tag, stieß ihn vom geborgten Throne, und verjagte ihn vom eignen Stuhle. Er verlohr die Schlacht am weißen Berge bei Prag, flohe unstät und kleinmüthig nach Breslau, sahe sich hier nicht sicher, und suchte einen neuen Zufluchtsort. Der natürlichste Gedanke war, sich in die Staaten seines Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg, zu begeben. Er schrieb daher einen kläglichen Brief an den fürstlichen Statthalter, und ans Ministerium nach Berlin, weil George Wilhelm nach Preussen gereiset war. Demüthig bettelte er um die Einräumung einiger Zimmer zu Küstrin oder Spandow, für seine schwangere Gemalin, damit sie sich ihrer weiblichen Bürde entledigen könne. Unter nichtswürdigen, zum Theil läppischen Gründen, schlug man die Bitte eines so nahen Anverwandten, zu einer so rauhen Jahreszeit, bey der dringendsten Noth ab: eine Bitte, die der menschliche Sieger dem bittersten Feinde nicht versagt. Da waren keine Tapeten in den Zimmern, da konnten die Ströme bei Küstrin zufrieren, und den Polen, die doch weder mit Brandenburg, noch der Pfalz Krieg führten, eine Brükke ebnen, da fehlte es an Aufwärtern, an Gelde, an allem; am guten Willen aber am meisten. Allein Noth kennt kein Gesez; verfolgt und gedrängt, flüchtete die unglükliche Königin nach Frankfurt an

der Oder, und bat aufs neue um einen ruhigen Winkel, wo sie ohne jemandes Beschwerde auf ihre eigne Kosten nur so lange wohnen könne, bis sie von der nahen Niederkunft genesen sei: endlich, sezte sie hinzu, wäre es ihr nicht möglich, bei ihrer Leibesbeschaffenheit, und bei der kalten Witterung weiter zu flüchten. Jezt erfüllte man ihr Gesuch mehr, weil es nothwendig war, als weil man es gern sahe. Man wies ihr einige Gemächer auf dem Schlosse zu Küstrin an. George Wilhelm gab die wahren, im Grunde aber doch schwachen Ursachen an, warum man der Königin keinen Aufenthalt gestatten wollte. Er schrieb aus Preussen unterm 5. Dec. daß er sehr gewünscht hätte, mit diesem Besuche verschont zu bleiben, indem er Bedenken trüge, ob ihm nicht durch solche Aufnahme bei dem Kaiser, und dem Könige von Polen, und bei andern, (die er nicht nennt) allerhand Verweis, Ungelegenheit, und Widerwärtigkeit, besonders zur jezzigen Zeit, da ihm die preussische Erbfolge schwierig gemacht würde, verursacht werden möchte; zu geschweigen, daß ihm diese Ausrichtung ganz kostbar fallen würde. Doch aus Menschenliebe, welche ein Christ dem andern schuldig sei, sollte man seiner Schwägerin einige Zimmer über der Küche einräumen, etliches Holz liefern, und einiges Wildpret besorgen.

Schon die Ankunft der Königin war den Räthen verdrüßlich; die Gegenwart des flüchtigen Königs, welcher bald nachher auch in Küstrin anlangte, war ihnen vollends ungelegen. Ein Bittschreiben des

Königs von England, welcher sie ersuchte, seine arme Tochter nicht zu verstoßen, machte keinen günstigen Eindruk. Es wurden von brandenburgischer Seite stete Klagen erhoben, bald über die Ungnade des Kaisers, bald über die schweren Kosten. Man habe schon über 21 Winspel Hafer in drei Wochen verfüttert, habe etliche Tonnen Butter, 40 Tonnen Bier, 22 Viertel Landwein, eine Menge Gänse, Hüner, Eier, Roggen und Weizen verbraucht. Täglich holten sieben Wagen Holz aus der Haide, und noch hätte man für 30 Thaler Holz kaufen müssen. Man wisse für die Zukunft keine Mittel mehr, zur Unterhaltung der Gäste; am meisten sei ihnen vor dem königlichen Kindtaufen bange; kurz, sie wüßten sich nicht zu rathen, nicht zu helfen. In Küstrin entstand wirklich Mangel: die königliche Familie mußte sich daher nach Berlin begeben, wo ihr einige Zimmer auf dem Schlosse angewiesen wurden. Der Kaiser nahm sich's übermüthig heraus, den Kurfürsten über die Aufnahme der Unglüklichen zur Rede zu stellen. Friedrich V. entfernte sich deswegen aus der Mark, besuchte verkleidet seine Erbländer, und flohe nach Holland, wohin ihm nicht lange darauf seine Gemalin folgte. Niemand war froher, als Brandenburg, dieser unwillkommnen Gäste los zu sein. Denn George Wilhelm hatte eine sklavische Furcht vor der Majestät des Kaisers, der ihn darum aber doch nicht schonte, doch nicht freundschaftlich behandelte, wie sich bald auswies. Seine Klagen über die vielen Kosten seiner Schwägerin waren nicht ohne Grund: aber sie standen

den einem Fürsten übel, der Dörfer an Säufer, Schlösser an Zechbrüder schenkte, und dessen Diener eine Kleidung für 50,000 Thaler trug.

Die bisherigen Siege machten den Stolz des Kaisers Ferdinand II. noch unbändiger, seine Rachsucht noch blutdürstiger. Mit Verspottung aller Reichsgesezze, die er beschworen hatte, sprach er, eigenmächtig und tirannisch, über den Kurfürsten von der Pfalz, und noch über drei andre Fürsten, die ihm beigestanden hatten, die Reichsacht aus, und erklärte sie aller ihrer Länder, Würden und Güter für verlustig. Dies Loos traf auch den Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, den Herzog Johann George von Jägerndorf. Fast alle schlesische Fürsten und Stände hatten die Fahne der Empörung gegen ihren Unterdrükker, den Kaiser, aufgestekt; alle erhielten gegen Erlegung einer Strafsumme von drei Tonnen Goldes Verzeihung. Nur der Brandenburgische Prinz, Erbbesizzer des Fürstenthums Jägerndorf, wurde hiervon ausgeschlossen. Nicht die demüthigste Bitte, nicht die dringendsten Vorstellungen andrer Fürsten, nicht die geringste Rüksicht auf die Treue des Kurhauses, beugten die Hartnäkkigkeit des despotischen Kaisers. Johann George verlohr seine Länder, der Fluch der Verbannung folgte ihm, er starb bald darauf 1624 im Elende in Ungarn. Das Fürstenthum Jägerndorf schenkte der Kaiser, wider ausdrükliche Gesezze, wider Recht und Billigkeit, dem Fürsten von Lichtenstein. Der einzige

Sohn

Sohn des geächteten, der an den Vergehungen des Vaters unschuldig war, protestirte; Brandenburg, dessen Schwäche es war, dem Kaiser ergeben zu sein, widersprach: aber vergebens. Tirannei achtet weder Gesez noch Ehre, kennt weder Freundschaft, noch Billigkeit. Man nehme an, daß Johann George Strafe verdiente, so verdiente sie doch sein Sohn Ernst nicht. Dieser hätte nach des Vaters Tode die Erbländer wieder bekommen müssen. Aber das geschahe nicht. Er starb in Brandenburgischen Diensten 1642 ohne Gemalin und Kinder. Nun war der Kurfürst rechtmäßiger Erbe eines Landes, welches ehedem der Kurfürst Joachim Friedrich auf eine gültige Art an Brandenburg gebracht hatte. Allein der Wiener Hof gab keinen Gründen Gehör, und behielt das geraubte Fürstenthum mit gieriger Habsucht; bis endlich ein später Rächer im Könige Friedrich II, dem Einzigen, aufstand, und Kapital und Zinsen mit reichem Wucher zurüknahm.

Der Krieg, welcher an den Brandenburgischen Grenzen mit aller Heftigkeit wütete; und die Fesseln, welche das stolze Kaiserhaus bereits für alle Fürsten Deutschlands schmiedete, nöthigten jeden Regenten, auf seiner Hut zu sein, und sich in Vertheidigungsstand zu sezzen. George Wilhelm machte daher auch Anstalten zur Beschüzzung seiner Länder. Aber welche Anstalten! Hätte er recht mit Fleiß die Verwirrung vergrößern, das Elend der Unterthanen vermehren wollen: so konnten die Ein-

richtungen nicht passender sein. Anfangs wurden einige Truppen auf eine bestimmte Zeit angeworben. Im Jahre 1620 übernahmen die Stände die Verpflegung der Soldaten auf drei Monate. Im September lief die Zeit zu Ende. Mit großer Mühe überredete der Kurfürst die Landstände, den kleinen Haufen, welcher doch besser sei, als keiner, (hiergegen ließe sich vielerlei einwenden) noch zwei Monate beizubehalten. Die Bürger sollten die Stände deswegen nicht sauer ansehen; denn die Gefahr sei zu groß. Die Städte bezahlten die Fußknechte, die Ritter und Prälaten aber die Reuter. Das Geld wurde durch eine Kopfsteuer, eine Abgabe, die unter allen drükkenden gewiß die drükkendste ist, zusammengebracht. Von der Ukkermark ist eine weitläuftige Liste dessen, was jeder erlegen mußte, vorhanden. Ein unverheiratheter Edelmann war auf 6 Thaler, ein verehlichter auf 2 Thaler, seine Frau auf 1 Thaler, jedes Kind auf 12 Groschen taxirt. Nicht die niedrigste Magd, nicht der kleinste Dienstjunge wurde übergangen. Der Schweinhirte mußte 3 Groschen, der Futterschneider 6 Groschen, der Schließer 1 Thaler bezahlen. Vom Prediger wurde 1 Thaler, von seiner Frau 12 Gr., von jedem Kinde 6 Gr., vom Küster 12 Gr., von dessen Weibe 4½ Gr., vom Kinde 2 Gr. gefodert. Dies alles mochte vielleicht den Unterthanen schwer fallen, aber die Nothwendigkeit rechtfertigte es. Jedoch die übrige Einrichtung konnte nicht sonderbarer sein. Die Soldaten hatten kein bestimmtes Standquartier. Nur zu gewissen Zeiten kamen sie zur Muste-

rung

rung zusammen. Unterdessen liefen sie im Lande herum, und ernährten sich vom Betteln. Weil in den folgenden Jahren der Kurfürst kein Geld zur Bezahlung des Soldes hatte, und die Stände ihr Unvermögen vorschüzten, so war es festgesezt, daß ein Trupp von zehn Mann in jedem Dorfe 3 Groschen, ein einzelner Soldat aber von einem Bauer zwei Pfennige, von einem Koßäten oder Gärtner 1 Pfennig, und wenn er damit nicht zufrieden wäre, Prügel erhalten sollte. Nun durchzogen die Soldaten das Land, forderten sich allenthalben das Geld ein, und wenn sie durch waren, fiengen sie wieder von vorne an. Ein Schwarm folgte auf den andern, eine Bande lösete die andre ab. Bald machten sich Bettler, bald gar Räuber, bald auch Soldaten aus fremden Ländern diese Gelegenheit zu Nuzze. Alle gaben sich für brandenburgische Kriegsknechte aus, zeigten eine falsche Kundschaft von einem Hauptmanne vor, und trieben sich erst mit Güte, dann mit Gewalt die Gelder ein. Endlich erschienen sie gar mit Feuergewehren, begnügten sich nicht mehr mit Pfennigen und Groschen, sondern foderten 10 Thaler und drüber in Dörfern und Flekken, schlugen Fenster und Ofen mitten im Winter ein, und begingen den ärgsten Unfug. Hier war kein andrer Rath, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, der Kurfürst selbst wußte keinen andern zu geben. Die Dörfer rotteten sich zusammen, sie lauteten die Sturmglokken, sie riefen die Bürger zu Hülfe, und lieferten gegen ihre Unterdrükker Schlachten. George Wilhelm erließ alle Jahre die schärfsten Be-

 fehle

fehle gegen die Plakkereien der Soldaten; aber was nuzte sein Befehlen, da niemand gehorchte, da er seine Befehle nicht in Ausübung bringen konnte, da er die ruhigen Bewohner nicht anders zu schüzzen wußte, als daß er ihnen erlaubte, sich selbst Recht zu verschaffen?

Der Erfolg zeigte es bald, wie übel ersonnen, wie thörigt ausgeführt diese Vorkehrungen waren, wie schlechterdings Unrecht man hatte, zu sagen: daß ein kleiner Haufe Soldaten besser, als keiner sei. Das Gegentheil ist nur zu einleuchtend. Die Tirannei des Kaisers, welcher nach Belieben Fürsten ein- und absezte, Länder verschenkte, einzog, plünderte, nöthigte den Niedersächsischen Kreis, der vorzüglich gepreßt wurde, 1625 in ein enges Schuzbündniß zu treten, sich eiligst zu bewaffnen, und den König von Dänemark Christian IV. zum Obersten zu erwählen. Hier wäre die beste Gelegenheit für Brandenburg, Sachsen und die übrigen mächtigen Fürstenhäuser der Protestanten gewesen, dem Uebermuthe Oestreichs Grenzen zu sezzen, und das Kriegsfeuer vielleicht zu löschen, wenn sie sich an den Bund angeschlossen hätten. Aber Brandenburg wurde von knechtischer Furcht vor dem Kaiser, Sachsen von niedrigem Eigennuzze abgehalten, Deutschlands Freiheit zu retten. Leere Protestationen waren das einzige, was sie der Eigenmacht des Kaisers entgegensezten, als er zu seinen übrigen Gewaltthätigkeiten auch die hinzufügte, daß er die Pfälzische Kurwürde dem Herzoge Maximilian von Baiern übertrug.

Der

Der König von Dänemark erschien an der Spizze von 60,000 Mann im Felde. Einen Theil seiner Truppen kommandirte der Graf Peter Ernst von Mansfeld, ein Abentheurer, dem unter den Helden und großen Männern gewiß eine vorzügliche Stelle gebührt, dem man als einem Kinde der Liebe, obgleich vom Kaiser legitimirt, die rechtmäßige Geburt streitig machte, dessen Reichthum in seinem Degen bestand, dessen Hülfsquellen in seinem Geiste lagen, der oft überwunden, aber nie besiegt, aus seinen Niederlagen nur schreklicher hervorkam. Dieser sonderbare Mann zog dem östreichischen General Wallenstein, welcher einen wichtigen Paß bei der Dessauer Elbbrükke besezt hielt, entgegen, um ihn, wo möglich, von dort zu vertreiben. Seinen Weg nahm er durch die Kur- und Altmark Brandenburg: er besezte Havelberg und Brandenburg, so wie Fuchs, ein andrer dänischer Feldherr, Stendal, Salzwedel und Tangermünde. Alle Gegenvorstellungen des Kurfürsten, daß er keinen Krieg führe, und daher mit dergleichen Besuchen verschont zu bleiben wünsche, waren Worte in den Wind geredet. Mansfeld, der stets gewohnt war, seine Truppen auf Kosten der Länder, wo er hin kam, sie mochten gehören, wem sie wollten, zu unterhalten, schrieb in der Mark Lieferungen aus, trieb Geldbeiträge ein, und verfuhr wie in einer eroberten Provinz. Einige Kreise der Kurmark mußten ihm 233 Winspel Korn, 800 Winspel Gerste, 5040 Tonnen Bier, 5000 Ochsen, und 300 Hammel liefern. Die Wirthe mußten Essen und Trinken im

Ueber-

Uebermaaß reichen; und noch wurde ihnen oft die Speise an den Kopf, und die Butter an die Wand geworfen. Endlich näherte sich Mansfeld mit einem schwachen Korps der Dessauer Brükke, that mehrere muthige Angriffe auf die Oestreicher, erlitt aber am 25 April 1626 eine völlige Niederlage; denn von Wallensteins ganzer Macht im Rükken angefallen, mußte er mit einem Verlust von 3000 Todten weichen. Er zog sich ins Brandenburgische zurük, foderte neue Brandschazzungen, warb frische Truppen, und marschirte plözlich durch Schlesien nach Ungarn zu, um den Kaiser in seinen Erbländern zu bekriegen. Sein Aufenthalt in der Mark kostete den Brandenburgern 16 Tonnen Goldes. Die Märkischen Soldaten, die das Land schüzzen sollten, halfen es mit ausplündern: einige ernste Versuche, sich Mansfelden zu widersezzen, dienten nur dazu, daß mehrere Dörfer in Brand gestekt wurden. Eben dies Schiksal betraf die Stadt Nauen, deren Bürger den Mansfeldern den Eingang verweigerten.

Der Kurfürst überließ das Land seinem Schiksale, und zu seiner Rechtfertigung machte er nach dem Abzuge der Feinde Edikte bekannt, worin er den Unterthanen den erlittenen Schaden aufzählte, das, was etwa hätte geschehen können, vorrükte, und große Rüstungen im allgemeinen befahl. Sehr kläglich ließ er sich darüber aus, daß einige Mansfelder Dragoner die Kroßner Oderbrükke, die nicht auf eine Stunde zu entrathen sei, abgebrannt, und die Bürger durch Musketenschüsse vom Löschen abgehalten

ten hätten, da doch der Feind noch einige Meilen entfernt gewesen wäre. Hiermit konnte man sich denn trösten. Uebler kamen die beiden Edelleute Lüderiz und Wutenow aus dem Ruppinschen an: sie thaten dem Landesherrn einige Vorschläge, daß ihr Kreis durch die Ausschweifungen der Landessoldaten nicht ferner zu sehr leiden, und die Einwohner nicht wie Schaafe ohne Hirten sein möchten. Sie hätten, hieß es in der Antwort, ihr Schreiben lieber durch einen Dorfpriester, oder Küster sollen aufsezzen lassen, dann würde es nicht solche schwere Auflagen — Anklagen — enthalten haben, sie wollten alles tadeln, alles meistern, was bei Hofe geschähe. Darauf folgen eine Menge künstlicher Beschönigungen, daß die Regierung ihre Pflicht gethan habe.

Die große Niederlage, welche der Dänische König Christian IV. den 24 Aug. 1626 bei dem Dorfe Lutter am Barenberge vom Grafen Tilly erhielt, eine Niederlage, die ihm seine ganze Artillerie, 60 Fahnen, 4000 Todte, 30 Compagnien Gefangner kostete, verschlimmerte das Schiksal von Niedersachsen und von Brandenburg völlig. Verschiedne dänische Truppen breiteten sich in der Mark aus, Tilly verfolgte sie darin; beide hauseten fürchterlich. Von Schlesien aus rükte Wallenstein heran, und machte ebenfalls Brandenburg zum Schauplazze des Mordens und Plünderns. Der Kurfürst wußte vor Angst nicht, was anzufangen sei. Er demüthigte sich vor Oestreichs bluttriefendem Scepter, erkannte

kannte gern die der Pfalz abgenommene, und dem Baierschen Hause übertragne Kurwürde an, erklärte öffentlich, daß nur Gott und der Kaiser sein Oberherr sei, rief alle seine Unterthanen aus den Dänischen Diensten ab, machte die Dänischen Soldaten als Erzplünderer verhaßt, sprach mit großer Ehrfurcht von den Oestreichischen Truppen, die doch eben so toll wirthschafteten; ja vor Schrek wäre er beinahe katholisch geworden. Eine Haupttriebfeder aller dieser Schritte war der bekannte Verräther, der erste Minister, Adam von Schwarzenberg. Jedoch alle diese Demüthigungen dienten zu gar nichts. Die Kaiserlichen Heere gaben darum weder der Stimme der Menschlichkeit, noch der Freundschaft Gehör. Brandenburg erfuhr, besonders im Jahre 1627 alle Schrekken eines eroberten Landes, alle Greuel eines erbitterten Feindes: denn Freund oder Feind, das galt den Oestreichern gleich. Der Kaiser gab nichts zum Unterhalt seiner Truppen, und leben mußten sie doch; daher verzehrten sie, wie Heuschrekkenschwärme, die Kräfte jeder Provinz, unbekümmert, ob das mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit stimme oder nicht stimme. Nachdem die Mark den ganzen Sommer 1627 durch unaufhörliche Durchmärsche der Kaiserlichen ausgesogen war: so beschloß Wallenstein, sie durch die Winterquartiere noch vollends aufzureiben. Keine Bitten, kein Flehen, keine Vorstellungen des Statthalters, des Markgrafen Siegmund änderten etwas in dem Vorsazze Wallensteins, eines Mannes, der im Guten wie im Bösen unbeweglich bei seinen Endschlüssen beharrte.

Er

Er selbst rükte zu Anfange des Novembers in die Mittelmark, Montecuculi in die Neumark, Pappenheim in die Altmark. Jeder Befehlshaber forderte Sold, Lebensmittel, Steuern, alles was er nur brauchte. Montecuculi verlangte monatlich über 36,000 Gulden von der Neumark an baarem Gelde. Täglich mußten ihm wenigstens 30, oft 40, bisweilen 60 Schüsseln aufgetragen werden. Der niedrigste Offizierjunge nahm unter 6 Gerichten nicht vorlieb. Die gemeinen Soldaten begnügten sich mit dem Solde, den ihre Obern erpreßt hatten, nicht; sie raubten Kleider, Stiefeln, Geld, Viktualien wo sie es fanden, sie schlugen Kisten und Kästen auf, erbrachen die Kirchen, und stahlen, was nur einigen Werth hatte, sie holten die Pferde aus den Ställen, das Korn aus Scheunen und Böden, prügelten die Widersprecher, erschossen die, welche sich zur Wehre sezten, zündeten oft noch die ausgeleerten Gebäude an, und überliessen sich ihren viehischen Lüsten, besonders gegen das weibliche Geschlecht ungescheut. So gieng's in der einen, so in allen Provinzen. Wäre Brandenburg Oestreichs verhaßtester Feind gewesen, so hätte seine Strafe nicht grimmiger sein können. Dies aber waren die Dankbezeugungen für tiefe Demüthigungen, für sklavische Anhänglichkeit: so lohnen Despoten. Der Kurfürst wußte seinem armen Lande nicht anders zu helfen, als daß er beim Kaiser klagte, und bat. Aber der Gedrükte klage nur! Die Vorstellungen nuzten bloß dazu, daß man die Bedrükkungen kennen lernte, nicht daß man sie ab-

stellte.

stellte. „Mancher Kreis, so hieß es in dem kurfürstlichen Schreiben, bezahle monatlich 20,000 Gulden. Berlin habe allein monatlich 10,000 Gulden geben müssen; die Bürger verließen ihre Werkstäte, die Bauern ihre Güter. In Brandenburg bloß lägen 400 bis 500 Häuser wüste, der Feldbau würde nicht betrieben, weil alles Spannvieh geraubt worden sei; ja die Kaiserlichen Generale erlaubten nicht einmal, daß die wenigen Brandenburgischen Soldaten ihre Löhnung einheben dürften." Der ganze Schaden, welchen Wallenstein der Mark verursacht hatte, wurde auf *) 20 Millionen Gulden angegeben. Die übrigen niederdeutschen Länder hatten kein besseres Schiksal.

Auch

*) Diese Summe ist für die damaligen Zeiten ungeheuer groß; vielen schien sie daher übertrieben. Allein eine nähere Erwägung der Sache möchte die dagegen aufgeworfenen Zweifel wenigstens schwächen. Die ersten Feldzüge dieses schrecklichen Krieges that der Kaiser hauptsächlich mit den Truppen der katholischen Ligue. Der Herzog von Baiern, und der Graf von Tilly führten sie an. Natürlicherweise hing der Kaiser mehr von ihrem, als von seinem Willen ab. Endlich erbot sich Wallenstein, ein Böhmischer Baron, ein verdienter Offizier, von dem grenzenlosesten Ehrgeiz getrieben, eine eigne kaiserliche Armee von 50,000 Mann zu errichten, wozu Oestreichs Despot nur den Namen, und nicht die geringsten Kosten hergeben sollte. So lächerlich manchem dieser Antrag vorkam, so erfüllte Wallenstein sein Versprechen dennoch. Auf seine und seiner reichen Freunde Kosten, warb er die Truppen an, und durch Plünderungen fremder Staaten,

unter-

Auch in den folgenden Jahren litt Brandenburg, jedoch nicht mehr so schwer. Man behandelte

unterhielt er sie. Man erwäge, was eine ganze Armee zu ernähren kostet, welche Summen zur Erhaltung und Bewegung des Geschüzzes, der Magazine, Lazarethe gehören, welcher Räubereien sich die damaligen Anführer, Soldaten, Troßbuben und andre Rotten schuldig machten; man bedenke, daß die Länder, wohin jene Plünderschaaren kamen, alle diese Lasten tragen mußten; man bringe den Schaden an verbrannten Dörfern und Städten, an zertrümmerten Häusern und Schlössern, an zertretnen Feldern und verödeten Fluren mit in Anschlag; warlich, der angegebne Verlust von 20 Millionen möchte nicht zu hoch angesezt sein. Hierzu nehme man die mehr als asiatische Verschwendung des Generals Wallenstein. Kein Kaiser that es ihm an Pracht gleich, kein Beherrscher in Europa an Ueppigkeit zuvor. Außer seiner eignen großen Equipage folgten ihm auf seinen Feldzügen 50 Wagen, jeder mit 6 Pferden bespannt, zur Fortbringung seiner Bagage, und seiner Tischbedürfnisse, 50 andre vierspännige Munitionswagen, und 6 Karossen für seine vornehmen Hofleute. Funfzig Bedienten auf kostbaren Pferden reitend, führten 50 mit dem theuersten Geschirr versehne Handpferde. Seine Tafel war täglich mit 100 Schüsseln besezt. Funfzig auserlesene und angesehne Hellebardiers hielten die Wache in seinem Vorzimmer. Eine Menge glänzend gekleideter Lakaien waren überall vertheilt; 12 vornehme Diener gingen stets um seine Wohnung herum, jeden Lermen auf der Straße zu verhindern. Eine große Schaar Edelleute war in seinem Dienst; 6 Barone und 6 Ritter standen ihm immer zur Seite, seine Befehle zu empfangen; 4 Kammerherrn führten

delte es, wie eine eroberte Provinz, zog Geld und Lebensmittel daraus, aber die Truppen entfernten sich, um die Eroberungen bis an die Ostsee zu vollenden. Ganz Niedersachsen demüthigte sich, die mehrsten Fürsten entsagten dem dänischen Bunde; die übrigen wurden in die Reichsacht erklärt. Meklenburg's Herzoge traf das Ungewitter am stärksten. Sie verlohren ihre Länder; selbst, so viel am Kaiser

führten die Fremden zur Audienz; 60 Pagen aus den ältesten adelichen Geschlechtern erlernten auf seine Kosten unter den berühmtesten Lehrmeistern ihre Uebungen. Der Hofstaat seiner Gemalin entsprach dem seinigen. In Prag erbaute er auf den Schutthaufen von 100 niedergerißnen Bürgerhäusern einen Pallast, dessen Aeußres und Innres die ausschweifendste Pracht zeigte. Eine andre Wohnung zu Gidzin war nicht weniger prächtig. Seine Stuterei befand sich in einem großen mit Mauern umschloßnen Plazze, wo wenigstens 300 der schönsten Pferde zu jeder Zeit unterhalten wurden. Die Ställe enthielten marmorne Krippen; künstliche Springbrunnen verschaften das Wasser. Er vergrößerte die Stadt Gidzin, erbaute ein Karthäuserkloster, stiftete ein Jesuiterkollegium, und führte selbst eine protestantische Kirche zu Glogau auf. Zu Sagan fing er die Erbauung eines Schlosses an, an dessen prachtvoller Vollendung ihn nur der Tod verhinderte. Eben so grenzenlos war seine Freigebigkeit. Nie schenkte er weniger als 1000 Gulden; für geringe Dienste bezahlte er ausschweifenden Lohn, ungeheure für alle seine Spions in ganz Europa. — Welche Summen erfoderten diese Ausgaben? und woher nahm er sie anders, als aus den eroberten oder besezten Ländern?

Kaiser lag, die Hofnung, sie je zurük zu erhalten. Denn Wallensein wurde mit dem Titel und dem Besitz dieses Herzogthums belohnt. So viele widrige Schiksale nöthigten den König von Dänemark, für jeden Preis den Frieden zu erkaufen. Er wurde den 12. Mai 1629. zu Lübek geschlossen. Dem Könige gab der Kaiser die verlornen dänischen Länder wieder heraus, erpreßte ihm aber das Versprechen, sich nicht weiter in Deutschlands Angelegenheiten zu mischen.

Hätten die Spanier, die katholischen Reichsfürsten, und der kaiserliche Hof nur noch den geringsten Sinn für Billigkeit gezeigt, nur die leiseste Stimme von Menschlichkeit hören lassen, so hätte jezt dem Würgen und Morden, das bereits eilf Jahre gedauert hatte, ein völliges Ende gemacht werden können. Der böhmische Aufstand, die erste Veranlassung dieses gräulichen Krieges, war längst gedämpft, und gransam genug bestraft; der Kurfürst von der Pfalz für seine übereilte Annahme der böhmischen Krone, mehr als die blutdürstige Rache fodern konnte, gezüchtigt; jeder protestantische Fürst, der an diesem Streite Theil nahm, nur zu tief gedemüthigt. Kein rechtlicher Grund war mehr vorhanden, den Krieg fortzusezzen; kein scheinbarer Vorwand mehr da, das gedrükte Deutschland die Bürde ferner tragen zu lassen. Aber Oestreichs Tirannei wußte bald neue Ursachen aufzustellen, die dem Kriege eine längere Dauer, eine veränderte Gestalt, eine weitere Ausdehnung gaben. Oestreich

rükte

rükte mit einem Entwurfe hervor, der alle Freunde der Gerechtigkeit mit ewigem Hasse gegen seine Urheber erfüllen muß; der die damaligen Machthaber des Kaiserhofes mit unaustilgbarer Schande brandmarken, mit dem Fluche aller Zeiten belasten wird. Der Kaiser Ferdinand II. machte den 6 März 1629 das sogenannte Restitutions-Edikt bekannt; ein Edikt, welches die ganze protestantische Welt in Schrekken und Verzweiflung versezte; und welches ein immerwährendes Denkmal der Habsucht, der Ungerechtigkeit, des Despotismus der Habsburger zum Abscheu und zur Warnung der Nachkommen bleibt. Vermöge desselben sollten die Reformirten gar nicht einmal die öffentliche Duldung, noch weniger die freie Uebung ihres Glaubens genüßen, und die Lutheraner gezwungen werden, alle hohe und niedre Bisthümer, alle Abteien und Klöster, alle Kirchengüter und Geräthe, die sie seit 1552 eingezogen hatten, wieder an die Katholiken herauszugeben. Zwei Erzbisthümer, 14 Bisthümer und eine zahllose Menge Klöster standen auf der Restitutionsliste, die lange vorher entworfen, und weder nach Gewissen, noch nach Billigkeit gemacht worden war. Kaiserliche Kommissarien wurden in alle Kreise, und Soldaten als Trabanten der östreichischen Grausamkeit in alle Provinzen geschikt, um dies Bluturtheil zu vollstrekken. Da sahen nun die protestantischen Fürsten die Früchte ihrer sklavischen Ergebenheit an die Wiener Intoleranz, an Habsburg's unmäßigen Stolz, welcher Deutschland in eine östreichische Provinz verwandeln, alle Regierungen stürzen und sich zum einzigen Herr-

scher über Germanien empor arbeiten wollte. Der Kurfürst von Brandenburg mußte vorzüglich die Folgen des Restitutions-Ediktes fürchten. Denn als ein reformirter Stand, sollte er seine Gewissensfreiheit, und als Landesherr die drei eingezognen Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Lebus, nebst einer Menge ehemaliger Klostergüter verlieren. Zum Glük für die Protestanten entzweiten sich die katholischen Raubvögel über der unermeßlichen Beute, und verschoben die gänzliche Ausführung ihrer Plünderungen noch auf ein Jahr. Diese Verzögerung rettete Deutschlands Freiheit. Denn unterdessen erschien plözlich eine Hülfe für die gedrükte Menschheit: Gustav Adolph König von Schweden trat auf den Kriegsschauplaz mit dem Rachschwerdte in der Hand, um Oestreichs Tirannei für alle Ungerechtigkeiten zu züchtigen, seine stolzen Wellen zu brechen, und seinem Uebermuthe, der allen Gefühlen von Treue und Ordnung Hohn sprach, Zaum und Gebiß anzulegen. Am 24 Jun. 1630 landete Deutschlands Retter, der Held und Mensch Gustav Adolph mit 15000 erfahrnen, tapfern Schweden auf der Insel Rügen an der pommerschen Küste, bemächtigte sich der Oderausflüsse und mehrerer festen Oerter, überraschte mit Blizzesschnelligkeit Stettin, nöthigte den alten, schwachen Herzog Boleslav XIV. zum Bündnisse, sicherte sich hierdurch den Rükken, und trieb die Horden der Kaisertruppen vor sich her in die Flucht.

Die flüchtigen Schaaren stürzten sich in die Brandenburgischen Staaten, und rächten sich hier

in

Freundes Lande für den Schimpf und das Unglük ihrer Niederlagen durch Greuelthaten, die noch das Herz der spätesten Enkel mit Entsezzen und mit Verwünschungen gegen diese Unmenschen erfüllen werden. Willkührliche Schazzungen, viehische Schändungen der Frauenzimmer selbst in Kirchen und Gotteshäusern, Zertrümmerungen der Wohngebäude, Ermordungen der friedlichen Bürger und Landleute, Diebstähle, Mishandlungen jeder Art gehörten zur Ordnung des Tages: waren die Geschäfte von Unmenschen, die sich Freunde und Schüzzer der verrathnen Brandenburger nannten, die noch zur Verspottung aller Menschenrechte verlangten, daß die Märker die Waffen mit ihren Peinigern gegen die Schweden vereinigen sollten. Daß die Farben bei diesem Gemälde nicht zu grell aufgetragen sind, beweiset der Abscheu, der selbst die grausamen kaiserlichen Generale über die Grenzenlosigkeit jener Greuel ergrif: und die Drohung des obersten Feldherrn, Grafen von Schaumburg, welcher nach Wien berichtete, daß er das Kommando niederlegen würde, wenn man nicht dergleichen Schandthaten nachdrüklich hemmte; denn er könne die Barbareien nicht mehr mit ansehen. Der Kurfürst George Wilhelm befahl endlich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Plünderer zu ermorden; aber aus sklavischer Furcht, der Ehre des Kaisers zu nahe zu treten, sprach er doch mit aller Achtung von der räuberischen Armee, und verordnete, rechtliche Soldaten gut zu behandeln. Zu fest leitete ihn der Landesverräther, Graf von Schwarzenberg am Gängelbande, und hielt ihn

ab,

ab, sich vom Tirannenjoche Oestreichs loszureissen und dem Könige von Schweden, der ihm eine sichre Rettung darbot, in die Arme zu werfen. Er erlaubte den Kaiserlichen überall freien Durchzug, und verschloß den Schweden die Thore. Hierdurch häufte er das Unglük seines Landes. Schreklich mußte Frankfurt an der Oder für die Schwäche und verkehrte Staatspolitik seines Regenten büßen. Achttausend östreichische Soldaten, Ueberbleibsel jener Räuberbande, hatten sich unter Anführung des Grafen von Schaumburg in Frankfurt, dem einige schlechte Schanzen das Ansehen einer Festung gaben, geworfen, und aus Tollkühnheit erdreistet, der siegreichen schwedischen Macht Troz zu bieten. Am dritten Tage, nach Anfang des Angrifs den 3. April 1631 am Palmsonntage, liefen die Schweden Sturm, eroberten die Stadt, und ließen der Rache und der Wiedervergeltung freien Lauf. Der Wütrich, Graf Tilly, hatte zu Neubrandenburg die ganze schwedische Besazzung, die in seine Gefangenschaft gerathen war, wider alles Kriegsrecht, wider alles Menschengefühl in Stükken hauen lassen. Neubrandenburgisches Quartier rief daher der siegende Schwede zu Frankfurt, und stieß jedem käiserlichen Soldaten, er mochte auch noch so ängstlich um Erbarmung flehen, den Degen durch den Leib. Viele Tausende wurden so der Rache geopfert, viele in die Oder gestürzt, nur wenige entkamen durch die Flucht. Sodann wurde die ganze Stadt drei Stunden hindurch, einer entsezlichen Plünderung Preis gegeben, weil die Glut der schwedischen

Erbitterung nicht anders gekühlt werden konnte. Der König mußte der Nothwendigkeit nachgeben. Denn Grausamkeit lag nicht in seinem Karakter. Er that endlich durch Prügeln und Degenstöße der Wuth Einhalt, und ließ auch einige Soldaten, die zu weit gegangen waren, aufhängen.

Diese und andre Unglüksfälle machten den Kurfürsten von Brandenburg noch nicht weiser. Er zeigte die auffallendste Abneigung gegen Gustav Adolphen, seinen Schwager, seinen Glaubensgenossen als Protestanten betrachtet, seinen Retter, der ihn als Feind von den kaiserlichen Räubern befreiet hatte, und von dem er als Freund die wichtigsten Dienste erwarten konnte: hingegen bewies er noch immer die sinnloseste Anhänglichkeit an den Kaiser, den Erbfeind seines Glaubens, den Erbfeind der deutschen Fürsten, der ihm zur Zeit der Freundschaft nichts als Blutdurst, Verderben, Mord und Plündern hatte sehen lassen, der ihm schlechterdings als Widersacher nicht mehr Uebel zufügen konnte, als er ihm bisher unter dem Schein der Güte zugefügt hatte. Ungerührt von dem Elende seines Volkes, kalt gegen die vernünftigere Religion, gleichgültig gegen die deutsche Freiheit, gefühllos gegen seine eigne Anverwandten, legte George Wilhelm dem Könige von Schweden alle möglichen Hindernisse in den Weg, als er eben im Begrif stand, die größte Unthat des ganzen Krieges zu hintertreiben. Lange schon war die Stadt Magdeburg von den Kaiserlichen bedroht; zu Anfange des Aprils 1631

schweb=

schwebte sie in der augenscheinlichsten Gefahr, in die Hände des harten, barbarischen Tilly zu fallen. Der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, der Markgraf Christian Wilhelm, Erzbischof oder Administrator von Magdeburg, war zwar vom Kaiser in die Reichsacht erklärt worden, hatte sich aber seit kurzem verkleidet in die Stadt geschlichen, und ein Bündniß zwischen der, fast einer republikanischen Freiheit, genüßenden Bürgerschaft und dem Könige von Schweden zu Stande gebracht. Er und die Einwohner vertheidigten sich als Helden. Gustav Adolph eilte ihnen zur Hülfe, da die Gefahr mit jedem Tage wuchs. Mit 10 Regimentern Fußvolk und seiner ganzen Reuterei rükte er von Landsberg, welches er den 16 April erobert hatte, nach Berlin zu, vor, traf den 1 Mai zu Köpenik ein, und fertigte von hier aus den Grafen von Ortenburg an den Kurfürsten ab, mit dem Begehren, daß ihm die Festungen Spandau und Küstrin eingeräumt würden, damit er im Fall des Unglüks vor Magdeburg seinen Rükzug dekken könnte, und überhaupt den Rükken frei hätte. Dies ganz vernünftige Gesuch schlug der Kurfürst durchaus ab. Den 2 Mai schikte der König seinen Feldmarschall Horn nach Berlin; aber alles, was dieser bewirkte, war, der Vorschlag von Brandenburgischer Seite zu einer mündlichen Unterredung zwischen beiden Fürsten, die den folgenden Tag Statt haben sollte. Dies waren lauter hinterlistige Entwürfe des Ministers von Schwarzenberg, welcher den König so lange aufzuhalten suchte, bis Magdeburg erobert

obert wäre, welches, wie er wußte, sich nicht lange mehr vertheidigen konnte. Gustavs Scharfblik ergründete bald des Verräthers Tükke; doch zog er noch Güte der Gewalt vor. Den 3 Mai unterredeten sich in einem Gehölze zwischen Berlin und Köpenik die beiden Schwäger. George Wilhelm erschien mit allem Pompe seiner Würde, von der Kurfürstin, dem Kurprinzen und dem ganzen Hofstaat begleitet, um die Schwäche und die Kleinheit seines Geistes recht an den Tag zu legen. Gustav kam als Soldat mit vier Kanonen und einem Gefolge von Kriegern. Der Kurfürst glaubte den König mit Hofkomplimenten von seiner Foderung abzubringen. Gustav blieb unbeweglich. Jener bat endlich in der Verwirrung, daß er den Grafen von Schwarzenberg rufen lassen und um Rath fragen dürfe. Gustav entrüstete sich über dies Begehren, enthüllte ihm die Treulosigkeit dieses Günstlings, und erklärte geradezu, daß er mit einem Menschen nichts zu thun haben möchte, der in Feindes Sold stünde. Indessen aus Mitleid gegen die Verblendung des Kurfürsten erlaubte er ihm eine Unterredung von einer halben Stunde mit seinem Schooskinde. Er sprach während der Zeit mit der Kurfürstin. Nachdem die bewilligte Zeit verflossen war, kam George Wilhelm zum Könige zurük, und ersuchte ihn, übermorgen nach Berlin zu kommen; da der Staatsrath nicht gegenwärtig wäre, so könnte man hier keinen festen Endschluß fassen; in einigen Tagen sollte aber alles endschieden werden. Gustav erkannte leicht, wer diesen Rath gegeben habe,

und

und wozu er nuzzen sollte; er sahe zugleich, daß der schwache Fürst durch andre Gründe, als durch Vernunft bewegt werden müßte; darum brach er die Unterredung ab, und gab zum Schein seine Einwilligung zu jenem Rathe Ahitophels. Der Kurfürst reisete ganz sorgenlos, als hätte er einen Hauptstaatsstreich ausgeführt, nach Berlin zurük. Unvermuthet folgte ihm der König, bemächtigte sich der Stadtthore, und besezte das Schloß mit 200 Schweden während der Nacht. Mit Schrekken sahe sich George Wilhelm am Morgen von fremden Truppen umringt, lief in Todesängsten zum Könige, und flehte um leidliche Bedingungen. Mit dem Gefühl des gerechtesten Unwillens sagte Gustav: „Mein Weg geht nach Magdeburg, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand helfen, so vergleiche ich mich mit dem Kaiser, der mir gewiß zu einem ehrenvollen Frieden die Hand bieten wird; und dann ziehe ich in mein Land zurük. Aber ist Magdeburg erobert, und der Kaiser meiner los, so sehet zu, wie es euch deutschen Fürsten ergehen wird.“ Diese Rede, verbunden mit der Furcht vor der schwedischen Kriegsmacht, brachte den Kurfürsten nicht — zur Ueberzeugung, aber doch zum Nachgeben. Gustav begnügte sich mit der Festung Spandau, und versprach, sie wieder zurükzugeben, so bald er Magdeburg befreit, und seine Truppen in Sicherheit gebracht haben würde. Unverzüglich besezten nun die Schweden Spandau, und der König eilte seinen Bundesgenossen zu Hülfe. Daß George Wilhelm mit dem äußersten

Wider=

Widerwillen die schwedischen Foderungen erfüllt hatte, zeigt sein nachher an den Kaiser erlaßnes Schreiben, worin er ausdrüklich erklärt: „daß er nur aus Noth, und wider seinen Willen sich hierzu hätte bequemen müssen, weil es ihm unmöglich gewesen, sich der schwedischen Macht zu widersezzen, da man ihm die Defension seiner Lande genommen und ihn verlassen habe.“ Noch mehr verrieth der Graf Schwarzenberg seine Bosheit dadurch, daß er den Kurfürsten von Sachsen in dem Vorsaz bestärkte, den Schweden den Uebergang über die Elbe bei Wittenberg, und den Durchzug durch Sachsen zu verweigern. Noch unterhandelte Gustav Adolph mit den Sachsen, als die schrekliche Nachricht einlief, daß Magdeburg am 10 Mai erstürmt, von reissenden Thieren in Menschengestalt zerstört und in eine Steinmasse verwandelt worden sei; und am Grafen Tilly einen Eroberer erfahren habe, dem noch der späteste Enkel am lezten Tage der Erde fluchen wird.

Selbst die Feinde schauderten vor Magdeburg's entsezlichem Schiksal; Gustav Adolphs Schmerz überstieg alle Grenzen; und noch vermehrte der schwache, verrathne, kleinmüthige George Wilhelm seine Trauer dadurch, daß er die Festung Spandau zurükfoderte, weil nun Magdeburg denn doch verloren sei. Die Hauptursache, warum die Schweden Spandau besezt hielten, war die, ihren Rükken zu dekken; diese fand immer noch Statt; und darum gebrauchte der König Bitten, Ermahnungen, Vorstellungen; aber alles vergebens; denn der Verräther Schwarzenberg stählte des Kurfürsten

Brust.

Brust. Erbittert über eine solche Hartnäkkigkeit, über solche Treulosigkeit an der Wohlfahrt aller evangelischen Stände, räumte Gustav die Festung, erklärte aber zugleich, daß er von Stund an als Feind gegen seinen undankbaren Schwager handeln würde. Wort und That war bei ihm eins. Noch am Räumungstage, den 8 Jun. verkündigte ein schwedischer Trompeter zu Berlin, „daß den folgenden Morgen die königliche Armee vor den Thoren als Feindin erscheinen würde. Wenn man ihr nicht ohne Widerrede freien Einzug gestattete, so wollte der König an allem Unheil, Blutvergießen und Plünderung, so daraus erfolgen möchte, unschuldig sein.“ Kaum graute der Morgen, so hatten schon die Schweden rund um Berlin ihr Lager aufgeschlagen und ihre Kanonen gegen das Schloß aufgepflanzt. Alle Einwohner der Hauptstadt erblaßten bei diesem Anblik, und bestürmten den Hof mit Bitten um Abwendung des bevorstehenden Unglüks. Der Kurfürst schikte den eben anwesenden sächsischen Feldmarschall von Arnheim ins schwedische Lager als Vermittler. Der König antwortete ihm: „Mein Schwager hat die kaiserlichen Truppen in seine Länder aufgenommen, hat sie mit allen Bedürfnissen unterstüzt, hat ihnen alle Festungen und Plätze, die sie begehrten, geöffnet, und durch alle diese Dienstleistungen doch nicht so viel erreicht, daß er und sein Volk nur menschlich behandelt worden wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit beim Glükswechsel, eine mäßige Summe Geldes, und Brodt für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm Schuz gegen

jeden

jeden Feind, und Entfernung des Kriegsschauplaz-zes von der Mark. Auf diesen Foderungen aber bestehe ich auch durchaus. Der Kurfürst entschließe sich daher, ob ihm meine Freundschaft nüzzen, oder meine Feindschaft seine Hauptstadt die Schrekken der Plünderung erfahren lassen soll." Diese entschloßne, nachdrükliche Rede wirkte. Noch einige Tage ward unterhandelt; der Kurfürst selbst begab sich mit seinem Prinzen ins schwedische Lager, und am 11 Jun. ward ein Freundschafts- und Bundesvertrag abgeschlossen, nach welchem der Kurfürst eine monatliche Unterstüzzung von 30,000 Thalern an die Schweden versprach, Spandau von neuem dem Könige überließ, auch die Oeffnung der Festung Küstrin bei jedem Nothfalle gestattete. Aus Freuden über die Beendigung dieser Streitsache, wollte Gustav Adolph seinem fürstlichen Schwager eine kriegerische Ehre erweisen. Er ließ die aufgepflanzten 90 Kanonen losbrennen. In der Eile vergaß man die Stükke umzukehren; 40 derselben waren scharf geladen; die Kugeln flogen durch die Häuser, richteten jedoch zum Glük keinen Schaden an. Die Berliner kamen noch mit dem Schrekken davon, den ihnen diese gefahrdrohende Ehre einflößte. Der Kurfürst erließ hierauf unterm 25 Jun. ein demüthiges Schreiben an den Kaiser, worin er sich wegen des Vorgefallnen entschuldigte, und unter andern als einen Grund seiner Nachgiebigkeit gegen Schweden thöricht genug, den Umstand anführte, daß ihm die Vertheidigung seines Landes von Oestreichischer Seite nicht erlaubet worden wäre; denn sonst hätte

ihm

ihm der Schwede das nicht zumuthen sollen, was nun geschehen sei. Das Wiener Kabinet antwortete ihm, wie gewöhnlich, kalt und stolz: daß die Schweden seine Staaten so wenig verschonen würden, als es die Kaiserlichen gethan hätten; und daß es ihm noch beschwerlicher gefallen sein würde, wenn er sich selbst hätte in Vertheidigungsstand sezzen, und auch aus schuldigem Gehorsam dem kaiserlichen Volke Proviant und andre Nothwendigkeiten liefern wollen. Welch eine übermüthige, despotische Sprache! Ein deutscher Fürst muß also aus schuldigem Gehorsam gegen den Kaiser seine Länder plündern lassen! Und immer blieb der schwache Kurfürst dem Unterdrükker Deutschlandes, dem Kaiser, wenn gleich nicht öffentlich, doch heimlich ergeben. Der treulose Schwarzenberg suchte Gustavs, des Bundesgenossen, Endwürfe zu zernichten oder zu hindern; im Stillen gab er dem Wiener Hofe von allem Nachricht, um die Schweden in ihrem Siegerlaufe aufzuhalten.

George Wilhelms Handlungen flossen aus keinen festen Gründen, aus keiner Kenntniß der wahren Staatskunst, waren weder nach dem Vergangnen, noch nach der Zukunft berechnet; schwankend und nur nach dem Drängen der Gegenwart regierte er, wenn dies anders regieren genannt werden kann, auf gut Glük in den Tag hinein, unbesorgt, was des Landes Wohl befördre oder hindre. So lange das Glük den Schweden Sieg auf Sieg zuwendete, so hing er ihrer Parthei an. Als aber Gustav

Adolph in jener berühmten Schlacht bei Lützen den 6 Nov. 1632 sein Leben verlohr, das schwedische Heer in den folgenden Jahren mancherlei Unfälle, und den 7 Sept. 1634 bei Nördlingen eine gänzliche Niederlage erlitt: da wechselte der Kurfürst mit dem Glükke auch seine Gesinnungen. Ein andrer eben so theurer George, der Kurfürst Johann George von Sachsen fiel von den Schweden öffentlich ab, und schloß zu Prag den 20 Mai 1635 einen übereilten Frieden, welcher seinen eigennüzzigen Absichten, seinem kurzsichtigen Geiste, seiner undeutschen Denkungsart zur steten Schande gereichen wird. Sein Sohn ward als Erzbischof von Magdeburg anerkannt, die Vollstrekkung des tirannischen Restitutionsediktes eingestellt, der Genuß der eingezognen Kirchengüter auf 40 Jahre bis auf weitern Austrag der Sache den Protestanten gewährt, und jeder, der diesen Frieden nicht annehmen würde, für einen Reichsfeind erklärt. Der Kurfürst von Brandenburg war der ersten einer, welcher Treue und Glaube gegen die Schweden brach, und diesen schädlichen Frieden annahm, wofür ihm zwar der Kaiser seine Rechte auf Pommern bestätigte, gegen die Erbitterung der Schweden aber nicht schüzzen konnte. Dieser Prager Friede veränderte bloß die Gestalt der Partheien, nicht die Wuth des Krieges selbst. Brandenburg fühlte seine Bürde nicht um einen Gran erleichtert; alle Schrekken der Zerstörung fuhren fort, es zu Boden zu drükken.

Die

Die Schwäche des Kurfürsten zeigte sich im Jahre 1637 ganz auffallend dadurch, daß er mit dem Kaiser auf Schwarzenbergs Zureden einen Vertrag schloß, der ihn, einen freien Fürsten, zum abhängigen Vasallen Oestreichs erniedrigte. Er erklärte sich öffentlich gegen die Schweden als Feind, und befahl allen seinen Truppen, allen seinen Befehlshabern in den Festungen, allen Anführern im Felde, dem Kaiser einen Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Was hieß dies anders, als den Kaiser zum Herrn von ganz Brandenburg, zum Gebieter in den drei Festungen, Spandau, Küstrin, Peiz, zum Regenten über Land und Leute machen? Der Verräther Schwarzenberg legte als General-Gouverneur aller Festungen und Marken zuerst diesen unerhörten Eid ab, und nöthigte die Unterbefehlshaber, seinem Beispiele zu folgen. Sie thaten es. Nur ein einziger erhob seine Stimme gegen eine so unpatriotische Foderung, Konrad von Burgsdorf, Kommandant von Küstrin war es, welcher Muth und Vaterlandsliebe genug hatte, sich den Befehlen, den Drohungen, den Verfolgungen des allgeltenden Günstlings zu widersezzen. Frei und furchtlos antwortete er: ich diene nur einem Herrn, und dies ist der Kurfürst. Ihm habe ich Treue geschworen, und ich werde sie halten, selbst mit Verlust meines Lebens. Andre Herren kenne ich nicht, andern Gebietern schwöre ich nicht.

Einen scheinbaren Vorwand zu dieser Unterwürfigkeit mußte die Hofnung, Pommern zu erlangen,

gen, hergeben; ein Umstand, welchen der Landesverräther Schwarzenberg sehr wohl zu seinem Vortheil zu benuzzen wußte. Durch den Kaiser, hieß es, könne Brandenburg seine Rechte auf Pommern am gewissesten geltend machen, darum müsse man sich ihm ganz und blindlings in die Arme werfen. Wie sehr man sich irrte, zeigte der Erfolg. Der lezte Herzog von Pommern Bogislav XIV., ein schwacher, thatenloser Fürst, vom gemeinen Schlage, nur da, um das Gedächtniß der Nachkommen mit seinem unbedeutenden Namen zu beschweren, war den 20 März 1637 ohne Erben verstorben. Vermöge alter Verträge hatte niemand anders, als Brandenburg, gegründete Ansprüche auf die Erbfolge. Allein wo Kanonen entscheiden, da gelten Papiere nicht. Die Schweden hielten Pommern besezt, und erklärten nicht nur, es vor jezt während des Krieges zu behaupten, sondern es auch auf immer zum Ersaz der Kriegskosten ihren Staaten einzuverleiben. George Wilhelm schikte einen Trompeter nach Stettin an die Regierung, mit dem Befehle, daß die Pommern ihm allein huldigen, sich ihm als dem nunmehrigen Oberherrn unterwerfen, und als solchem gehorchen sollten. Unvorsichtig genug hatte er die Ermahnung mit einfließen lassen, daß sie die Schweden, welche im Besiz aller Festungen und wichtigen Plätze wären, vertreiben möchten. Der Ausgang dieser Trompetergesandtschaft läßt sich leicht errathen. Der schwedische Befehlshaber zu Stettin wollte den Boten aufhängen, und ihm den Brandenburgischen Befehl an den

Kopf

Kopf nageln lassen. Die Fürbitte der herzoglichen Witwe rettete dem unschuldigen Menschen noch das Leben. Die Schweden untersagten hierauf den Pommern allen Briefwechsel mit Brandenburg, alle Gemeinschaft mit dem Berliner Hofe, allen Gehorsam gegen George Wilhelms Befehle. Des Kaisers Freundschaft konnte dem leztern nicht zu seinen Rechten verhelfen. Der Kurfürst mußte sich begnügen, seinen Namen mit einem neuen herzoglichen Titel zu schmükken, und auf dem deutschen Reichstage ein Paar Stimmen mehr abzulegen.

Der Krieg gieng wie der fressende Feuerstrom der Vulkane seinen zerstörenden Gang unaufgehalten fort. Schlachten wurden auf Brandenburgischem Boden geliefert; Kontributionen von Schweden und Oestreichern erpreßt; Räubereien und Diebstähle von den kurfürstlichen Truppen, selbst von Offizieren und Gemeinen im gleichen Grade verübt, um nur ihr Leben zu fristen; giftige Seuchen gingen mit dem Würgengel des Krieges Hand in Hand, entblößten meilenweit die Dörfer von Einwohnern, und entvölkerten die Städte. Im Jahre 1637 standen in Berlin 168 Häuser ganz leer; 30 waren bloß von einsamen, ausgehungerten Witwen bewohnt. Der Verräther Schwarzenberg schwelgte dennoch bei allem Jammer; an den Tagen der Gefahr, beim Anzuge feindlicher Truppen verkroch er sich. Und dennoch strafte dieser Bösewicht, der wie alle Tirannen, grausam und feigherzig war, nachher die Magisträte und Bürger, als ob sie den Feinden Vorschub

schub gethan hätten, er, der der größte Feind des Vaterlandes war, welches folgende drei Thatsachen noch vollends außer Zweifel sezzen.

Erstens stand er bei dem Kaiser Ferdinand II. in solcher Gunst, als keiner seiner eignen verdientesten Räthe und Feldherrn. Schwarzenberg vertrat als Gesandter die Stelle des Kurfürsten bei der römischen Königswahl des kaiserlichen Sohnes 1636. Hier überfiel ihn eine Krankheit, welche dem Kaiser so sehr zu Herzen ging, daß er der Jungfrau Maria zu Bogenberg ein köstliches Gelübde versprach, wenn sie durch ihre Fürbitte bei Gott dem Grafen die Gesundheit wieder erflehte. Beides geschahe; Schwarzenberg ward gesund, und der Kaiser erfüllte, was er dem Wunderbilde Mariens gelobt hatte. Ein ähnliches Gelübde hatte er eben der Maria verheißen, wenn sie seinem Sohne Ferdinand III. den römischen Königsthron verschafte. Maria hielt Wort; die Wahl fiel auf den Prinzen; aber der Kaiser vergaß seines Versprechens bis einen Tag vor seinem Tode. Ferdinand II. mußte folglich von Schwarzenbergs Leben mehr Nuzzen erwarten, als über seines eignen Sohnes Glük Freude empfinden. Schwarzenberg mußte dem Kaiser unentbehrlich, und sein Verlust unersezlich scheinen: er mußte also Verräther an Brandenburgs Wohlfahrt sein. Denn sonst konnte ein fremder Monarch auf seine Erhaltung nicht einen so hohen Werth sezzen.

Zum

Zum andern opferte Schwarzenberg seines Herrn Vortheil bei den noch fortdauernden klevischen Erbfolgestreitigkeiten auf. Im Jahre 1628 schlug der Prinz von Oranien einen Vergleich vor, welcher für Brandenburg sehr nüzlich war. Aber Schwarzenberg widersezte sich, und hinderte eine Theilung der Länder, wo George Wilhelm Gewinn gehabt hätte; und statt dessen brachte er 1629 zu Düsseldorf einen Vertrag zu Stande, wo Brandenburg Schaden erlitt. Der Herzog von Pfalz-Neuburg erhielt Jülich, Berg, Ravenstein und alle Ansprüche auf veräußerte Güter; der Kurfürst nichts, als Kleve und die Mark. Ravensberg blieb gemeinschaftlich. Weil die Treulosigkeit des Ministers jedem zu sehr in die Augen fiel, so bedung er noch 167,000 Thaler, welche der Herzog von Neuburg an Brandenburg in drei Jahren bezahlen sollte. Immer aber war der Vortheil auf Neuburgs Seite. Der Vergleich sollte 20 Jahre dauern, wenn nicht unterdessen die Streitsache gerichtlich oder gütlich auf eine andre Art beendigt würde. Bitter beklagte sich daher Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, über die Verrätherei des bestochenen Schwarzenbergs.

Der dritte Vorfall läßt wohl den tiefsten Blik in des treulosen Dieners ehrgeizige, hinterlistige, verrätherische Seele thun. Die Gewalt des Landesherrn, welche er an sich gerissen hatte, war ihm noch nicht genug. Er wollte ihm auch die äußere Würde rauben, wollte sich selbst den Kurhut auf-

sezzen,

sezzen, und aus dem Staube eines Edelmannes bis zum Gipfel eines Reichsfürsten heraufklettern. George Wilhelm hatte nur einen Sohn, jenen Friedrich Wilhelm, dessen Herrschergröße die Nachwelt eben so anstaunet, als sie des Vaters weibische Schwäche verdammet. Diesen Prinz, die Hofnung, die Stüzze des Landes, das Muster künftiger Fürsten wollte der boshafte Schwarzenberg auf irgend eine Art ums Leben bringen, um sich an seiner Stelle auf den Regentenstuhl sezzen zu können. Er überredete den Vater, welcher sich alles vorreden ließ, den Prinzen im 15 Jahre auf Reisen zu schikken. George Wilhelm fand dies gut, obgleich der Krieg von einem Ende Europens bis zum andern mit beispielloser Wuth schon fast ein Menschenalter hindurch tobte, obgleich die Pest in mehr als einem Lande ganze Generationen hinraffte, obgleich auf allen Wegen tödtende Gefahren drohten. Der Prinz reisete nach Holland. Schwarzenberg hofte mancherlei wichtige Vortheile von der Entfernung eines Jünglings zu ziehen, dessen reifender Verstand keinen Schwächling, keinen George Wilhelm verrieth. Zuvörderst konnte er nun ungehindert in der Mark tirannisiren und schwelgen; dann verließ er sich auf die Hülfe einer Krankheit oder auf die Gewalt des Krieges, welche den Prinzen um Leben und Scepter bringen würden. Da der Zufall seine Anschläge nicht begünstigte, so machte er neue Entwürfe. Er fing die Briefe des Sohnes auf, und verläumdete ihn beim Vater, um Herzen zu trennen, welche die Natur verbunden hatte. Er gab

vor,

vor, daß der Prinz eine pfälzische Prinzessin heirathen, und die Regierung der klevischen Länder eigenmächtig noch bei Leben des Vaters an sich reissen würde. Dabei schob er den gewöhnlichen Popanz, wovor George Wilhelm bebte, das kaiserliche Schrekbild vor. Der Kaiser, hieß es, würde ein solch Beginnen höchst misfällig aufnehmen, weil der Prinz alles unterm Schuzze der Niederländer, der kaiserlichen Feinde, ausführen wollte. Man sollte ihn daher lieber nach Wien senden. Dies leztre bedenkliche Vorhaben hintertrieb die Kurfürstin. Der Kurfürst selbst ließ sich zum Spielball des Ministers brauchen; er glaubte dies ungereimte Zeug, und rief seinen Sohn nach Hause, weil Schwarzenberg immer neue Projekte brütete, und, ein zweiter Proteus, veränderte Gestalten annahm. Aber der Prinz fand seinen Aufenthalt in Holland, zur Ausbildung seines Verstandes, seiner Sitten, seines kriegerischen Geistes sehr vortheilhaft. Darum bat er den Vater, länger hier verweilen zu dürfen. Die holländischen und klevischen Stände unterstüzten das Gesuch; der Herr von Schulenburg, der ihn abholen sollte, wendete sich auf ihre Seite, und der Prinz blieb. Schwarzenberg flüsterte dem Vater neue Verläumdungen ein; und dieser ward auffallend kälter gegen seinen Sohn. Der Prinz erfuhr alles. Plözlich entschloß er sich nun zu thun, was er vorher nicht Willens war. Er reisete unvermuthet nach Berlin zurük, um das giftige Gespinnst der Klätschereien zu zerstören. Schwarzenberg zitterte vor dem heldenmüthigen Jünglinge;

linge; und nach der Weise aller feigen Seelen entschloß er sich zum Meuchelmorde. Er verstekte gedungne Banditen, wenn der Prinz auf die Jagd ging, hinter Gebüsche. Alles vergeblich. Der Ewige wachte über die Tage eines Fürsten, der zum Glükke vieler Tausende bestimmt war. Selbst in seine Schlafkammer schloß der Verräther erkaufte Mörder ein; der Prinz ertappte einstens einen mit bloßem Degen unter seinem Bette. Da auch dies nicht den Erfolg hatte, wie ihn der Graf Schwarzenberg wünschte, so sann er einen neuen Mordanschlag aus, der ihm nach seiner Meinung nicht fehlschlagen konnte. Er veranstaltete den 18. Jun. 1638 ein großes Gastmahl, aus Freude über die Zurükkunft des Prinzen, wie er vorgab; in der That aber aus Begierde, ihn zu vergiften. Der Prinz traute dem boshaften Minister in keinem Stük mehr; darum nahm er die Einladung nicht an. Schwarzenberg wiederholte seine Bitten, der Prinz gab ihnen um desto weniger Gehör, je dringender sie waren. Endlich verstekte sich der ränkevolle Günstling hinter den schwachen Vater; George Wilhelm befahl seinem Sohne zum Gastmahl zu gehen, und dieser ging. Gleich im ersten Bissen Brodt empfing er Gift. Eine plözliche Uebelkeit, die ihn zur Entfernung von Tische nöthigte, war das erste Zeichen davon, und eine schwere Krankheit, in die er nachher verfiel, die weitere Folge. Jedoch die Stärke seines festen Körpers, und die Geschiklichkeit des Leibarztes Martin Weise, retteten ihn vom augenscheinlichen Tode. Ein häß-

häßlicher Ausschlag blieb im Gesichte zurük, und erst nach einigen Jahren verlohr er sich. Der Vater ahndete dennoch nichts Arges. Mit stumpfer Gleichgültigkeit fragte er nach keinen Regierungssachen mehr. Er übergab dem Grafen Schwarzenberg eine Menge Vollmachten, leere Papiere mit der kurfürstlichen Unterschrift, auf welche der Verräther nach Belieben Befehle hinfüllen konnte, wie sie ihm der Geist eingab. Mit einem dergleichen Blankett veranstaltete er die Wahl seines katholischen Sohnes zum Koadjutor des Heermeisterthums zu Sonnenburg wider alle Ordensregeln. Der Kurfürst selbst verließ in Begleitung seines Sohnes die Mark ganz, und reisete nach Preußen, um von den Ständen ein freiwilliges Geschenk zu erbitten. Denn die Geldnoth nahm so zu, daß selbst Schwarzenberg Vorstellungen über das Elend des Landes, woran er doch vornähmlich Schuld war, einreichte. George Wilhelm gab die weise und tröstliche Antwort: man müsse sich beruhigen, bis die Umstände sich änderten. Und zum Glük der Brandenburger änderten sie sich bald. Der Tod, der schon so manches Gute stiftete, befreite den Kurfürsten von der Bürde der Regierung, und bald darauf das Land von dem schwarzen Dämon, dem Grafen, der sie plagte. George Wilhelm hatte schon lange über einen Beinschaden geklagt. Das Uebel nahm zu. Ein hizziges Fieber ergriff ihn darauf. Er starb den 21 November alten Stils 1640 auf dem Schlosse zu Königsberg in den Armen seines Sohnes 45 Jahr alt, und wurde in der dortigen

herzoglichen Gruft beigesezt. Seine Gemalin Elisabet Charlotte lebte noch fast 20 Jahre länger. Sie hatte ihm vier Kinder geboren, von denen bei seinem Tode aber nur folgende drei übrig waren: der Kurprinz Friedrich Wilhelm; die nachherige Gemalin des Herzogs von Kurland, Louise Charlotte; und Hedwig Sophie, welche den Landgrafen Wilhelm VI, von Hessenkassel ehlichte.

Unter George Wilhelms Regierung waren nicht bloß diejenigen Uebel, welche ein beispielloser Krieg verursachte, von ungewöhnlicher Größe: sondern auch das moralische Verderben erreichte eine Höhe, die den Nachkommen kaum glaublich scheinen sollte. Alle politischen Marktschreier unserer Tage, alle geistlichen Einfaltspinsel unserer Zeit, alle glaubensfeste Schwärmer, welche über den Verfall der guten Sitten, der reinen lutherischen Lehre, der wahren Gottseligkeit gereimte und ungereimte Klagen erheben, und durch thörigte, zum Theil lächerliche Vorschläge und Anstalten dem, was sie altes Christenthum, verständige Männer aber Sauerteig und Aberglauben nennen, aufhelfen wollen: alle diese sollten doch nur einen Blik auf die Geschichte der verfloßnen Jahrhunderte werfen, mit welcher Beschämung würden sie da den Ungrund aller Lobpreisungen der alten Zeiten einsehen, mit welchem Erstaunen zugeben müssen, daß das Christenthum damals gewiß nicht ein wahres, ein reines sein konnte, wo eine solche Verdorbenheit der Moralität

lität angetroffen wurde, als wir jezt schildern wollen. Die Brandenburger sezten ihre ganze Gottesverehrung darin, daß sie des Sonntags zweimal in die Kirche gingen; und alsdann in die Gasthöfe und Schenken eilten, um mit Fressen, Saufen, Huren, Spielen, Bankettiren, Tanzen den Leib zu ergözzen, nachdem sie vorher die Seele genährt hatten. Die orthodoxen Seelenhirten, die Lehrer des reinen Christenthums, wohnten diesen heiligen Zusammenkünften mit bei, und drükten auf die Tollheiten, die in Wein- und Bierkellern verübt wurden, das Siegel der Rechtgläubigkeit, soffen sich mit ihren Kirchkindern bis in die Nacht hin, toll und voll, schwärmten und lärmten, und ließen sich mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten. Auf den Dörfern, besonders auf denen, wo Filiale waren, wurde der Gottesdienst am späten Abende gehalten, mit Schnarchen, Schlafen und ärgerlichen Ausschweifungen zugebracht. Nachher beschloß man den Festtag, oder vielmehr die Festnacht mit Saufen und Tanzen in der Schenke. Häufig traten nach geendigter Predigt Komödianten, Fechtmeister, Springer, Linienflieher, Tanzmeister, Bären- und Affenführer auf; und ihren kurzweiligen Possen sahen nicht bloß der Pöbel, sondern auch die vornehmere Bürgerschaft, der Rath, und die Geistlichkeit mit vieler Ergözlichkeit zu. Die Dörfer ahmten den Städten nach.

Taufen und Hochzeiten misbrauchte man zu Krämereien, zu Betteleien, zu Schwelgereien;

zu

zu Mitteln, Geschenke und Kleinodien zu erwerben, und zu Gelegenheiten, das Erworbene wieder zu verprassen. Mancher hat, wie ein damals lebender Schriftsteller, der kurfürstliche Regierungsrath von Borne erzählt, ganze Städte und Landschaften, Regimenter zu Roß und Fuß zur Gevatterschaft, wobei etliche Tage bankettirt, gefressen, gesoffen, geschwärmet, und nicht anders gewirthschaftet wurde, als wenn der türkische Kaiser zu Konstantinopel seinen Geburtstag begänge. Die Hochzeiten wurden mit solchem Aufwande und Ueberfluß, mit solcher Ueppigkeit und Wollust, mit solchem Fressen und Saufen gefeiert, daß die jungen Eheleute das Erbe ihrer Vorfahren, oder den Verdienst ihrer Jugend an einem Tage vergeudeten; und sich durch Anschaffung prächtiger Kleider, und kostbarer Geräthe an den Bettelstab brachten und so sehr in Schulden stürzten, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mehr daraus empor arbeiten konnten. Hierzu kamen die heidnischen Gewohnheiten und Feste an Fastnacht- Martini- und andern Sauf- und Freßtagen, daß der Hof, und alle Zünfte und Gewerke mit Maskeraden, und andern Unsinnigkeiten in Quaß und Fraß die Zeit tödten. Selbst bei Leichenbegängnissen opferte man der Ueppigkeit. Unmäßige Summen verwendete man auf das eitle Gepränge der Todten: noch größere auf die Schwelgerei der Lebenden. Adeliche, deren Einkünfte nicht die reichlichsten waren, sammleten ein Jahr und darüber, um die Leiche, welche so lange unbeerdigt blieb, recht kostbar den Würmern übergeben

geben zu können. Die ganze Nachbarschaft wurde eingeladen, und mehrere Tage hindurch zu Saufen und Schmausen und Schwärmen angehalten, wobei sehr oft der Grund zu neuen Leichenbacchanalien gelegt ward; denn es war nichts seltnes, daß man sich bei solchen Gelegenheiten raufte, schlug und mordete. Das Vermögen der Begrabnen reichte zu solchen Festen gewöhnlich nicht zu; die Witwen und Waisen mußten oft ihr ganzes Leben hindurch darben, weil man an einigen unglüklichen Tagen verschwendet hatte. Die Geistlichen rühmten diese Ausschweifungen noch obendrein, da sie doch dem Verstorbenen zur lezten Ehre erwiesen würden. Je weniger sie aber auf die wirkliche Reinigkeit der Sitten und der Tugend sahen, desto schärfer sahen sie auf die vermeintliche Reinigkeit des Glaubens und der Schultheologie. Der Weigelianismus war für die Hermesse des vorigen Jahrhundertes das, was die verrufne Aufklärung für die Verfinsterer unsers Säkulums ist; ein Wort, das ihre schwarze Galle ins Blut trieb, und ihren geistlichen Zorn bis zum Schnauben erregte. Es erschienen 1637 und 1639 landesväterliche Vermahnungen an die Geistlichkeit, diesen seelenverderblichen Irrthum fahren zu lassen. Jedoch zur Ehre der damaligen Ediktmacher sei es gesagt, daß die Art, wie sie verfuhren, sich sehr rühmlich von dem drohenden Tone unterschied, der in unsern verfeinerten Zeiten unter der Ministerschaft des bekannten Wöllner gehört wurde. Den Konsistorien wurde befohlen, die Irrenden erst hinlänglich zu belehren, und von ihrem Vergehen ge-

gen die Religion zu überzeugen. Wäre dies geschehen, und keine Besserung erfolgt, dann erst sollte man zur Absezzung schreiten. Was doch die Alten weitläuftig und umständlich waren, und sich die Prozesse erschwerten! Da lobe ich mir die neuern Glaubenshelden, Wöllner, Hermes und Konsorten, die schlugen ihre Feinde mit der Keule des Herkules ohne weitre Umstände zu Boden. Was ist erst die Belehrung nöthig? Das wäre ein langes und breites, die Neologen zu belehren, und gar ein schwer Stüklein Arbeit, sie von ihrem Unrecht zu überführen, und ihnen zu beweisen, daß ein Quadrat rund, und die Sonne ekkig sei: es ist ja weit kürzer, und mit weniger Kopfbrechen verbunden, wenn sie sagen: ihr Aufklärer seid — Aufklärer; und da wir das Ding nicht leiden mögen, so irret ihr: und jeder Irrthum ist Sünde, und jede Sünde verdient den Tod. Darum müßt ihr bürgerlich und moralisch todtgeschlagen werden; und das alles von Rechts wegen.

Lobenswerth war das Verhalten der Regierung gegen einen kirchlichen Misbrauch, der zur Schande unsrer Zeiten, noch jezt an manchen Orten geduldet, und wohl gar vertheidigt wird; dies ist der Exorcismus, oder die Austreibung des Teufels bei der Taufe. Es erschien 1624 ein Edikt, worin zuvörderst das Thörige und Anstößige dieser Bannerei, aus Luthers und Hunnius Schriften gezeigt, und sodann erlaubt wurde, sie ohne Bedenken wegzulassen, wenn die Eltern es zufrieden wären. Die

Bemerkung, daß es besser sei, solchen Aberglauben ganz fahren zu lassen, beschloß das Reskript. Aber das war auch nur der eine leuchtende Stern, der in der stokfinstern Nacht der Irrthümer funkelte. Der Kurfürst selbst beherbergte die ungestaltesten Misgeburten des Aberglaubens in seinem Kopfe. Mehr als einmal vermahnte er zum christlichen Wandel, weil viele Wunderzeichen haufenweise im Lande gesehen würden. Am 24. August 1629 sei, wie er versicherte, ein prodigium, wie ein Drache gestaltet, 24 Meilen weit herumgezogen, welches noch von keinem Wunderzeichen erhört worden wäre. Dies könne und müsse ein jeder für eine Anzeige eines über die Welt sehr erzürnten Gottes aufnehmen und halten. Hiervon nimmt er denn Gelegenheit, mit den stärksten Ausdrükken gegen die Schulkomödien zu eifern, welche hie und da von Lehrern und Schülern aufgeführt wurden. Es ergingen an Magisträte und Schulkollegen scharfe Verbote wieder diese Affereien, wider dieses hölzerne, heillose Wesen, welches selbst bei Heiden nicht zu Zeiten der Noth geduldet worden sei. Denn wenn man alle Historien durchsuche *), so finde man nicht, daß sich die Heiden so sehr von Gott abgewendet hätten, zu betrübten Zeiten Komödien vorzunehmen. Alles Unglük des seit vielen Jahren versperrten Friedens, aller Verfall der Religion, alle Räubereien der Soldaten,

*) Der Kurfürst oder sein Ediktenschreiber muß nicht viel alte Historien durchsucht haben; sonst würde er anders sprechen.

ten, aller Mangel der christlichen Liebe, würde durch die Komödien vergrößert. Ja die größten Landstrafen und Plagen müßten nothwendig die Folgen der gespielten Affenkomödien sein. Allein sehr sonderbar ist es, daß der Kurfürst diese hölzernen Affenspiele, wie er sie nennt, diese Schöpfer der Landplagen dennoch an seinem eigenen Hofe, mitten unter den heftigsten Stürmen des Unglüks, duldete und schüzte. Es war eine eigene Schauspielertruppe beim Hoflager; der edle Junker Hans von Stokfisch führte sie als Director an, und der hochgeborne Landesregent Schwarzenberg unterstüzte sie als Patron. Ein wüstes Saufen, ein heidnisches Wohlleben, eine viehische Unzucht, ein beständiges Tanzen, Ringrennen, Larvenmummerei, Komödienspielen, waren die herrlichen Tugenden, womit der Hof dem Lande vorleuchtete, und worin die gelehrigen Unterthanen den frommen Unterweisern gewissenhaft nachfolgten. Die Hurerei ging so sehr im Schwange, daß sie nicht mehr für eine bedeutende Sünde gehalten wurde. In den Kleidertrachten war der Aufwand grenzenlos. Der Handwerker that es dem Edelmanne, dieser dem Fürsten gleich. Wollene Kleider kamen außer Gebrauch; alles glänzte in Seide mit Goldstikkereien betreßt. Alle Monate wurden neue Muster erfunden, neue Gestalten geboren; die närrischen und seltsamen Erfindungen waren, wie der schon angeführte neumärkische Rath von Borne klaget, nicht zu beschreiben. „Unsere Weiber und Töchter, so „lautet die Lobrede, die er ihnen hält, können ihren

„Vor-

„Vorwiz in der Eitelkeit nicht genug büßen; sogar
„daß sie mit der natürlichen Gestalt und Farb, die
„ihnen Gott, der Schöpfer gab, nicht zufrieden
„sind, sondern sich, um weißer und schöner zu schei=
„nen, mit wohlriechenden und gemischten Wassern
„waschen, mit Farben anstreichen und schminken,
„mit Poudre de Cypre das Haar bestreuen, und
„mit hohen Sturmhauben auf den Köpfen bewaff=
„nen, nicht anders, als wenn sie alles, was ihnen
„begegnet, niederreißen wollten. Es sind auch un=
„sere Weibsbilder in diesem verdorbnen Jahr=
„hundert so delicat und verzärtelt worden, daß sie,
„zumal diejenigen, die vor andern etwas sein wol=
„len, um ihren Wollüsten nichts abbrechen, und
„sich mit keiner Mühe beladen zu dürfen, sondern
„nur ihre ganze Zeit zur Pracht und Schmük=
„kung ihrer Leiber anwenden zu können, es
„für eine Schande und Unehre halten, ihre Kinder
„an ihren eignen Brüsten — die ihnen doch Gott
„und die Natur dazu gab — zu säugen und mit
„ihrer eigenen Milch aufzuziehen, sondern dazu oft=
„mals leichtfertige und unzüchtige Bälge mit großen
„Kosten anschaffen, und denselben die lieben Kin=
„der, welche sie mit großen Schmerzen geboren ha=
„ben, zu säugen übergeben, und aller natürlichen
„Liebe und Pflicht vergessen. — Diese Hausgenos=
„sen vernachlässigen noch obendrein die Wirthschaft,
„ihre ganze häusliche Nahrung, worin sie doch
„von Gott ihren Männern zu Gehülfen gesezt wor=
„den; sie schäzzen sich allein für glüklich, wenn sie
„ihre Zeit in Müssiggang, im Spiel, in Wollust

„und in Ueppigkeit zubringen können. Darüber „erwekken sie ihren Männern so großes Herzeleid, „daß, wenn sie Friede haben wollen, sie alles das, „was sie mit ihrem sauren Schweiße erworben ha= „ben, zur Erfüllung der Begierden und Lüste ihrer „Weiber, zu ihrer Pracht und Hoffarth anwenden „müssen, und sich dadurch nebst ihren Kindern in „die äußerste Armuth stürzen. Freilich geschiehet „ihnen im Grunde darin nicht Unrecht, nachdem sie „sich das Regiment, die Gewalt und Herrschaft, „die ihnen Gott, der Allmächtige, über die Weiber „verliehen hat, ganz entreissen lassen, und sich den „Weibsbildern zu leibeignen Knechten und Sklaven „ergeben, sogar, daß sie auch ohne derselben Rath „und Einwilligung nichts thun oder vornehmen dür= „fen. Auch ist es keine von den geringsten Kor= „ruptelen — Verderbnissen — unsers Säkulums, „daß den Weibern eine so große Gewalt und Macht „eingeräumet, und wider die Gewohnheiten unserer „löblichen Voreltern in den Karessen, die heutiges „Tages von unsern weiblichen Kurtisanen und Kava= „lieren gebraucht worden, ihnen oftmals der Titel „einer Königin und Göttin gegeben, ja Hand und „Fuß geküsset wird, welches man für eine große „Galanterie und Geschiklichkeit hält.“ Sollte man nicht glauben, der Regierungsrath von Borne schildre die Sitten unsrer Tage? und kann man sich hierbei wohl enthalten, mit Salomo auszurufen: es geschiehet nichts Neues unter der Sonne?

11. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. 1640 — 1688.

Die Stimme der Zeitgenossen, noch mehr aber das Urtheil der Nachkommen, hat dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm so allgemein den Zunamen des Großen beigelegt, daß entweder nur die tiefste Unwissenheit, oder die gröbste Bosheit sichs einfallen lassen könnte, ihn dieser ehrenvollen Benennung für unwürdig zu erklären. Man nehme das Wort: großer Fürst, in welcher Bedeutung des gewöhnlichen historischen Sinnes man wolle; und immer wird man diesen Titel an Friedrich Wilhelm gerechtfertiget finden. Versteht man darunter das, was sich die Welt gemeiniglich dabei denkt, — einen großen Helden: gewiß, nur wenig Feldherrn der vorigen Jahrhunderte werden es wagen dürfen, sich mit ihm zu messen, noch wenigere werden ihn übertreffen, nicht viele ihm einmal gleich kommen. Nennt man denjenigen Beherrscher groß, welcher seine Länder weise regiert, neue staatsklug erwirbt, seinen Feinden furchtbar, seinen Freunden nüzlich und allen achtungswerth ist: so wird auch in dieser Absicht unser Kurfürst die Vergleichung mit andern groß benannten Regenten nicht scheuen dürfen. Seinen alten, verfallnen, verödeten Staat schuf er neu; aus einem Stande der Ohnmacht, des Elendes und der Verächtlichkeit hob er ihn zur Kraft, zum Wohlstande, zur Wichtigkeit empor; die zertrümmerten Hütten baute er wieder, die verwüsteten Felder bedeckte er von neuem

mit Ernten, dem gesunkenen Handel und Gewerbe half er auf, und das entflohne Leben rufte er in den erstorbnen Staatskörper zurük. Das väterliche Erbe vermehrte er mit ansehnlichen Besizzungen. Magdeburg, Halberstadt, Minden, halb Pommern und einige kleinere Länder, gewann er durch Klugheit und Macht; Preußen befreite er von fremder Abhängigkeit; sich selbst entledigte er des Zwanges der Landstände; die großväterlichen Streitigkeiten, wegen der Klevischen Güter, legte er endlich bei. Selbst in fernen Welttheilen suchte er seine Macht, mitten unter wilden Nationen, auszubreiten. Verdienet der den Namen des Großen, welcher Gelehrsamkeit und Kunst besizt, ehrt und befördert, so gebührt ihm auch in dieser Rüksicht jenes oft gemißbrauchte Beiwort. Er besaß mehr Kenntnisse, als mancher sogenannte Gelehrte, der sein ganzes Leben allein dem Studieren widmet, oder doch widmen sollte. Und was ihm zur grösten Ehre gereicht, diese Kenntnisse hatte er mehr durch eignen Fleiß, als durch fremde Anweisung erlangt. Denn seine gelehrte Erziehung war ziemlich vernachlässiget worden, weil ehrgeizige und schlechtdenkende Minister wünschten, einen so lebhaften Geist durch Unwissenheit niederzudrükken. Er verstand die lateinische Sprache vollkommen, und las Staatsschriften, in derselben abgefaßt, gern und häufig. Die Französische, Polnische und Holländische redete er sehr fertig, und selbst die Littauische war ihm nicht fremd. Von der Geschichte und Staatskunde, von der Baukunst, und den Kriegswissenschaften, vom

Münz=

Münzwesen und der Technologie, von der Chemie, und von den schönen Künsten, hatte er theils durch Unterricht, theils durch Reisen, theils durch eignes Forschen gute Kenntnisse eingesammlet. Er urtheilte über alle diese Gegenstände richtig, und machte sich mit den ausgesuchtesten Büchern darüber bekannt. Vornehmlich war ihm der Zustand seiner eignen Länder nach ihren Gewächsen, nach ihren natürlichen Reichthümern oder Mängeln, nach ihrer Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit genau bekannt; denn er mochte entweder Reisende aus seinen Provinzen sprechen oder selbst an einen Ort hinreisen, so erkundigte er sich allemal sorgfältig nach der Beschaffenheit der Gegend. Seinen Eifer für die Erhaltung und Vermehrung der Wissenschaften, zeigte er durch die Gründung der Universität zu Duisburg 1655, durch die Vergrößerung der Einkünfte der Frankfurter und Königsberger hohen Schulen, durch den Entwurf, zu Halle eine neue zu errichten, und durch die Stiftung der öffentlichen königlichen Bibliothek zu Berlin. Selbst die Begünstigung des unausführbaren Plans, welchen der gelehrte Schwede Skytte, mehr träumte, als nach weisen Grundsäzzen entwikkelte, eine Universität für alle Völker, Religionen, Wissenschaften und Künste, ja eine, bloß von Gelehrten zu bewohnende Stadt, anzulegen: die Begünstigung dieses Traumes legt wenigstens einen Beweis mehr von Friedrich Wilhelms Liebe zu allem, was groß und ruhmbringend ist, ab. Hieher muß auch seine Bemühung, das Erlernen der chinesischen

Sprache

Sprache zu erleichtern und zu verbreiten, gerechnet werden. Dies sollte zugleich ein Mittel abgeben, den Handel seiner Staaten, die freilich nicht zum entfernten Seehandel von der Natur begünstiget zu sein scheinen, bis nach China hin auszudehnen. Er veranstaltete eine Sammlung musterhafter Gemälde von den ersten Meistern, brachte ein schäzbares Kabinet von Alterthümern und Münzen zu Stande, gründete einen richtigern und feinern Geschmak in der Baukunst, und sorgte für die Veredelung der Gartengewächse, und für die Verschönerung der Gartenkunst. Zu allen diesen rühmlichen Eigenschaften gesellte sich eine große Leutseligkeit und Wißbegierde. Er unterredete sich gern mit Personen von allen Ständen, Altern und Lebensarten, ließ sich zu jedes Fähigkeiten herab, fand sich in eines jeden Lieblingsbeschäftigung, und verschafte sich dadurch eine ausgebreitete Kenntniß von Menschen und Dingen. Denn er verachtete keinen nüzlichen Stand, zog keinen einzelnen besonders vor; der Kriegsmann war ihm nicht ganz allein werth; jeder Mann von Talent, jeder fleißige Bürger, jeder friedliche Pfleger der Künste hatte Zutritt bei ihm, und genoß Achtung und Unterstüzzung von ihm. Selbst dem Niedrigsten seiner Unterthanen war die Thüre nicht verschlossen, und nicht leicht ging jemand traurig von seiner Unterredung hinweg. Er war Selbstherrscher im eigentlichen Sinne des Worts. Er verwendete 3, auch 4 und mehrere Stunden des Tages auf die eigne Durchsicht der eingelaufenen Berichte, Briefe und Bittschriften; die Menge der Papiere machte

ihn

ihn nicht verdrüßlich; die Verworrenheit der Sachen schrekte ihn nicht ab; keine Ergözlichkeit, keine Krankheit hielt ihn von dieser Beschäftigung zurük, die er für seine erste Pflicht hielt. Selbst durch die heftigsten Gichtschmerzen, denen er im Alter sehr unterworfen war, ließ er sich von dieser edlen Gewohnheit nicht abhalten. Jedoch hierbei traute er sich keine päbstliche Unfehlbarkeit zu; er war Mensch, konnte sich in seinen Entscheidungen irren, konnte sich durch Einschleichungen seiner Hofleute oder durch Zudringlichkeiten der Partheien ungerechte Machtsprüche entlokken lassen. Diesen Fehler hatte er mit allen großen und kleinen, weisen und schwachen Beherrschern, hatte er mit der ganzen Menschheit gemein; nur darin unterschied er sich von so manchem übermüthigen Regenten, daß er es selbst erkannte: „er sei fehlbar, könne sich irren, könne sich übereilen", und daß er daher bereit war, bessere Belehrungen anzunehmen, besonders nicht den Gang der unpartheiischen Gerechtigkeit durch launige, despotische, einseitige, von unwürdigen Günstlingen erschlichne Kabinetsbefehle zu unterbrechen. Ein ruhmwürdiges Denkmal seiner Gerechtigkeitsliebe wird folgendes Schreiben an das Kammergericht auf immer bleiben: „Ihr thut recht „und wohl daran, daß Ihr, wenn ja bisweilen „eine oder die andre Parthei mit Zudringlichkeit „einige Reskripte und Dekrete an Euch einseitig „erschleicht, euch dadurch von der Verwaltung der „Justiz nicht abwendig, noch irre machen lasset, „sondern Eure Schuldigkeit und Pflicht

„ungeachtet dessen nach Anweisung der „Rechte ohne einige andre Rücksicht „beobachtet!“ Goldne Worte! Möchte sie noch jezt jeder Fürst, jeder Minister über die Thüre seines Arbeitszimmers, wo so oft manches unphilosophische und eigensinnige Edikt geschmiedet wird, noch mehr aber in sein Herz schreiben, und sie zur beständigen Regel seines Verhaltens machen! Dies würde den Geist der Empörung mächtiger als das Schrekken der furchtbarsten Kriegsscharen unterdrücken. Wer kann auch die Anrede, welche er bald nach Antritt seiner Regierung an die ersten Räthe hielt, lesen, ohne mit Achtung gegen ihn erfüllet zu werden? Gedenket, und machts also, sprach der edle Fürst, daß die Unterthanen da, wo sie beten sollten, nicht seufzen dürfen.

Nicht aber bloß das öffentliche, sondern auch das häusliche Leben Friedrich Wilhelms verdienet Lob. Sein Vater liebte den Trunk; er war mäßig; nur selten, wo es die damaligen deutschen Sitten zu erfodern schienen, trank er einige Gläser mehr; jedoch nie bis zum unanständigen Rausch; denn seine Natur konnte zu Zeiten viel vertragen. Eben so wenig opferte er die Kräfte seines Leibes und seines Geistes den Ausschweifungen der Liebe. Ohnedem, daß die Wollust den Verstand schwächt, und die Besonnenheit raubt, urtheilte er, daß Fürsten sich in den Augen ihrer Unterthanen mit Recht erniedrigen, welche das heilige Band der ehelichen Treue zerreissen, in thierischen Lüsten eine unwürdige

Freude suchen, und durch ihr Beispiel die Grundsäulen der Moralität untergraben, wogegen die scheinheiligsten Religionsbefehle nur schwache Stüzzen sind. Nicht zu gedenken, daß die, welche über Tausende gebieten sollen, sich alsdann nur zu leicht von niedrigen Kreaturen beherrschen lassen. Und wie will der die Leidenschaften von Millionen mit Weisheit zu lenken wissen, der seine eigne Begierden nicht im Zaume zu halten vermag? Selbst seinen Gaumen verwöhnte Friedrich Wilhelm nicht durch lekkere, aus allen Theilen der Erde zusammengesuchte Speisen. Einfache und gemeine Nahrungsmittel waren ihm die liebsten. Durch diese mäßige, von allen Ausschweifungen entfernte Lebensart stärkte er seinen Körper, und machte ihn fähig, alle Beschwerlichkeiten der Kriege und alle Veränderungen des Wetters zu ertragen. Ein solches Betragen benahm denn auch seinem Eifer für die Religion den Schein der Heuchelei oder des Aberglaubens. Die Religion war ihm nicht politische Staatsmaschine, nicht pralerisches Gaukelspiel, nicht despotischer Unfugsball in den Händen unwürdiger Günstlinge, sondern innere, feste Ueberzeugung von ihrem Werthe. Daher floß seine Toleranz gegen Andersdenkende, daher seine Abneigung vor unnüzzem Schulgezänke, daher band er allen theologischen Klopffechtern die Hände, welche ihren Unverstand, ihren Eigensinn, ihre Gewissenstirannei hinter heilige Phrasen, und hinter gedankenlose Unverdaulichkeiten verstekken wollten. Er besuchte den Gottesdienst gewöhnlich alle Sonntage, ließ seine Soldaten selbst im Felde

ihr tägliches Morgen= und Abendgebet halten; und wenn Sonntags ein Marsch unvermeidlich war, nicht eher aufbrechen, als bis jeder Feldprediger einen kurzen Gottesdienst verrichtet hatte; er selbst hörte, auf seinen großen, vor sich hingestellten Degen gelehnet, aufmerksam zu. Seine Verfolgungen, die er in der Jugend von dem Verräther Schwarzenberg ausstehen mußte, machten ihn zu einem ganz besondern Verehrer der Psalmen. Er verglich sich mit dem von Saul verfolgten David, und schöpfte daher aus seinen heiligen Liedern Trost und Stärke. Oft sagte er zu seinen Dienern: leset fleißig im Glük und Unglük Davids Psalmen: dann werdet ihr nie stolz, und nie verzagt sein. Das neue Testament und die Psalmen führte er stets, so wie der berüchtigte Macedoner=König Alexander Homer's Gedichte, bei sich. Für jedes Zelt ließ er ein gebundnes Exemplar des neuen Testaments und der Psalmen als ein Feldgeräthe liefern.

Allein mit allen diesen großen Herrschertugenden paarten sich doch auch große Fehler. Wenn man seine Regierung unpartheiisch, ohne angenommene Vorurtheile prüft, wenn man sich nicht durch eine gewisse abergläubische Ehrfurcht für seine Thaten irre führen läßt, wenn man seine Handlungen darnach wägt, in wie weit wirkliches bürgerliches Wohl seiner Unterthanen durch sie bezwekt wurde: so wird man immer noch Ursach genug finden, viele seiner Anstalten zu segnen; aber manche That möchte doch wohl in einem andern Lichte erscheinen, als sie ge=

wöhn=

wöhnlich angesehen wird. Seine Familie größer zu machen, eine bedeutende Rolle zu spielen, Glanz, Ruhm und Ansehen zu erlangen — dies war unstreitig sein Hauptbestreben; diesem jede übrige Bemühung untergeordnet. Daher unterdrükte er die Macht der Landstände in der Mark, und ließ ihnen bloß den nichtsbedeutenden Namen: daher trat er die preußischen Stände ganz zu Boden, und verfolgte die Widersprecher auf eine Art, die wenigstens seinen Ruhm nicht vermehrt. Das Ansehen der Stände gründete sich auf die gültigsten Rechte, auf ausdrükliche, von den Landesherrn beschworne Verträge, auf den Willen des gesammten Volks. Nie hatten sie ihre Gewalt zum Nachtheil des Fürsten gemißbraucht, wie selbst der große König, Friedrich der Einzige, gewiß kein Freund von Einschränkern der Fürstenmacht, ihnen dies Zeugniß giebt. Wenn Unterthanen zweifelhafte, selbst angemaßte, in keinen Verträgen gegründete, wohl gar gemißbrauchte Vorrechte des Landesherrn nur im mindesten antasten, so nennt man dies Hochverrath, gräuliche Empörung, so weiß man nicht Drohungen, nicht Strafen genug, um dergleichen freventliche Attentate, wie man es nennt, nach Gebühr zu dämpfen. Aber wenn ein einzelner Mann, Fürst genannt, Tausenden ihre, in Natur, Vernunft und Verträgen gegründeten Rechte durch Machtsprüche und Gewalt raubet, so heißt das: groß, edel, ruhmwürdig. Es ist doch eine eigne Sache um das Ding, Gerechtigkeit!

Daß freilich das regierende Haus ohne diese Maasregeln nie so groß geworden wäre, ist gewiß; aber daß das regierte Land dennoch nicht eben so glüklich hätte sein können, möchte wohl niemand zu beweisen im Stande sein, es müßte denn sein, daß jemand meinte, die braunschweigischen und sächsischen Unterthanen wären darum unglüklich, weil ihre Fürsten nicht unter die ersten Mächte Europens gehören. Das Bestreben Friedrich Wilhelms, seine Macht höher zu heben, machte es ferner nothwendig, eine stehende Armee auf den Beinen zu erhalten, und das Land mit neuen Abgaben zu belasten. Um nicht weiter der Unterstüzzung der Landstände nöthig zu haben, wendete er ein Mittel an, welches hierzu in der That das sinnreichste und wirksamste ist, — ein Mittel, welches auch in unsern Tagen das englische Ministerium mit Erfolg gebrauchet, sich immer mehr Einfluß zu verschaffen, und die hochgerühmte englische Freiheit in einen Schatten zu verwandeln — und dies ist die Accise *). Daß diese Abgabe die billigste, die am gleichmäßigsten vertheilte, die am wenigsten beschwerliche für alle Stän-

*) Man kann dies Wort entweder von *accidens*, zufällige Einkünfte, oder von *accisum* angeschnitten, angehauen, ableiten. Im ersten Falle wäre die Accise gleichsam ein Accidenz für den Landesherrn, das ihm von dem Vermögen der Unterthanen zufiele: im andern aber bedeutete es eine Einnahme, die von dem Eigenthum derselben abgeschnitten, oder abgehauen würde.

Stände und Klassen der Unterthanen sei; wird zwar von vielen großen und kleinen Staatsmännern, und Männerchen behauptet: aber in der wirklichen Erfahrung ist es anders. Wenn ganze Stände, als die Edelleute *) davon befreiet sind; wenn andre, die Gewerbe und Kaufmannschaft treiben, sich an den Käufern schadlos zu halten wissen; wenn die ersten Bedürfnisse des Lebens, Brodt, Holz, Kleidung immer mehr betaxet werden: so möchte wohl der größte Druk am Ende den Armen, der keinen Handel treibt, und den Besoldeten, der alles kaufen muß, niederbeugen. So schien es wenigstens damals den Märkern. Von allen Enden wurden die heftigsten Klagen, die bittersten Beschwerden erhoben: doch vergebens. Und es ist wohl nicht zu läugnen, daß oft große Härte, und mancherlei Gewaltthätigkeiten bei Einführung und Erhebung dieser neuen Abgabe gebraucht wurden. Daß es die Noth erfoderte, war eine Entschuldigung für den Hof, aber ein schlechter Trost für den Armen. Kaum zu entschuldigen möchte die Verlezzung der Privilegien sein, welche viele fremde Anbauer erhalten hatten. Es war ihnen Freiheit von den Abgaben auf zehn Jahre versprochen worden. Aber nach Verlauf einiger Zeit achtete man dieses feierlichen, schriftlichen

Ver-

*) Der jezzige ruhmwürdige König Friedrich Wilhelm III. hat die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben, worinn er Recht that; und welches schon viel eher hätte geschehen sollen. Möchte er nur bald viele Nachahmer in andern Ländern finden!

Versprechens nicht, und trieb mit Gewalt das ein, wozu man kein Recht hatte. Gesezt, diese Erpressung brachte einige tausend Thaler ein; hiermit konnte man noch nicht viel ausrichten. Es war also der Nuzzen nicht so groß, daß darum Treue und Glauben verlezt werden mußte. Und selbst der größte Vortheil ist immer nicht wichtig genug, um den Schaden aufzuwiegen, und den Flek wegzuwischen, welchen die Brechung eines fürstlichen Ehrenwortes verursachet. Hält man diese Thatsachen, sodann die zweideutigen Aeußerungen bei der Vermählungssache mit der Königin Christine von Schweden mit der kleinlichen Rache an dem unglüklichen Kalkstein, und an dem Rektor Strauch zu Danzig zusammen: so sollte man doch fast auf den Gedanken gerathen, daß die zahllose Menge Allianzen, Bündnisse, Friedensverträge, Freundschaftsvergleiche, die Friedrich Wilhelm schloß, und — brach, nicht sowohl aus dem Bedürfnisse des Staats, sondern aus einem gewissen Wankelmuth, und aus unbestimmten politischen Grundsäzzen wenigstens zum Theil mit flossen. Man ist gewohnt, alles, was große Männer thun, für das beste zu halten. Aber es ist doch die Frage, ob nicht eine andre Art zu handeln, zu eben dem Zwek geführt hätte. Es herrscht noch sehr viel Schwankendes und Unbestimmtes in dem Ausdruk: das Beste des Staates erfodert es. Es ist dies eine Redensart derjenigen ähnlich: der Glaube macht selig, womit schwache Theologen den Mangel vernünftiger Gründe bedekken. Der sonst so vortrefliche Geschichtschreiber,

Pro=

Professor Schrökh schlägt einen eignen Weg ein, des Kurfürsten Ehre in diesem Punkt zu retten. „Man hat, sagt er *), angemerkt, daß der Grundsaz, von seinen Bündnissen so oft abzugehen, als es der Vortheil der Unterthanen erfodert, jede Treulosigkeit der Bundesgenossen bedekken könne; aber es ist genug, daß ihn Friedrich Wilhelm nie dazu gebraucht hat.“ Eine wunderliche Ausrede. Der Grundsaz mag zu diesem oder jenem gebraucht werden, ist er an und für sich verwerflich, so kann ihn keine Auktorität heiligen, kein Beispiel rechtfertigen, kein Gebrauch billigen. Gesezt, es brächte jemand folgende Vertheidigung vor: dem Andern das Seinige zu nehmen, ist zwar Unrecht, weil ich ihm dadurch schade; aber ich habe ihm durch meine Beraubung Nuzzen gestiftet; folglich habe ich einen verwerflichen Grundsaz doch nicht zum Bösen gebraucht — würde irgend ein Sittenlehrer eine solche Schuzrede mit Billigung anhören können? In der Moral ist wohl nie ein schreklicherer, schädlicherer, und gefährlicherer Grundsaz aufgestellt worden, als der: der Zwek heilige das Mittel, oder: laßt uns Böses thun, damit Gutes daraus komme. Man sollte es in unsern Tagen doch endlich einmal einsehen lernen, daß die Moral der Staaten keine andre, als die des einzelnen Bürgers sei. Es muß ein ewiges, unwandelbares, unveränderliches Sistem der Recht-

schaf-

*) Allgem. Biographie. 3ter Theil S. 371. 2te Ausgabe.

schaffenheit für ganze Gesellschaften und für einzelne Glieder zur Richtschnur angenommen werden: sonst muß es dahin kommen, wohin es endlich mit Frankreichs überfeiner macchiavellistischen Politik gekommen ist.

Zu Friedrich Wilhelms Fehlern gehöret ferner ein heftiger Zorn, eine aufbrausende Hizze, deren er indessen in den männlichen Jahren Herr zu werden suchte. In seiner Jugend entzweite er sich bis zu Thätlichkeiten mit dem Pfalzgrafen, nachherigem Schwedenkönige Karl Gustav, welches eine Erbitterung zurük ließ, die sich in den nachfolgenden Kriegen beider Fürsten noch zeigte. Ganz unerwartet, und sehr auffallend an einem Friedrich Wilhelm ist die Schwäche, welche er gegen seine zwote Gemalin bewies. Diese verleitete ihn zu Ungerechtigkeiten gegen seine Kinder erster Ehe, und zu manchen Schritten, die seinen Unterthanen unbillig vorkamen. Stiefmütter sind auch auf den Thronen — Stiefmütter, und Liebe in den spätern Jahren macht auch aus Helden gewöhnliche Menschen, Sklaven der Weiberlaunen. Manche möchten vielleicht noch die zu große Pracht, welche er bei vielen Gelegenheiten zeigte, und die die Kräfte des Staats überstieg, tadelnswerth finden.

Friedrich Wilhelm war den 6. Febr. 1620 zu Köln an der Spree geboren und bis ins fünfte Jahr theils von seiner Großmutter, theils von seiner Mutter gewartet und erzogen worden.

Jezt

Jezt ward er der Aufsicht und dem Unterrichte des Geheimenraths Johann von der Borch übergeben; und zwei Jahre darauf, als dieser das Amt eines Landdrosten von Ravensberg erhielt, der Führung eines andern rechtschaffnen und edlen Mannes, des Geheimenraths Johann Friedrich von Kalkhun, sonst Leuchtmar genannt, anvertraut. Unter ihm lehrte der geheime Sekretär Jakob Müller, und nachher der Pole Johann Willudow. Wegen der Kriegesunruhen hielt man es 1627 für nöthig, den Prinzen zu Küstrin erziehen zu lassen: denn Schwarzenberg ließ ihm durch die kaiserlichen Truppen auflauern, um ihn aufzuheben und zu entführen. Hier verfiel man auf ein abgeschmaktes, obgleich dem Geiste der damaligen Zeiten angemessenes Mittel, dem fürstlichen Zöglinge Gefühle der Religion einzuflößen. Die Professoren der Theologie zu Frankfurt sollten wechselsweise alle Sonntage nach Küstrin reisen, und dem siebenjährigen Kinde — Predigten halten. Man denke sich, einen hochgelahrten Doktor der Theologie, der selten ein guter Prediger, selten ein Kindererzieher ist, als geistlichen Redner vor einem unverständigen Kinde; und das im streitsüchtigen, scholastischen, hyperorthodoxen vorigen Jahrhunderte. Was mögen das für Predigten gewesen sein? Vorträge mit hebräisch-griechischen Worten, mit schulgerechten Sistemsgrillen, mit barbarischen Formeln, Eintheilungen und Untereintheilungen, mit Kezzerstreitigkeiten angefüllt, mit Ausdrükken geziert, oder vielmehr verunziert, die für den denkenden Mann

we-

wenig Verstand, für ein Kind gar keinen Sinn enthalten. Das nenne ich mir doch weise Anstalten, einen Prinzen zur Gottesfurcht, zur Verehrung der Lehre Jesu, zur Schäzzung und Uebung der Tugend zu führen. Zum Glük aber verbat sich einer der Herren diese Ehre; die andern scheinen auch eben nicht fleißig gekommen zu sein.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt vom 7ten bis zum 14ten Jahre war Küstrin. Jedoch zuweilen machte er kleine Reisen bald nach Wolgast zu seiner Tante, der Königin von Schweden; bald nach Stettin, zum lezten Herzoge vom Pommern, Bogislaw XIV. der ihn gern um sich haben mochte. Im Jahr 1633 begab er sich wieder nach Wolgast, um die Leiche des unvergeßlichen Helden und Fürsten, seines Onkels Gustav Adolphs, die nach Schweden geführt wurde, zu betrachten.

Aus verrätherischen Absichten brachte es Schwarzenberg dahin, daß der funfzehnjährige Prinz im Juni 1634 mit seinem Hofmeister eine Reise nach Holland machen mußte. Wider seinen Willen stiftete hier der Bösewicht Nuzzen. Der Prinz sollte in den Gefahren des Krieges umkommen. Aber er bildete sich im Auslande zum einsichtsvollen Fürsten. Anfangs studierte er zu Leyden die neuere Geschichte, die Alterthümer, die Erdbeschreibung und andre Wissenschaften. Jedoch die Pest brach dort aus, und nöthigte ihn zur Abreise. Seine Aufseher sahen Haag, den Sammelplaz der Pracht, der Vergnü-

gnügungen, aller Feinheiten des Hoflebens, als einen zu gefährlichen Ort für einen Knaben an, der seinen ersten Schritt in die große Welt that. Sie wählten daher lieber Arnheim in Geldern zu seinem Wohnorte. Hier sezte er das Studium der Wissenschaften fort, und ließ es mit ritterlichen Uebungen abwechseln: hier lernte er viele hohe und niedre Männer von seinen Unterthanen aus dem benachbarten Klevischen kennen: und hier knüpfte er zugleich eine nüzliche Freundschaft mit dem Statthalter Heinrich Friedrich *), mit den Prinzen Wilhelm und Johann Moriz von Nassau, mit dem Grafen von Berg, dem Pensionär Pauw und andern holländischen Staats- und Kriegsmännern. Die hieher verlegte Staatenversammlung von Holland, und die fruchtlos angefangnen Friedensunterhandlungen mit Spanien machten ihn mit dem Interesse der europäischen Staaten, und mit den wichtigsten Regierungsgeschäften bekannt, die ihm in seinem Vaterlande gewiß Geheimnisse geblieben wären. Hier sah er den Kunstflor, den Handelsgeist, die Wichtigkeit der Fabriken und Manufakturen, die Reinlichkeit, den Gartenbau und die Arbeitsamkeit der Holländer; und aus allem sammlete er Ideen zu Brandenburgs künftigem Wohl. Der Statthalter beschäfftigte sich eben mit der Wiedereroberung der von den Spaniern weggenommenen

*) In der Folge heirathete er dessen älteste Tochter Louise Henriette.

nen Festung Schenkenschanz. Friedrich Wilhelm besuchte das holländische Lager öfters; und daß er hier nicht bloß aus müssiger Neugierde zuschaute, sondern aus edler Wißbegierde zu lernen suchte, zeigen die Aufsäzze, welche er an seinen Vater darüber schrieb. Denn er verfertigte ein Tagebuch, worin er alles merkwürdige, was er sah und hörte, aufzeichnete, und seinem Vater übersandte. Indeß die Pest zwang ihn, auch Arnheim im folgenden Jahre wieder zu verlassen. Seine Hofmeister hielten ihn nunmehr für gesezt genug, Haag zu besuchen, um daselbst aus der Bekanntschaft mit den fremden Gesandten, mit dem glänzenden Hofe des Prinzen von Oranien, mit Gelehrten, Kaufleuten, mit Reisenden und andern seine Welt- und Menschenkunde zu erweitern. Hier legte er nach einiger Zeit einen großen Beweis von Selbstüberwindung ab, dessen nur wenig Prinzen von seinen Jahren fähig sein möchten. Brandenburgs geheime Feinde wollten die vortrefflichen Anlagen des Prinzen zum weisen Regenten durch Ueppigkeit und Wollust erstikken. Sie suchten ihn daher in die Mitternachtsgesellschaften, die damals im Haag gewöhnlich waren, wo man sich erst des Abends um zehn Uhr versammlete, und die Nacht der Tafel, dem Bacchus, und jeder Freude andrer Art opferte, zu ziehen. Seine Lehrer empfahlen ihm Vorsichtigkeit, und legten ihm Beweise eines wirklich angelegten Verführungsplanes vor. Er wollte eben in eine solche Gesellschaft eilen, und hörte daher die Warnung mit Unwillen an, da sie ihn im Genusse

eines seiner Meinung nach erlaubten Vergnügens stören wollten. Doch nach einigen Minuten besann er sich, und rief plözlich aus: ihr habt Recht: ich bin es meiner Tugend und Ehre, meinen Eltern und meinem Lande schuldig, daß ich den Schlingen entgehe. Ich will Haag unverzüglich verlassen. Seine Aufseher erstaunten, und sagten, daß keine Abreise, sondern nur Vorsichtigkeit nöthig sei. Nein! antwortete er, Gelegenheit bringt Gefahr. Ich muß sogleich Abschied nehmen. Den zweiten Tag darauf reisete er auch wirklich ab, und begab sich ins Feldlager des Statthalters vor Breda. Der Prinz von Oranien bewunderte diesen Zug von Selbstbeherrschung, und sagte: eine solche Flucht beweiset mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda erobre. Vetter! sezte er hinzu, da Ihr dies gethan habt, so werdet Ihr mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, nur der ist zu großen Unternehmungen aufgelegt. Der Kurfürst versicherte in der Folge, daß diese wenigen Worte des Statthalters große Eindrükke in ihn gemacht hätten, und die Schöpfer vieler edlen Thaten geworden wären. Mit welch ganz andern Empfindungen muß mancher Regent an sein Jugendleben zurükdenken, wo er für den Vorzug seines Standes hielt, sich nichts zu versagen, keine Lust zu besiegen, jeden Becher der Freude bis auf die Hefen auszuschlürfen.

Die Ränke, welche der Graf von Schwarzenberg anwendete, um den Prinzen aus Holland zurükzurufen, die anfängliche Vereitelung derselben,

und der nachherige freiwillige Endschluß Friedrich Wilhelms, nach Hause zu gehen — alles das ist bereits in der vorhergehenden Geschichte seines Vaters erzählt worden. Er reisete wirklich im April 1638 über Amsterdam zu Wasser nach Hamburg ab, und von da nach Spandow, wo er den 18. Juni ankam; bald darauf aber durch Schwarzenbergs Giftmischerei in eine tödtliche Krankheit fiel, von der ihn jedoch die Kunst der Aerzte und die Stärke seiner Natur retteten. Im September begleitete er seinen Vater nach Königsberg in Preußen, woselbst beide von einem hizzigen Fieber befallen wurden. Der Sohn überstand die Krankheit in kurzem, aber der Vater genaß nie wieder; er starb den 20. Nov. 1640, und erledigte den Fürstenthron, welchen nun Friedrich Wilhelm bestieg.

Es trat wohl nie ein Fürst seine Regierung unter traurigern Umständen, und bei trübern Aussichten an, als Friedrich Wilhelm, ein noch nicht 21jähriger Jüngling. Die Mark Brandenburg war von Feinden und Freunden beinahe in eine Wüste verwandelt. Ueberall sahe man nichts als verfallne Mauern und einsame Trümmern, welche zeigten, daß hier einmal Menschen ihre Behausung gehabt haben möchten; jezt waren die Bewohner in finstre, dikke Wälder geflohen, um da den Tod, ihren einzigen Retter zu finden. In der ganzen Prigniz, welche jezt auf 59 Quadratmeilen an 280 Dörfer außer den Städten enthält, wurde nur ein Prediger in dem

Dorfe

Dorfe Plattenburg und sonst kein Einwohner gefunden. In der Grafschaft Rupin, worin jezt acht Städte und über hundert Dörfer liegen, waren mehr als 90 Dörfer gänzlich zerstöret, und nur viere der Verwüstung entgangen. Berlin zählte vor dem Kriege weit über 1000 wohlhabende Bürger; jezt schloß es deren kaum ein Paar hundert verarmte ein. Die Neumark, besonders das Herzogthum Kroßen, stellte fast nur Schutthaufen auf. In den Westphälischen Ländern tummelten sich die Holländer und Spanier herum, erpreßten ungeheure Kontributionen, und herrschten mehr darin, als der Kurfürst. Pommern, ebenfalls sehr verwüstet, war von den Schweden besezt; der Kurfürst führte bloß den Titel davon. Preußen hatte von den ehemaligen Kriegen der Schweden mit Polen ebenfalls gelitten; zwar fing es jezt an, sich zu erholen: aber es bildete unter dem Ansehen seiner Stände eine Art von Freistaat, und bekümmerte sich wenig um die Bedürfnisse seines Oberhauptes. Das größte Unglük für das Land und seinen Regenten war jedoch der Verräther Schwarzenberg. Dieser vereinigte die ganze Obermacht des Landesherrn in sich, besezte alle Stellen und Aemter mit seinen treusten Anhängern, stand im Solde des Kaisers, hatte alle Brandenburgischen Truppen demselben schwören lassen, und die zwo Festungen Spandow und Peiz fast wie eigenthümlich übergeben. Nur mit Küstrin wars ihm mißlungen; dies hing dem Kurfürsten unverbrüchlich an. Dieser Gözze mußte von seiner Höhe gestürzt werden, ehe der Regent sich

rühmen konnte, wirklicher Fürst der Mark zu sein. Und dies war kein leichtes Unternehmen. Mit Gewalt konnte das Werk nicht angegriffen werden. Denn Schwarzenberg hatte eigne Macht genug in Händen, sich in seiner angemaßten Herrschaft zu behaupten, und zugleich stüzte er sich auf die Hülfe des Kaisers, der damals die Reichsfürsten wie bloße Vasallen, wie seine Dienstleute betrachtete. Friedrich Wilhelm benahm sich hier mit einer Feinheit, die jedem erfahrnen Staatsmanne Ehre gemacht hätte, die fast über die Jahre eines Jünglinges zu gehen schien. Zuvörderst zog er redliche und geprüfte Männer in seine Dienste, unter welchen Gerhard von Kalkhun, der Bruder seines ehemaligen Hofmeisters; Werner von der Schulenburg, sein Begleiter bei den holländischen Reisen; der von Schwarzenbergen abgesezte Kanzler von Götz, die vorzüglichsten waren. Sodann ließ er den Grafen Schwarzenberg durch Schulenburgen in seinen Aemtern bestätigen, und seiner Gnade versichern. Zugleich befahl er ihm, den Truppen den Huldigungseid abzunehmen, und von denen Vollmachten, welche ihm der vorige Kurfürst auf weiß Papier unterzeichnet, gegeben hatte, Rechenschaft abzulegen. Dies leztre geschahe, die noch nicht gebrauchten weißen Papiere — Blanketts lieferte — er aus. Aber den ersten Befehl vollzog er nur halb. Er foderte von den Truppen bloß den Handschlag, und keinen Eid, damit sie dem Kurfürsten nur eine geringe, ihm aber eine völlige Treue bezeigen möchten. Alle übrigen Anstalten und Vorschläge, die Schwarzenberg

zenberg in Kriegssachen machte, waren eben so zweideutig, und schädlich. So rieth er dem Kurfürsten schriftlich, sich nicht die Ungnade des Kaisers zuzuziehen, alle Freundschaft mit ihm fortzusezzen, und ohne seine Einwilligung keinen Waffenstillstand mit den Schweden zu schließen. Im Januar 1641 ließ er drei Berlinische Vorstädte, 108 Häuser, ein kurfürstliches Vorwerk, ein Hospital, viele Meiereien auf ein bloßes Gerücht von der Annäherung der Schweden ohne Vernunft und Ursach abbrennen. Alles dies erbitterte den Kurfürsten mit Recht. Doch durfte er seinem Zorne nicht freien Lauf lassen. Er verlangte bloß durch Ermahnungen und Vorstellungen, daß die Truppen schwören sollten, um so mehr, da der Kaiser die Festungen mit seinen eignen Leuten besezzen wolle. Das leztre leugnete Schwarzenberg durchaus: allein, da er merkte, daß ihm der Oberbefehl über die Soldaten allmählig aus den Händen gewunden werden möchte, so legte er ihn freiwillig nieder. Ihm nach und nach seine Gewalt zu rauben, dies war auch allerdings des Kurfürsten Plan. Er verabschiedete daher einen Günstling Schwarzenbergs nach dem andern, zog die von ihm verfolgten Diener an seinen Hof, und bereitete ihm so den Sturz vor. Aber das Glük befreite den jungen Fürsten auf einmal von seinem Widersacher. Seit George Wilhelms Tode hielt sich Schwarzenberg seiner Sicherheit wegen beständig zu Spandow auf. Einige Zeit her befand er sich des Nachmittags immer übel. Am 25. Februar 1641 erhielt er Briefe von Regensburg, worin

ihm gemeldet wurde, daß sein Fall nahe sei. Diese Nachricht erschütterte ihn so heftig, daß er am ganzen Leibe bebte, und fieberhafte Zufälle empfand. Hierzu kam eine Art Aufstand von dem Regimente Rochow, das mit Ungestüm den zurükgehaltnen Sold foderte. Von jezt an blieb er krank. Und sechs Tage darauf am 4. März machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Alle diese Umstände hat Professor Hausen in seinen Staatsmaterialien *) aus den unläugbarsten Urkunden unwiderleglich bewiesen, und dadurch die Meinung, welche sonst fast durchgängig angenommen wurde, daß Schwarzenberg zu Spandow enthauptet worden sei, völlig widerlegt. Die deutschen Fürsten unterstanden sich damals nicht, ihre ungerechtesten Minister zu bestrafen, geschweige zu enthaupten, weil der Kaiser alleiniger Richter zu sein glaubte, und alles despotisirte.

Selbst nach Schwarzenbergs Tode wagten es einige Befehlshaber der Truppen noch, sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu widersezzen. Der Kurfürst fand es für nöthig, alle Soldaten, die wegen ihrer geringen Anzahl das Land nicht schüzzen konnten, und es vielmehr nur aussogen, abzudanken. Der Oberste Moriz von Rochow, Kommandant zu Spandow; Hartmann von Goldakker, Befehlshaber zu Peiz; und Dietrich von Kracht zu Berlin

*) Carl Renatus Hausen Staatsmaterialien. Zweiten Bandes 1stes u. 2tes Stük. S. 15,53.

Berlin empörten sich geradezu gegen den Kurfürsten, zeigten kaiserliche Briefe vor, worin ihnen befohlen war, ihre Truppen ohne des Kaisers Erlaubniß nicht verabschieden zu lassen und überhaupt keine Befehle anzunehmen, die nicht vom Kaiser bestätiget wären. Ja Rochow widersezte sich selbst der Versiegelung der Schwarzenbergischen Verlassenschaft, wollte nicht einmal dem Kurfürsten allein den Eid der Treue schwören und drohete, ganz Spandow in die Luft zu sprengen, und alsdann zum Kaiser überzugehen, wenn man ihn mit Gewalt zum Gehorsam zwingen wollte. Er wurde aber bald darauf durch List nach Berlin gelokt und daselbst gefangen gesezt. Gleiches Schiksal hatten die Obristen Kracht und Goldakker. Jedoch sie entwischten alle, da sie nicht eben zu strenge bewacht wurden, und entflohn zum Kaiser, der diese Empörer mit Freuden aufnahm, mit Gnade überhäufte, zu Ehrenstellen beförderte, und den Kurfürsten mit Vorwürfen belästigte. Rochow söhnte sich 1647 mit dem Kurfürsten wieder aus, kam in die Mark zurük, und starb eines natürlichen Todes auf seinen Gütern. Folglich ist die Erzählung vieler Schriftsteller, daß er zu Küstrin mit dem Schwerdte hingerichtet worden sei, ebenfalls ungegründet.

Nach Schwarzenbergs Tode übertrug der Kurfürst seinem Vetter, dem Markgrafen Ernst, einzigem Sohne des geächteten Herzogs Johann George von Jägerndorf, die Statthalterschaft über Brandenburg. Da nun auch der Uebermuth

der treulosen Befehlshaber in den Festungen gebrochen war, so sahe er seine Herrschaft in dem Haupttheile seiner Länder gesichert. In den übrigen Provinzen hatte er ebenfalls Hindernisse, obgleich von andrer Art aus dem Wege zu räumen, ehe er zur Ausübung seiner landesherrlichen Rechte gelangen konnte. In Preußen erhoben die Stände des Landes selbst mancherlei Beschwerden, die sie abgestellt wissen wollten, ehe sie ihm huldigten: noch mehr aber häuften die Polen gegen ihn Klagen auf Klagen; einige Landboten gingen gar so weit, zu behaupten, daß er der Herrschaft über Preußen verlustig wäre, weil sein Vater mit den Schweden, den polnischen Feinden, gegen die Krone Verträge geschlossen hätte. Zwo Woiwodschaften erklärten ihn grade zu des preußischen Thrones für unwürdig, und seine etwanige Belehnung für ungültig. Aber durch Muth, Klugheit und durch fortgesezte Unterhandlungen erreichte Friedrich Wilhelm endlich seine Absicht: er wurde den 8. Oktober 1641 vom Könige Wladislav auf die gewöhnliche, das heißt, erniedrigende Art zu Warschau in eigner Person mit dem Herzogthum Preußen belehnt. Die Bedingungen, unter welchen dies geschah, und zu deren Haltung er sich eidlich verpflichtete, waren noch härter, als die, welche seine Vorfahren hatten eingehen müssen. Sie bestanden in folgenden Stükken: „Der Kurfürst sollte die baufällige katholische „Kirche zu Königsberg ausbessern, und noch eine „neue aufführen. Jeder katholische Edelmann könnte „in einer eignen Kapelle freien Gottesdienst halten

„lassen.

„lassen. Die Lutheraner sollten das Schelten gegen „die Katholiken auf den Kanzeln, und die Päbstler „das Schimpfen gegen die Protestanten unterlassen; — eine weise Verordnung, hätte man sie nur von beiden Seiten besser befolgt! — Alle übrigen Religionen wurden verboten. Dergleichen Gewissenstirannei zu üben, hielt man damals für Recht; in unsern Tagen hälts ja mancher Einfaltspinsel noch für billig. Soviel betraf die Religion. „Die Häfen „von Pillau und Memel sollten besser befestiget, „und stärker besezt, so wie die Befehlshaber darin „nur aus dem preußischen Adel genommen, und „dem Könige sowohl als dem Kurfürsten Treue zu „schwören verbunden werden. Jährlich sollte „Friedrich Wilhelm dem Könige 100000 „Gulden aus den Zöllen, und dem Kronschazze „30000 Gulden bezahlen; in dringenden Fällen „aber die leztre Summe verdoppeln. Alle Ausländer wurden von Bedienungen ausgeschlossen: allen „Fremden die Erlaubniß, Güter zu kaufen, verweigert. Jeder Preuße konnte von den Aussprüchen des Kurfürsten in Rechtssachen an den König „von Polen appelliren: die polnischen Befehle sollten in den preußischen Gerichten angenommen werden. Endlich verpflichtete sich der Kurfürst noch, „in der Eigenschaft eines Herzogs von Preußen mit „Polens Feinden ohne königliche Einwilligung keine „Neutralität einzugehen, noch viel weniger Freundschaftsbündnisse zu schließen; wie auch keine preußischen Güter an fremde Fürsten zu veräußern.“ Alles Bedingungen, welche Polens Macht der

Schwäche

Schwäche Friedrich Wilhelms abnöthigte; und welche dieser bei der ersten Gelegenheit zu durchlöchern suchte. Vor jezt war er froh, zum ruhigen Besiz von Preußen zu kommen, und versprach alles.

Die innern Feinde hatte Friedrich Wilhelm ausgerottet: aber noch tobten die äußern in der Mark. Schwarzenbergs unglükliche Politik hatte die Brandenburgischen Truppen zu den kaiserlichen stoßen lassen; dadurch war nichts als Feind in Brandenburg zu sehen. Denn der Kaiser betrachtete alles, was außer seinen Erbländern lag, als eine hingeworfene Beute, die er verschlingen könnte. Friedrich Wilhelm befolgte gerade die entgegengesezten Maasregeln, und brachte es dahin, wozu es sein schwacher, unfähiger Vater mit aller Nachgiebigkeit nie hatte bringen können, er verschaffte seinem Staate Ruhe. Die beständige Erfahrung bis den heutigen Tag lehret es, daß diejenigen warlich verlassen sind, die sich auf andre verlassen. Der Kurfürst wartete daher auch auf keine Hülfe vom Kaiser und Reich; er half sich selbst. Zu dem Ende verbot er seinen Unterthanen jede Feindseligkeit gegen die Schweden, gab die schwedischen Kriegsgefangnen ohne Lösegeld frei, und schleifte die Festungswerke der Stadt Werben am Zusammenfluß der Elbe und Havel, damit die Oestreicher sich daselbst nicht festsezzen, und den einträglichen Elbzoll nicht länger einheben könnten. So bahnte er sich den Weg zu Friedensunterhandlungen mit Schweden. Im Juli 1641 wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre ge-

geschlossen. Die Schweden räumten alle Brandenburgischen Oerter, ausgenommen fünf Städte und die Johannitergüter, über welche jedoch die bürgerliche Regierung dem Kurfürsten ebenfalls verblieb. Weder Feind noch Freund sollte ferner durch die Mark ziehen. Wäre aber die kaiserliche Uebermacht zu groß, und sie bräche mit Gewalt durch, so sollte dies als keine Verlezzung des Vergleiches zu betrachten sein. Der Kaiser bewies zwar sein lautes Misfallen über diese Schritte: aber er hatte mit keinem George Wilhelm mehr zu thun. Der jezzige Kurfürst beharrte bei seinem Sistem, und befand sich besser dabei, als wenn er sich in die Arme der Kaiserlichen gestürzt hätte. Die Freundschaft der Schweden war ihm stets nüzlicher, als die Oestreichische. Darum schloß er sich fest an sie an, obgleich im folgenden Jahre der Stillstand, der noch nicht bestätiget war, vergeblich zu sein schien. Friedrich Wilhelm knüpfte neue Unterhandlungen an, und schikte zulezt eigne Gesandten bis Stokholm, wobei er noch die geheime Absicht hatte, eine Vermählung mit der schwedischen Königin Christine zu schließen. Die Zerscheiterung dieses Planes, und das zweideutige Betragen des Kurfürsten gegen die Polen und Preußen bei dieser Gelegenheit, ist schon in der Geschichte seines Großvaters Johann Siegmund angeführt worden.

Die Hauptsache wurde durchgesezt. Zu Anfange des Jahres 1643 kam ein neuer Vergleich mit den Schweden zu Stande. Dem Kurfürsten wurde eine

völlige

völlige Neutralität bewilliget, wofür er den Schweden monatlich 10000 Thaler und 1000 Scheffel Getreide entrichten sollte. Dieser Vertrag wurde anfänglich nur auf zwei Monate geschlossen: er dauerte aber stillschweigend über fünf Jahre, bis zum endlichen allgemeinen Frieden fort. Die Schweden drangen wohl bisweilen auf eine ausdrükliche Erneuerung des Vergleiches, weil sie aber neue Vortheile verlangten, so wich Friedrich Wilhelm ihrem Begehren sehr geschikt aus; ja er wendete sich so klug, daß er sie bewegte, ihre Besazzungen aus noch mehrern märkischen Städten zu ziehen. Während der Betreibung dieses Geschäftes, sprach der schwedische Gesandte Johann Oxenstierna, Sohn des berühmten Kanzlers, mit den Brandenburgischen Ministern über den Karakter des jungen Kurfürsten. Die Märker lobten ihren Herrn wegen seiner Mäßigkeit, wegen seines Verstandes, und seiner Neigung, selbst zu herrschen. Oxenstiern rühmte das insonderheit, daß Friedrich Wilhelm die Vorträge seiner Räthe selbst mit anhörte; dies wäre der einzige Weg, auf welchem ein junger Fürst zur genauen Kenntniß seiner Räthe, seines Landes, seiner Staatsgeschäfte gelangen könnte. Auf die Art würde Friedrich Wilhelm ein vorzügliches Licht von Deutschland werden, welches auch hochnöthig sei; denn das Reich hätte wenig Fürsten, an denen viel sonderliches zu rühmen wäre.

Zu Anfange des Jahrs 1643 kam Friedrich Wilhelm zum erstenmale als Kurfürst in die

Mark.

Mark. Er hielt sich nur kurze Zeit zu Berlin auf; denn das Elend war daselbst so groß, daß er keinen Unterhalt für sich und seinen übermäßig großen Schwarm von Junkern, Trabanten, Lakaien und anderm Hofgesindel finden konnte. Nicht einmal ein Viertel Centner Wachs, und eben so viel Schwefel, welches der Kurfürst nöthig hatte, konnte in Berlin aufgetrieben werden. Beides mußte ausdrüklich von Hamburg, von erstern das Pfund zu fünf Groschen, vom andern zu einem Groschen sechs Pfennige verschrieben werden. Friedrich Wilhelm begab sich daher nach Küstrin, welches als eine Festung nicht so sehr vom Feinde gelitten hatte. Wie schlecht es um das Land aussahe, beweiset der große Geldmangel des Kurfürsten. Wer sollte ihm Abgaben zahlen, da die noch übrigen Einwohner sich kaum des Hungertodes erwehren konnten? Er lieh sich daher vom Adel und von Juden, von Kaufleuten und von andern Bürgern bald große, bald kleine Summen, wie er sie nur habhaft werden konnte. So verpfändete er das ganze Amt Bötzow in der Mittelmark mit allen dazu gehörigen Dörfern und Vorwerken für 7000 Thaler. Die märkischen Landstände sollten ihm 2400 Thaler Tafelgelder für das Jahr 1644 bewilligen. Das ganze Land aber konnte ihm dies Geld nur in drei Terminen anschaffen. Da er die Truppen seines Vaters verabschiedet, statt deren aber neue, und unter andern drei Kompagnien Reuter angeworben hatte, so konnte das Land ihnen nur auf einen einzigen Monat Unterhalt liefern. In dieser Noth wendete sich

Friedrich Wilhelm an die Preußen. Allein auch hier war nicht viel Trost zu holen. Sie hatten den vorigen Kurfürst nebst seinem verschwenderischen Hofgelage ganz ernähren müssen: fast alle landesherrliche Aemter waren verpfändet. Seine Leiche konnte nicht einmal standesmäßig zur Erde bestattet werden, ehe nicht eine besondre Abgabe, zwanzig Groschen auf jede Hufe, ausgeschrieben war; und auch dies Geld lief kaum in zwei Terminen ein. Der jezzige Kurfürst erhielt endlich fünf Groschen von jeder Hufe zu Einlösung der versezten Aemter, und zehn polnische Groschen zu Bezahlung des rükständigen Soldes der Officiere. Aber dies reichte nicht zu. Er verlangte außer diesem noch eine Menge Lebensmittel zu Erhaltung seines Hofes, den er, wie es auch höchst billig war, sehr eingeschränkt hatte. Er sandte den Geheimenrath Burgsdorf nach Preußen, und bat die Landstände um eine Liebesgabe, die in einem halben Scheffel Roggen, einem Scheffel Gerste, etwas Bohnen, Erbsen u. s. w. von jeder Hufe, und in einem polnischen Gulden von hundert Hufen bestehen sollte. Zugleich sollten die preußischen Aemter Butter, gepökeltes Rind= und Schweinfleisch, Talg und Wachs nach Küstrin liefern. Um die Preußen hierzu geneigt zu machen, sollte Burgsdorf ihnen die Wohlthat des Friedens, den sie genossen, zu Gemüthe führen; und ihnen sagen, daß die Brandenburger gern Geld geben würden, wenn sie gleich den Preußen in völligem ungestörten Frieden leben könnten. Dies leztre war bloß eine Formel, die als eine rednerische Floskel die Leute vor

jezt

jezt erweichen sollte. Denn Wahrheit lag dabei so wenig zum Grunde, als bei vielen Deklamationen, womit die Redner ihre Vorträge ausschmükken. Aber Friedrich Wilhelm hielt einmal dergleichen kleine Kunstgriffe für erlaubt. Die armen Brandenburger Gold geben? Wie mag Burgsdorf bei diesen Worten seiner Rede im Herzen gelacht haben!

Der Kurfürst mußte daher erst dem Lande aufhelfen, ehe dies ihm helfen konnte. Er ließ es dazu an keiner Sorge und Mühe fehlen. Er sandte im Juni 1643 einsichtsvolle Männer als Kommissarien durch alle Provinzen, und ließ durch sie den Zustand der Dörfer und Felder untersuchen; ließ die wüsten Wohnungen den Hausleuten, den Herumläufern, die arbeiten wollten, den Fremden, und allen, die Lust, sich ehrlich zu ernähren, bezeigten, anweisen; ließ nachforschen, welche Aekker besäet wären, und welche verödet lägen; wie viel Hirten und Heerden noch übrig wären: und suchte überhaupt durch Versprechungen von Freiheiten, von Vorzügen, von Vortheilen die Wüsteneien wieder zu bevölkern.

Kaum aber kehrten die Menschen in ihre verlaßnen Wohnungen zurük, kaum fing der Fleiß wieder an, auf mannigfaltige Art thätig zu werden: als Friedrich Wilhelm auch anfing, die Unterthanen aufs äußerste anzustrengen, und Abgaben zu fodern, von denen es unbegreiflich ist, wie sie

noch

noch eingetrieben werden konnten. Zu Anfange der Regierung betrugen die Einkünfte des Kurfürsten aus allen Staaten noch nicht 400000 Thaler; im Jahre 1645 mußte die Mark Brandenburg allein 300000 Thaler Kontribution erlegen, mußte die doppelte Mezze von jedem Akker geben, statt daß sonst nur die einfache entrichtet worden war, und mußte sich endlich das Joch der Accise allmählig aufladen lassen. Freilich entstanden die heftigsten Bewegungen gegen diese Neuerungen: die großen Städte widersezten sich nach Möglichkeit, sie foderten den Hauptmann der Altmark, den von Knesebek, den Ausführer dieser Anordnungen, öffentlich zur Rechenschaft seines gesezwidrigen Betragens, wie sie es nannten. Allein der Kurfürst hatte außer der Leibgarde und den Reutern schon wieder drei Fußregimenter auf den Beinen: diese, welchen das Land jährlich 110000 Thaler zur Unterhaltung geben mußte, diese waren die mächtigen Redner, welche durch ihre handgreiflichen Gegengründe alle Widersezlichkeiten der Bürger zu Boden donnerten.

Sieben und zwanzig Jahre hatten grausame Kriegesbanden schon am Grabe der Menschheit gearbeitet: 27 Jahre hatte Tirannei, Religionshaß, Despotismus alles, was der Krieg Schrekliches und Entsezliches hat, über Deutschland ausgespien. Da beugten endlich stolze Herrscher ihren Felsensinn, und ließen wieder einen Strahl von Menschlichkeit in ihr finstres Herz fallen. Es wurden die Friedensunterhand-

handlungen zu Münster und Osnabrük eröffnet. Fast alle europäische Fürsten und Staaten schikten ihre Gesandten in diese Städte. Friedrich Wilhelm fertigte auch die seinigen dahin ab. Dem Grafen von Witgenstein übertrug er die Hauptgeschäfte: er sollte sich bald in Osnabrük, bald in Münster, nach Erforderniß der Umstände, aufhalten. Nach Osnabrük aber, wo die Schweden mit den Oestreichern am Frieden arbeiteten, schikte er besonders den Geheimen-Staatsrath von Löben, und den Doktor Peter Fritze, nachher aber statt des leztern den Matthäus Wesenbek. Nach Münster, wo die Franzosen vornämlich das Friedensgeschäft betrieben, sandte er den Herrn von der Heyden und Johann Portmann, welchen er in der Folge durch Johann Fromholt ersezzen ließ. Diese Gesandten standen auf einem Posten, wozu eben so viel Verstand, Gelehrsamkeit und Klugheit, als Muth, Geduld und Seelenkraft erfodert wurden. Sie sollten die Rechte eines schwachen, fast noch unbedeutenden Kurfürsten gegen die größten und stärksten Mächte vertheidigen: sie sollten Pommern für ihren Herrn zu erhalten, Entschädigungen für die Zerstörungen eines Krieges, der die Mark eigentlich gar nichts anging, zu erlangen; und die Freiheit der protestantischen, besonders der reformirten Religion zu behaupten suchen.

Ganz Europa heftete seine Augen auf die Friedensstifter: das geängstigte Deutschland schmachtete nach Erleichterung. Aber kindische Possen, und läppische

pische Thorheiten beschäfftigten die Gesandten, während dessen, daß Millionen von Unglüklichen mit der Verzweiflung kämpften. Ueber Titel und Komplimente wurde ganze Monate hindurch mit der ernsthaftesten Miene gestritten. Welcher Gesandte dem andern die erste Staatsvisite ablegen, mit welchem Namen sie sich und ihre Herren anreden sollten: das waren die wichtigen Dinge, worüber die weisesten, gelehrtesten und berühmtesten Männer tiefsinnige Untersuchungen anstellten, nachdem sie nach vielen Jahren der Zubereitung, nach Strömen vergoßnen Blutes aus allen Enden Europens in Westphalen zusammen gekommen waren! Die Franzosen foderten für ihren König den noch nicht durchgängig eingeführten Titel: Majestät; sie weigerten sich aber, den Kurfürsten von Brandenburg: Durchlauchtigster zu nennen. Friedrich Wilhelm hielt diese Sache für so wichtig, daß er so gar einen eignen Gesandten nach Paris schikte; er kam aber ohne Durchlauchtigkeit zurük. Zulezt vereinigte man sich dahin, daß man den König von Frankreich nur den Allerchristlichsten benamsete. Kaum war dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, so wälzten die Venetianer einen neuen in die Mitte. Ihr Gesandter verlangte den Vorrang vor den kurfürstlichen Abgeordneten, wobei er sich auf einen Ausspruch des vorigen Kaisers berief. Man ging fast die ganze neuere Historie hindurch, um den Republikaner zurechte zu weisen. Könige, hieß es, hätten ehemals in vielen der Länder geherrscht, wo jezt die Kurfürsten

fürsten regierten. Folglich verdienten sie den Vorzug. Endlich beschloß man, gar keine ankommenden Gesandten mehr feierlich zu bewillkommen, um nicht beständige Rangstreitigkeiten wie Pilze aus der Erde aufkeimen zu sehen. Ferner wollten die fürstlichen Abgesandten die kurfürstlichen nicht mit dem Titel: Excellenz beehren; und da wurde wieder ein langes und breites gezankt.

Als endlich die wirklichen Friedensunterhandlungen ihren Anfang nahmen, da eröffnete die Festsezzung der Religionsrechte ein weitläuftiges Feld von Disputationen. Am mehrsten haßten sich die Protestanten unter einander. Die Lutheraner wollten den Reformirten durchaus keine gesezmäßige Verfassung, keine Gleichförmigkeit der Rechte, keine weitere Ausbreitung zugestehen. Eher waren sie geneigt, den Katholiken eins und das andre einzuräumen, als den Reformirten nur die geringste Freiheit zu bewilligen. Eine sonderbare, aber beständige Erscheinung: je näher sich zwo Parteien in ihren Grundsäzzen sind, desto bittrer verfolgen sie sich; je weiter sie sich in ihren Meinungen von einander entfernen, desto leichter bieten sie sich die Hand zur Versöhnung. So ist es in der Religion, so in der Philosophie, so in der Politik. Noch jezt verzeihet man dem wirklichen Königsmörder in Frankreich eher, als dem ersten Einschränker der Königsgewalt, wenn er gleich Gut und Leben für seinen Fürsten aufzuopfern bereit gewesen wäre. Der tugendhafte, der edelmüthige Lafayette, dieser aufrichtige Königsfreund schmachtete

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

tete viele Jahre hindurch in unverdienten Fesseln: die rasendsten Bösewichter, die grausamsten Königshasser, die wüthendsten Demokraten genossen die gewöhnlichen Völkerrechte.

Friedrich Wilhelm, als der angesehenste Fürst von der reformirten Partei in Deutschland, nahm sich seiner Glaubensbrüder mit allem Nachdruk an. Durch den Religionsfrieden von 1555, welchen man jezt zum Grunde legte, hatten nur die augsburgischen Glaubensverwandten gleiche Rechte mit den Katholiken erlangt. Friedrich Wilhelm bewies oder vielmehr suchte zu beweisen, daß die Reformirten ebenfalls Anhänger der augsburgischen Konfession wären, daß die Abweichungen beider Kirchen nur solche Punkte beträfen, die in jenem Glaubensbekenntnisse nicht berührt wären. Wollte man ihre verschiedne Lehrart in einigen Nebendingen für einen Grund ansehen, sie von gleichen Rechten auszuschließen, so müßte dies auch von den verschiednen Parteien der Lutheraner unter sich gelten. Besonders machte er sie auf den Schaden aufmerksam, den sich die Protestanten durch innere Trennungen und Erbitterungen zuziehen würden. Nach den heftigsten Streitigkeiten errungen endlich die Reformirten in dem Abschluß des Friedens gleiche Vorrechte und völlige Gewissensfreiheit.

Ein Glük für Brandenburg war es, daß George Wilhelm nicht mehr vegetirte und Schwarzenberg nicht mehr herrschte: denn da

hätte

hätte es gewiß das Herzogthum Pommern völlig verloren. Aber Friedrich Wilhelm behauptete auf dem Friedenskongreß seine Rechte mit so viel Muth und wand sich durch die Krümmungen der feinsten Politik mit so viel Gewandheit, daß er sich allgemein Bewundrung und Achtung erwarb. Ein Haupthinderniß, welches den Friedensschluß lange verzögerte, war die Entschädigung, die die Schweden für ihre ungeheure Kriegskosten foderten. Sie verlangten unter andern das ganze Herzogthum Pommern. Allein hier widersprach Friedrich Wilhelm, und bestand auf seinen unläugbaren Ansprüchen, die er an ein Land hatte, welches an seine Staaten gränzte und ihm ungemein bequem lág. Beide Parteien zeigten die äußerste Hartnäkkigkeit: keiner wollte nur einen Schritt weichen. Die Schweden drohten, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis ihnen Pommern als eine billige Vergütigung zuerkannt worden wäre. Die Brandenburger beriefen sich auf die Gerechtigkeit ihrer Foderung, und behaupteten mit unerschütterlicher Festigkeit, daß sie ein Land nie fahren lassen würden, welches ihnen von Gott- und Rechtswegen gehörte. Sie verließen sich zugleich auf die Versprechungen des Kaisers, der es nicht gerne sehen konnte, daß sich eine fremde Macht in Deutschland festsezzen wollte. Allein der Kaiser war unglüklich im Kriege, und wurde durch die Dreistigkeit der Schweden, welche hierauf Schlesien foderten, in Furcht gesezt. Er gab nach, und bot den Brandenburgern Geld an: dies verwarf Friedrich Wilhelm schlechterdings. Er

wendete sich nun an die Franzosen, aber diese hielten es mit den Schweden; dann an die Holländer, denen er wegen des Handels auf der Ostsee bange machte; aber ihre Hülfe war nur schwach: hierauf an die Polen, aber auf die hörte man wenig; endlich an die deutschen Reichsfürsten, aber diese sahen Brandenburgs anwachsende Macht mit neidischen Augen an, und machten ihm Vorwürfe, daß er allein den Frieden verzögerte. Die Schweden warfen ihm wieder den Entwurf einer Vermählung mit ihrer Königin als eine Lokspeise hin, um ihn zur Abtretung von Pommern geneigt zu machen. Jedoch dies war nicht ernstlich gemeint, und die Verschiedenheit der Religion machte noch vollends alles rükgängig.

Friedrich Wilhelm hatte sich mit der möglichsten Standhaftigkeit gegen halb Europa gesezt: allein von allen Fürsten verlassen und in Gefahr alles zu verlieren, gab er endlich nach.

Er willigte in die Abtretung eines Theils von Pommern, machte aber ungeheure Foderungen zur Entschädigung für das abzutretende Land. Er verlangte für ein Paar pommersche Kreise nichts weniger als die Bisthümer Halberstadt, Minden, Hildesheim, Osnabrük und Münster; das Erzstift Magdeburg, die schlesischen Fürstenthümer Glogau, Sagan, Schweidniz und Jauer, den völligen Besiz seiner Länder aus der klevischen Erbschaft, und Freiheit von der

Kriegs=

Kriegssteuer. Er sahe es selbst ein, daß diese Foderungen ausschweifend wären: aber er sagte, daß er lieber sein eignes Land behalten wolle, und daß ihm Pommern wegen seiner Lage schäzbarer, als ein hundertfacher Ersaz sei. Die Schweden erstaunten über diese Anträge, sie begehrten noch immer ganz Pommern, und fanden die Vergütigung für das Ganze noch viel zu groß, die der Kurfürst für einen Theil foderte. Aber Friedrich Wilhelm wollte nichts nachlassen, und beharrte so ernstlich auf seinen Vorschlägen, daß er sogar Willens war, das Schwerdt zu ziehen, und mit Gewalt zu nehmen, was ihm die Politik verweigerte. Dies war denn freilich ein Einfall, den ihm mehr die aufbrausende Jugendhizze, als die kalte Ueberlegung eingab. Denn daß er da gewiß den Kürzern gezogen hätte, leidet wohl keinen Zweifel, wenn man auf den elenden Zustand seines Landes, und auf die furchtbare Macht der Schweden sieht, die ohnedem ganz Pommern schon besezt hielten. Der Kurfürst kam auch bald von diesem übereilten Gedanken zurük; und als er merkte, daß alle Könige und Staaten über die wichtigsten Friedenspunkte einig wurden, daß eine allgemeine Erbitterung gegen ihn als den Hinderer der Ruhe entstände, daß man am Ende nicht weiter auf seine Gegenreden achten und ihn vielleicht gar leer ausgehen lassen könnte: da stimmte er seinen hohen Ton, der einer größern Macht würdig gewesen wäre, herab, und ließ sich nach 2 Jahren des härtesten Federkampfes im Jahre 1647 in einen endlichen Vergleich ein. Aber fast war es zu spät: die

Schweden hatten sich mit den Oestreichern verglichen, und schienen nicht mehr viel nach ihm zu fragen. Hier leistete der französische Gesandte ihm noch die wichtigsten Dienste, er lenkte die Schweden zu Brandenburgs Vortheil. Nun kam folgender Schluß, bei dem es sein Bewenden hatte, zu Stande: der Kurfürst trat ganz Vorpommern, die Insel Rügen, Stettin mit den beiden Ufern der Oder, einige Städte von Hinterpommern, und seinigen Antheil an den hinterpommerschen Zöllen an die Krone Schweden ab. Dafür erhielt er zum Ersaz die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer; die Grafschaft Hohenstein, und die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg, welches er nach dem Tode des jezzigen Administrators, des sächsischen Herzogs August, als ein weltliches Herzogthum in Besiz nehmen sollte. Die vier Aemter Querfurt, Dame, Jüterbok und Burg, welche schon lange von Magdeburg losgerissen und an Sachsen gekommen waren, sollten bei diesem Kurhause bleiben.

Friedrich Wilhelm hatte lange gezögert, ehe er sich vermählte, weil er noch immer die Hoffnung unterhielt, durch Christinens Hand auf einen Gipfel von Macht erhoben zu werden, welchen sein Ehrgeiz so gern erklimmen wollte. Aber als er überzeugt wurde, daß dieser Plan nur ein schöner Traum sei, so gab er den Gedanken an eine politische Verbindung auf, und schloß eine Ehe fürs Herz. Er vermählte sich im November 1646 mit der Prinzessin

zessin Louise Henriette, ältesten Tochter des Erbstatthalters, die er bei seinem Aufenthalte in Holland persönlich kennen gelernt hatte. Er zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Pracht als es der traurige Zustand des Landes zu gestatten schien. Denn obgleich angesehene Schriftsteller gerade das Gegentheil versichern, so ist es doch nur zu gewiß, daß er ein Freund von Pomp, Pracht und äußerlichem Glanze war. Er war am Hochzeittage in weißen Atlas mit goldnen Stikkereien gekleidet: Diamanten machten einen so dichten und reichen Besaz, daß der Atlas darunter verschwand. Die Braut trug eine Krone von Diamanten und Perlen, einen Anzug von güldenem Stük, und eine 9 Ellen lange Schleppe, die eben so viel Grafen anfaßten. Die Kurfürstin vermehrte zwar das Ansehn und die Gewalt Friedrich Wilhelms nicht, wie es eine Christine gethan haben würde. Aber sie wurde dem Lande desto nüzlicher. Ihre Einsicht, ihre Herzensgüte, ihre Rechtschaffenheit, ihr Eifer, überall mit Verstande Gutes zu stiften, machten sie zum Segen für die Zeitgenossen, und zur Bewunderung der Nachwelt. Sie that unendlich viel zur innern Verbesserung des Landes, sie zog mehrere holländische Güterbesizzer in die Mark, sie hob, belebte und erwekte die Landwirthschaft, den Gartenbau, den Gewerbefleiß, und ertheilte ihrem Gemahle selbst in den verworrensten Staatssachen oft Rathschläge, wie sie kaum die erfahrensten Minister zu geben wußten. Sie begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, und war — was die Schmeichelei von allen Fürstinnen

sagt,

sagt, die Wahrheit nur an wenigen findet — Mutter ihres Landes. Sie starb schon 1667, und machte einer zwoten Gemahlin Plaz, die ihren Werth desto mehr empfinden ließ, je unähnlicher sie sich ihr zeigte. Oft wenn der Kurfürst aus der Versammlung seines geheimen Rathes voll Ungewißheit und Unruhe in seine Zimmer zurükkam, blieb er lange in tiefen Gedanken starr vor dem Bildnisse seiner ersten Gemahlin stehen, und brach wehmüthig in die Worte aus: O, Louise, Louise! wie sehr vermisse ich deinen Rath!

Noch ehe der westphälische Friede zum wirklichen Abschluß gedieh, foderte Friedrich Wilhelm das schlesische Herzogthum Jägerndorf, welches der Kaiser gewaltsam eingezogen hatte, für sich, weil der brandenburgische Markgraf George Friedrich, der Geächtete, so wie sein einziger Sohn, Ernst, gestorben, und folglich der Kurfürst rechtmäßiger Erbe war. Aber man wies ihn an den kaiserlichen Hof, der bald versprach, bald Ausflüchte erfann, bald drohte und nie etwas gab. Hizziger verfuhr der Kurfürst, wo er Macht hatte, durchzudringen. Die Stadt Hervorden, in der Grafschaft Ravensberg, die zur klevischen Erbschaft gehörte, hatte 1631 vom Kaiser und Kammergerichte die Rechte einer freien Reichsstadt erhalten, und war als solche zum Friedenskongreß mit berufen worden. Friedrich Wilhelm wollte es nicht leiden, daß in seinen Staaten ein freier Stand sein sollte. Er überzog die Stadt im Angesicht

sicht der Friedensversammlung mit Truppen, und prägte ihr mit Flintenkolben Gehorsam ein. Alles erstaunte. Die vornehmsten deutschen Höfe thaten die stärksten Gegenvorstellungen. Aber der Kurfürst wollte einmal unumschränkter Herr in seinen Landen sein, und fragte da weder nach papiernen, noch natürlichen Rechten. Die Stadt mußte Abbitte thun, und Gehorsam versprechen. Damit hatte ihre Reichsfreiheit ein Ende, und das von Gott und Rechtswegen; denn warum erdreisteten sich die Hervorder besser als andre Städter sein zu wollen, da sie so gut dienen konnten, als andre ehrliche Christenleute?

Zum Troste der gedrükten Menschheit wurde endlich den 24. Oktober 1648 jener denkwürdige westphälische Friede unterzeichnet, welcher einem 30jährigen Blutvergießen ein Ende machte, und noch bis jezt gesezliche Kraft in bürgerlichen und religiösen Dingen behalten hat. Allein es verflossen noch einige Jahre, ehe alle Artikel desselben vollzogen wurden. Die Schweden stekten zwar das mordende Schwerdt in die Scheide; hielten aber noch verschiedne deutsche Provinzen, und besonders die, welche an Brandenburg fallen sollten, besezt. Ueber der Grenzberichtigung in Pommern, und über einige nicht deutlich bestimmte Punkte erhoben sich zwischen ihnen und dem Kurfürsten solche Mishelligkeiten, welche den kaum geendigten Krieg wieder herbeizuführen drohten. Friedrich Wilhelm sandte Gesandten über Gesandten bald nach Stokholm, bald nach Stettin, bald nach Wien, um in

den Besiz der ihm versprochnen Länder gesezt zu werden. Von lezterm Orte aus erhielt er eine Einladung, nach Prag zu kommen, woselbst er den Kaiser, der dort eintreffen würde, mündlich sprechen könnte. Nach mancherlei Bedenklichkeiten nahm er sie an, und traf gegen Ende des Jahres 1652 mit einem Gefolge von 200 Personen und 260 Pferden zu Prag ein. Hier befanden sich auch nach des Kaisers Wunsche die Kurfürsten von Mainz, Trier und Sachsen gegenwärtig. Alle wurden schmeichelhaft empfangen, köstlich bewirthet, und mit Komplimenten überhäuft, damit sie desto eher des Kaisers Ferdinand III. Hauptabsicht, seinen Sohn zum römischen König zu erwählen, begünstigen möchten. Der stolze Kaiser war herablassend genug, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine viertel Meile entgegen zu fahren; und zehn Schritte sogar zu Fuße entgegen zu gehen. Friedrich Wilhelm wollte ihm die Hand küssen; Ferdinand aber gab es nicht zu. So tief demüthigten sich damals die ersten Reichsfürsten vor einem Machwerk ihres eignen Willens, vor einem Reichsmitstande, der nur darum ihr Oberhaupt genannt wird, weil ihre Stimmen ihn dazu erheben. Der Kaiser erreichte seinen Hauptzwek; die anwesenden Kurfürsten willigten in die Ernennung seines Sohnes zum römischen König. Friedrich Wilhelm erhielt für seine Gefälligkeit das Versprechen, daß die Schweden nicht eher mit Pommern belehnt, und nicht eher zu den Reichstags-Sizzungen zugelassen werden sollten, als bis sie ihm Hinterpommern ge-

geräumt haben würden. Mit diesem Troste reisete er von Prag in Gesellschaft des Kurfürsten von Sachsen wieder ab, hielt sich einige Zeit in Dresden auf, und hatte das Vergnügen, im folgenden Jahre die Zwistigkeiten mit Schweden völlig beendigt und sich im Besiz aller der Länder zu sehen, welche ihm der westphälische Friede zuerkannt hatte.

Die Rechte, welche den Protestanten in diesem Frieden aufs neue zugesichert waren, wurden nicht von allen katholischen Fürsten mit gleicher Gewissenhaftigkeit geachtet. Am mehrsten sezte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg alle Ehrfurcht gegen alte Verträge, und gegen den neuerlichen Frieden aus den Augen. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die Neubekehrten den bittersten Haß gegen ihre vorigen Glaubensgenossen zeigen. Hiervon legte Wolfgang Wilhelm einen neuen Beweis ab. Er hatte sich von der lutherischen Religion zur katholischen gewendet, aus politischen Gründen, die in der Regierungsgeschichte Johann Siegmunds weiter entwikkelt sind. Aus Gefälligkeit gegen seine neuen Glaubensfreunde ließ er der grausamsten Verfolgungssucht gegen die Protestanten in den Herzogthümern Jülich und Bergen freien Lauf. Mehr als 60000 Bekenner einer reinern Religion wurden fanatisch gedrükt. Todte Lutheraner grub man aus der Erde wieder aus, und verscharrte sie an schimpflichen Orten. Eben Gestorbne wollte man nicht begraben lassen, oder nicht eher, als nach schweren Gelderpressungen. Wenn man die Todten

so

so närrisch verfolgte, so kann man leicht denken, wie es den Lebenden erging. Die Prediger wurden verjagt, die Kirchen verriegelt, die Einkünfte geplündert. Eine protestantische Taufe, eine Einsegnung eines Hochzeitpaars, eine heimlich angehörte Predigt — dies waren die nichtigen Ursachen, warum der rasende Religionshaß unschuldige Menschen in dumpfe Löcher einkerkerte, vom Genuß aller Bürgerrechte ausschloß, aus den Wohnungen vertrieb, alles Vermögens für verlustig erklärte, und aller Aemter und Würden für unwerth hielt. Bei Processionen mußten die Lutheraner und Reformirten die Straßen mit Gras und Blumen bestreuen, und vor der geweiheten Hostie niederknien, wenn sie nicht mit Knütteln und Prügeln zu Boden geworfen sein wollten. Bei ihnen quartierte man Soldaten ein; auf sie wälzte man alle Staatslasten. Friedrich Wilhelm betrachtete die Einwohner von Jülich und Bergen als seine Unterthanen, weil er zwar die Theilungsverträge seiner Vorfahren mit dem Pfalzgrafen über die klevische Erbschaft mit einigen wenigen Abänderungen bestätiget, sich aber auch zugleich seine Rechte auf das ganze Erbe vorbehalten hatte. Er ließ nach geschehener Ermahnung, die vergebens war, unter Anführung des Generals von Sparr seine Truppen ins Herzogthum Bergen einrükken, Angermünde und Ratingen besezzen, und aus einem verschanzten Lager bei Angerott Kriegssteuern ausschreiben. Seine Absichten schienen weiter zu gehen, als bloß die verfolgten Protestanten zu schüzzen. Denn in einer öffentlichen Bekanntmachung

befahl

befahl er den Unterthanen, dem Pfalzgrafen von Neuburg nicht weiter zu gehorchen, keine Steuern zu erlegen, keine Hülfe zu leisten. Sie sollten bloß des Kurfürsten Befehle annehmen. Wer anders handelte, sollte als Empörer bestraft werden. Dies sind die Grundlinien von der überfeinen und vervollkommneten Staatskunst, welche die großbenahmsete Katharine in unsern glüklichen Zeiten zum Heil und Frommen der gedrükten Menschheit in Polen in vollem Glanze der Welt zur Schau legte. Um geplagte Menschen vom Joche des wahren oder eingebildeten Elendes zu befreien, ist kein kräftigeres Mittel, als — andern Fürsten ihre Länder zu nehmen, und kein anderes Gesez, als das Recht des Stärkern anzuerkennen. Im vorigen Jahrhunderte war die Welt noch nicht so aufgeklärt, die Richtigkeit dieses Sazzes einzusehen, wie es jezzo geschieht. Damals wunderte sich alles gar weidlich ob diesem Verfahren Friedrich Wilhelms. Nicht bloß die Katholiken, sondern auch die Protestanten mißbilligten ein Betragen, wo man unter dem Vorwand, Gedrükte zu schüzzen, Länder erobern wollte: alles zitterte bei dem Andenken an die Drangsale eines kaum geendigten Krieges, und schauderte vor dem Gedanken, daß die Kriegsfakkel von neuem ihre verwüstenden Flammen aussprühen könnte. Diese Stimmung der Gemüther machte den Kurfürsten bereitwillig, sich in Unterhandlungen einzulassen. Er schrieb an den Pfalzgrafen, daß sie sich beide persönlich an einem Orte und an einem Tage, wo es ihm gefiele, unterreden wollten, um zu sehen, ob

sie

sie nicht selbst eine schnellere Versöhnung stiften und eine aufrichtigere Freundschaft knüpfen könnten, als es bisher durch ihre Räthe geschehen sei. Der Pfalzgraf willigte ein. Sie kamen bei Angerott auf freiem Felde zusammen. Drei Zelte waren aufgeschlagen. Der alte Pfalzgraf verließ sich auf die Weisheit seiner Jahre; hoffte, den jungen Kurfürsten zu überlisten, und wünschte daher, ohne Zeugen allein mit ihm zu sprechen. Friedrich Wilhelm bestand auf die Gegenwart der Minister, und drang durch. Die hochweisen Räthe wollten ihre Staatsklugheit an den Mann bringen; sie fingen an, weitläuftige Demonstrationen zu machen, und redeten endlich mit Zank, Vorwürfen, und Bitterkeiten. Der Kurfürst fiel ihnen ins Wort, und bat sie, lieber alte Uneinigkeiten aus dem Wege zu räumen, als neue herbeizuführen. Die anwesenden holländischen Gesandten unterstüzten des Kurfürsten friedliche Vorschläge, und schon hatten sie den erzürnten Pfalzgrafen ziemlich besänftiget, und zum Nachgeben geneigt gemacht, als man sich zur Tafel sezte, um bei einem Glase Wein das Werk zu vollenden. Hier trafen lotringische Officiere ein, welche es ungern sahen, daß Friede werden sollte, wo sie Krieg wünschten. Sie meldeten dem Pfalzgrafen, daß der Herzog von Lotringen die Kriegsvölker, welche er verlangt habe, herbeiführe, und daß ohne des Herzogs Willen kein Vergleich geschlossen werden könnte. Dies stimmte den Pfalzgrafen plözlich um. Die Unterredungen wurden sogleich abgebrochen. Eine neue Unterhandlung der Gesandten zu Essen lief ebenfalls

frucht-

fruchtlos ab. Denn der Pfalzgraf hatte durch die gemietheten Lotringer verstärkt, jezt 12000 Mann Truppen, und machte große Foderungen. Indessen noch vor Ende des Jahres traf eine kaiserliche Kommission, welche aus angesehnen Reichsfürsten bestand, hier ein; und stiftete, vor der Hand wenigstens, Friede. Beide Parteien unterwarfen sich ihrem Ausspruche. Alles blieb in dem Zustande, wie es vor Ausbruch der Feindseligkeiten gewesen war; die Truppen wurden entlassen, die Gefangnen umsonst frei gegeben; die Unterthanen mit ihren Beschwerden nur an ihre Fürsten gewiesen, die alten Verträge erneuert, und für die Zukunft festgesezt, daß keine Zwistigkeiten mehr durch die Waffen entschieden werden sollten. Dies bewirkte eine vorläufige Ruhe, aber keine völlige Versöhnung; diese kam erst 1666 zu Stande, wovon unten mehr.

Der Kurfürst wendete die wenigen friedlichen Jahre, die auf die langen Stürme folgten, an, um sein Land zu verbessern, damit es fähig würde, die großen Entwürfe ausführen zu helfen, mit denen er sich beständig beschäfftigte. Er legte zuerst unter allen deutschen Reichsfürsten Posten 1650 an, ungeachtet man ihm von kaiserlicher Seite dies Recht streitig machen wollte. Er nahm immer noch Leute, welche der wilde Religionshaß aus Schlesien, Böhmen, und andern katholischen Ländern verjagte, freudenvoll auf; er ließ Verzeichnisse von der Zahl der Menschen und Zugthiere verfertigen; er sorgte selbst für die Verbesserung der Schulen, und unterstüzte jeden

jeden nützlichen Gewerbefleiß. Aus Westphalen und Holland zog er viele Handelsleute in seine Staaten. Zugleich suchte er seine Kriegsmacht auf einen solchen Fuß zu bringen, daß er nicht mehr wie sein Vater der Spielball fremder Fürsten würde. Noch aber war das Land in den ersten Jahren des Friedens zu unvermögend, die Kosten zu Erhaltung der Truppen zu tragen. Hier verfiel der Kurfürst auf ein Mittel, welches den Unterthanen bald drükkender wurde, als eine bestimmte Auflage: er ließ schlechtes Geld ausprägen. Die Stände erhoben Beschwerden, die Bürger murrten, die Handelsleute schimpften, die Prediger tobten auf den Kanzeln. Der Kurfürst sezte den heftigen Geistlichen gleich heftige Verweise, den misvergnügten Weltlichen standhaften Muth entgegen, und fuhr mit seinen Anordnungen fort, so lange es ihm beliebte. Die Noth, die liebe Noth mußte alles entschuldigen. Aber die Vorstellung, daß auf die Art der auswärtige Handel ganz zerrüttet werden würde, brachte ihn von dieser Maasregel zurük. Er wendete sich nun an die Landstände. Im Jahre 1653 ließ er es sich schon deutlich genug merken, daß er auf die Vernichtung ihres Ansehns sinne. Ohne ihre Bewilligung konnte der Landesherr keine Abgaben erheben, und diese mußten alle Jahr neu bestimmt werden. Dies war der erste Stein des Anstoßes, den Friedrich Wilhelm wegzuräumen hatte, wenn er willkührlich herrschen, und nach eignem Gutdünken über das Vermögen seiner Unterthanen verfügen wollte. Er rükte daher mit dem Plane vor, daß die Stände ein für allemal eine be-

beständige Auflage zur Erhaltung von 4000 Mann Soldaten bewilligen sollten. Ein edler Mann, Kurt von Burgsdorf, wahrer Freund des Vaterlandes, erhob seine Stimme gegen dies Ansinnen. Die Freiheit der Stände, rief er, ist dahin, wenn ihr dies eingehet. Die Landtage werden überflüssig sein, sobald der Regent nicht mehr zu fragen hat, wo er Geld hernehmen soll. Der willkührlichen Herrschaft werden Thüre und Thore geöffnet, wenn Niemand mehr dem Willen, den Einfällen, den Launen des Herrschers Einhalt thun kann; wenn eine stehende Kriegsmacht alle seine Befehle in Ausübung bringet. Ob der Mann wahr und vernünftig gesprochen habe, überlassen wir dem Gefühl und der Einsicht jedes Lesers: daß er aber nicht weltklug redete, zeigte der Erfolg. Er sprach zu Höflingen, denen die Gunst des Fürsten mehr, als das Schiksal des Vaterlandes am Herzen lag; er sprach zu einer Zeit, wo ein entschloßner unerschrokner Regent schon seine Gewalt fest gegründet hatte. Er wurde von seinen Kollegen verlassen, fiel in Ungnade, verlohr seine Aemter und ward auf seine Güter verwiesen. Die andern schmiegten sich in die Fesseln; sie bewilligten die Foderung; und außerdem noch die doppelte Mezze auf sechs Jahre, die Bezahlung von einer halben Million in gleicher Zeit, 10000 Thaler für die Gesandten zum Reichstage, und 20000 andre Thaler für die Truppen.

Im Jun. 1654 legte des großen Gustav Adolphs eitle Tochter, die Königin Christine

von Schweden, aus Leichtsinn, aus Ekel vor ernsten Geschäften, aus weiblicher Laune, mit einem Worte: aus elenden Gründen die Herrscherkrone nieder, und übergab sie ihrem nächsten Anverwandten, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, einem muthigen, kriegerischen Prinzen. Polen widersprach seiner Thronbesteigung; der König Johann Kasimir behauptete, vermöge seiner Abstammung ein gegründeteres Recht zur Beherrschung des schwedischen Reiches zu haben, und nannte sich daher auch: König von Schweden. Friedrich Wilhelm urtheilte aus dem Karakter beider Fürsten, und aus den Zeitumständen, daß zwischen Schweden und Polen ein Krieg ausbrechen, und er wegen Preußen auf eine oder die andere Art darein verwikkelt werden würde. Er beschloß sogleich, diese Gelegenheit zu Vergrößerung seiner Macht zu benuzzen, und sich an die Parthei anzuschließen, wo etwas zu gewinnen sein würde. Dazu aber mußte er Kraft und Nachdruk in Händen haben. Darum rüstete er sich, warb Truppen, und schaffte alles an, was zum Kriege gehört. In diesem und dem folgenden Jahre vermehrte er sein Herr bis auf 26000 Mann, mit denen er jeder Parthei Achtung einzuflößen im Stande war.

Die Folgen hiervon zeigten sich bald. Die Schweden sahen, wie nüzlich ihnen die Brandenburgische Freundschaft werden könnte: sie suchten sie eifrig, aber unter Bedingungen, welche nicht annehmlich waren. Sie verlangten die preußischen

Hä-

Häfen Memel und Pillau als Eigenthum, und versprachen dagegen andre Städte, die sie erst erobern wollten. Dies hieß mit andern Worten: sie wollten den Kurfürsten zu ihrem Vasallen, zu ihrem Dienstmann machen, und ihn nach ihrer Willkühr zu ihren Absichten gebrauchen. Denn im Besiz jener Häfen und Festungen wären sie seine Herren gewesen. Friedrich Wilhelm antwortete: daß sich die Zeiten seit seines Vaters Regierung geändert hätten, er wäre nicht Willens, Gesezze von fremden Staaten anzunehmen. Er achte weder Schmeicheleien, noch Drohungen; nur ein anständiges Betragen, und würdige Bedingungen könnten ihn gewinnen. Schweden ließ, durch diese nachdrüklichen Vorstellungen bewogen, von seinen Foderungen ab: jedoch seine Rüstungen gegen Polen dauerten fort. Unter diesen Umständen frug Friedrich Wilhelm seine Räthe, welche Maasregeln von seiner Seite zu befolgen sein möchten. Einige meinten, er müsse Preußen in Vertheidigungsstand sezzen, es mit keiner Parthei halten, sondern warten, bis eine durch den Krieg zu Grunde gerichtet sei, und sich alsdann mit der glüklichern vereinigen. Ein Rath, den zwar die Moral höchst anstößig, die liebe Politik aber sehr weise finden wird. Ein andrer Staatsdiener, der Graf von Waldek rieth dem Kurfürsten, sich von der polnischen Oberherrschaft und Lehnsverbindung loszureißen. Einem jeden Fürsten müsse die Einschränkung seiner Macht unangenehm, einem großen Kurfürsten aber, wie er wäre, unerträglich sein. Friedrich Wilhelm hörte alle Meinungen an,

gab seine Gedanken vorjezt nicht zu erkennen, handelte aber im Ganzen genommen nach diesen Grundsäzzen.

Um es nicht gleich mit Polen zu verderben, meldete er ihnen die schwedischen feindlichen Absichten, und ermahnte sie zur Beibehaltung der Ruhe. Dazu waren sie geneigt; allein sie sprachen im stolzen Tone der Republikaner, ohne die Stärke derselben zu besizzen. Sie baten den Kurfürst um seine Vermittelung bei den Schweden; da sie aber unerhörte Bedingungen vorschlugen, so ließ er sich hierauf nicht weiter ein.

Der Kurfürst ließ im Jahre 1655 acht tausend Mann nach Preußen marschieren, sezte alle Festungen in Vertheidigungsstand, und beschloß vor der Hand, nur seine Staaten zu schüzzen, übrigens bis zu seiner Zeit bloßer Zuschauer zu bleiben. Als ein Freund von Bündnissen, schloß er eine Allianz mit Holland, die er lange schon gewünscht hatte, zu Vertheidigung ihrer beiderseitigen Länder, besonders zur Sicherung der Schiffahrt und des Handels auf der Ostsee. Der Bund sollte acht Jahre gültig sein, beim Angriff der Kurfürst 2000 Mann an Holland, dieses ihm 4000 Soldaten senden, jeder auch die Freiheit haben, Geld oder Kriegsbedürfnisse zu geben. Der Kurfürst hatte wenig Nuzzen von dieser Verbindung. Einst foderte er die bedungne Hülfe gegen die Schweden; die Holländer boten Gold, er foderte Soldaten. Ehe sie zum Schluß kamen, war die Hülfe unnöthig geworden.

Unter-

Unterdessen machte Karl Gustav von Schweden seine Kriegserklärung gegen Polen bekannt, stellte sich an die Spizze seiner Truppen, drang in Polen ein, und Glük begleitete seine Schritte. Ein Theil seines Heeres zog unter Anführung des Generals Wittenberg ohne Anfrage, ohne Erlaubniß geradezu durch die Neumark nach Polen. So beleidigt sich der Kurfürst durch diese Verlezzung seiner Landesrechte fühlte, so hielt er es doch jezt der Klugheit für gemäß, seinen Unwillen zu unterdrükken. Denn die Schweden waren Sieger. Er bot ihnen aus eben der Ursache ein Bündniß an. Sein Hauptwunsch, den er nun auf irgend eine Art zu erfüllen trachtete, war: freier, unabhängiger Herzog, wirklicher Selbstherrscher in Preußen zu werden, und das Joch der Lehnsabhängigkeit von Polen zu zerbrechen. Dies war daher auch die erste Bedingung, welche er bei der Allianz, die er mit den Schweden schließen wollte, zum Grunde legte. Außerdem foderte er noch den erblichen Besiz von Litthauen oder Polnisch-Preußen: nach Erlöschung seines Hauses sollte dies an Schweden fallen. Nach Ferdinands Tode wolle er dem Könige Karl Gustav zur Kaiserkrone verhelfen. Die Republik habe ihn und seine Vorfahren nicht gut behandelt; dennoch wünsche er nicht ihr offenbarer Feind zu sein. Er wolle die strengste Partheilosigkeit beobachten. Es ist wohl gar nicht zu verwundern, daß der König von Schweden Bedingungen, wo Brandenburg bloß gewinnen, und nichts thun; wo Schweden fechten, und

Bran-

Brandenburg des Sieges Früchte brechen wollte, völlig verwarf; und statt dessen begehrte, daß der Kurfürst auch mit arbeiten müsse, wenn er zu ernten wünsche. Er verlangte, daß die Brandenburgischen Truppen zu den seinigen stoßen, und gegen Polen streiten sollten. Friedrich Wilhelm weigerte sich dessen, und so zerschlug sich die Unterhandlung.

Friedrich Wilhelm, der nicht nach seiner Art die schwedische Freundschaft erlangen konnte, bemühte sich nun, gegen ihre Feindschaft gedekt zu werden. Er schloß den 12. November 1655 ein Bündniß mit den Ständen von Polnisch-Preußen zu gegenseitiger Vertheidigung. Sie versprachen ihm 4000 Mann Hülfstruppen, übernahmen die Unterhaltung seiner Soldaten, die ihre vornehmsten Städte besezzen sollten, und übergaben ihm den Oberbefehl. Die großen Städte aber wollten den Traktat nicht unterzeichnen; und daher verlohr er viel von seiner Wichtigkeit. Der König von Polen, Johann Kasimir, welcher seine Länder in den Händen der Schweden sahe, und nach Schlesien geflohen war, stattete von hier aus dem Kurfürsten seinen Dank für den Schuz ab, welchen er von diesem Bunde hoffte, versprach ihm die Souveränität über Preußen, und andre ausschweifende Vortheile, die er vielleicht nie hätte gewähren können. Wie bald fand er Ursach, den Kurfürsten mit ganz andern Augen zu betrachten! Der König von Schweden nahm Friedrich Wilhelms Vereinigung mit den Polnisch-Preußen als eine Kriegserklärung auf,

und

und beschloß, ihn dafür seinen Zorn empfinden zu lassen. Er rükte mit seinen siegenden Truppen vor, eroberte ganz Polnisch-Preußen, drang mit Macht ins Herzogthum Preußen, und schloß den Kurfürsten in Königsberg ein. Friedrich Wilhelm sahe sich nun genöthiget, seine Politik zu ändern. Er bat die Schweden um Friede, und unter folgenden Bedingungen erhielt er ihn zu Anfange des Jahres 1656. Er mußte dem Bündnisse mit Polen entsagen, den Schweden im Fall eines Angriffs 1500 Mann zur Hülfe zu senden versprechen, und Preußen als ein Lehn von der Krone Schweden annehmen. Innerhalb eines Jahres sollte er die Belehnung suchen, und sowohl dann, als auch bei jeder Erneuerung derselben 4000 Dukaten an Schweden zahlen. Als Zugabe wurde ihm noch das Bisthum Ermeland als ein weltliches Herzogthum, jedoch ebenfalls als schwedisches Lehn überlassen.

Es ist leicht zu erachten, welche Empfindungen gegen den Kurfürsten in dem Herzen des Königs und der Großen von Polen entstehen mußten. Von Verzweiflung und Rache beseelt, sammleten sie einen Schwarm zerstreuter Polen, und Tatarn, eroberten mehrere Plätze wieder, und waren glüklich genug, selbst ihre Hauptstadt Warschau den Schweden zu entreißen. Am mehrsten tobten sie gegen den Kurfürsten, den sie für eid- und bundbrüchig, für einen Verräther an Polens Wohl hielten, und aufs nachdrüklichste zu züchtigen drohten. Diese Erbitterung der Polen war eine Ursache mit, daß sich Friedrich

Wil-

Wilhelm noch enger mit den Schweden vereinigte, und den 15. Jun. 1656 zu Marienburg einen neuen Vertrag mit ihnen schloß, worin er endlich sich zu dem verpflichtete, was er bisher nie hatte thun wollen, zu öffenbarer Feindseligkeit gegen Polen. Er versprach 4000 Mann, ja im Nothfall sein ganzes Heer zu den Schweden stoßen zu lassen. Karl Gustav wollte damals die Rolle spielen, welche in unsern Tagen Katharina von Rußland in Polen wirklich spielte. Er entwarf Theilungsprojekte, wobei er dem Kurfürsten auch ansehnliche Stükke bestimmte. Er wies ihm die Woiwodschaften Posen, Kalisch, Lenczikz, Siradien, und die Landschaft Wielum an. Die Zukunft vereitelte diese Entwürfe; aber Friedrich Wilhelm mochte es wohl nicht ahnen, daß einer seiner Urenkel, ein andrer Friedrich Wilhelm die genannten Länder von Polen wirklich abschneiden, und unter dem Namen Südpreußen mit seinen Staaten vereinigen würde. So werden aus Träumen mit der Folge der Zeit doch Wirklichkeiten.

Kaum war der Bund geschlossen, so rükten die vereinigten brandenburgischen und schwedischen Truppen auf Warschau zu, wo der König Johann Kasimir ein Heer von 40000 Polen und Tatarn versammlet, und in einem festen Lager verschanzt hatte. Eine Schlacht schien unvermeidlich. Zwei französische Gesandten, die sich beim Kurfürsten aufhielten, suchten die Gemüther noch zu versöhnen, und das Blutbad zu verhüten. Aber die erbitterten Polen

ver=

verwarfen ihre Vorschläge. Sie trozten auf ihre Menge, und antworteten im stolzen Tone. Die Schweden, sagten sie, hätten sie den Tatarn zum Frühstük zugedacht; den Kurfürsten aber würden sie an einen Ort bringen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen sollte. Sie glaubten ihres Sieges schon so gewiß zu sein, daß die Königin und die vornehmsten polnischen Damen sich auf die Weichselbrükke stellten, um hier der Schlacht als einem festlichen Schauspiele zuzusehen, und sich an der Niederlage ihrer Feinde zu ergözzen. Am 18. Juli 1656 begann jene denkwürdige Schlacht bei Warschau, welche drei Tage dauerte, wo die Brandenburger ihre ersten Siegeslorbeern brachen, und wo Friedrich Wilhelm seine Heldenbahn betrat. Zwei Tage hindurch wurde mit abwechselndem Glükke gefochten, keine Armee zum Weichen gebracht, und nur eine kurze Zeit der Nacht eingehalten. Am dritten Tage den 20. Juli ward die Schlacht am blutigsten, und der Kampf entscheidend. Der brandenburgische Feldherr Otto von Sparr trug sehr viel, wo nicht das meiste zum glüklichen Ausgange für die Verbündeten bei. Die Polen hatten ihr Fußvolk in einem Gehölze und auf einigen stark verschanzten Hügeln so gut gestellt, daß dadurch ihre Reuterei, die Hauptstärke ihres Heeres, völlig gedekt, und weder von der Seite, noch im Rükken angegriffen werden konnte. Sparr drang mit der äußersten Heftigkeit ins Gehölze, vertrieb die daselbst befindliche Infanterie, eroberte die Anhöhen mit Sturm, und verschaffte den Schweden Gelegenheit, nun die entblößte

blößte polnische Reuterei von allen Seiten anzufallen, theils in einen Morast zu jagen, theils völlig zu zerstreuen. Der König von Polen that alles, was Muth und Erfahrung ihm eingaben. Dreimal sammlete er seine fliehenden Schaaren, warf mit vollen Händen Geld unter die Gemeinen, und stellte den Edlen die Ehre und die Wohlfarth des Vaterlandes vor. Umsonst. Die Flucht ward allgemein. Die Sieger erbeuteten 50 Kanonen, das ganze Lager, alle Bagage, und die Kriegskasse. Eine Schanze nahe an der Weichsel rettete noch einen großen Theil der Polen. Denn ehe jene von den Verbündeten bestürmt und erobert wurde, hatten sich die mehrsten Flüchtlinge über die Brükke, die sie nachher verbrannten, dem Tode oder der Gefangenschaft entzogen. Da die Alliirten drei Tage viel gefochten, wenig gegessen, und ganz ermattet waren, so konnten sie die Fliehenden am Siegestage nicht weiter verfolgen; und dies gab den Polen Zeit, sich zu sammlen, und vor dem völligen Untergange zu sichern. Die Anzahl der Streiter, und der Gebliebenen wird sehr verschieden, und wie es scheint, partheiisch angegeben. Einige vermehren die Polen und Tatarn bis auf 100000, und verringern die Alliirten bis auf 16000 Mann. Aber wahre Tapferkeit bedarf solcher elenden Hülfsmittel, ihren Ruhm zu vergrößern, nicht. Jede Prahlerei erzeugt nur Widerwillen oder Gelächter. Die Polen waren nicht stärker als 40000 Mann. Und das schwedisch-brandenburgische Heer scheint aus 30000 Soldaten bestanden zu haben. Denn der König von

Schwe-

Schweden hatte allein eine Armee von 30000 Mann, der Kurfürst eine Anzahl von 26000 Soldaten. Wenn sie zusammen in der Schlacht nur 16000 Mann gehabt hätten, wo wären die übrigen geblieben? Kein Schriftsteller meldet es. Der polnische Verlust wird auf 6000, der brandenburgische auf 600 Mann angegeben. Die Richtigkeit der Angabe sei dahin gestellt!

Den Tag nach dieser glorreichen Schlacht wollte Karl Gustav seinen Sieg weiter benuzzen, den fliehenden Polen nacheilen, und sie wo möglich vollends zu Grunde richten. Aber hier widersprach Friedrich Wilhelm aus jener Eifersucht, die zwischen Bundesgenossen so natürlich entsteht, und immer gewesen ist, so lange es Alliirte gab. Er hielt es nicht für rathsam, die Polen ganz aufzureiben, und die Schweden zu mächtig werden zu lassen. Er entschuldigte sich daher, daß er alle seine Truppen selbst zu Beschüzzung seiner Länder brauche, und sie nicht zu Verfolgung der Polen hergeben könne. Hierbei lag Wahrheit zum Grunde. Denn die Polen machten wirklich Anstalt, Rache an dem Kurfürsten zu üben. Aber vielleicht könnte man einwenden, daß eben die Ruhe, welche man ihnen gestattete, ihnen Zeit und Mittel gab, auf Einfälle in die feindlichen Länder zu sinnen, statt daß sie sonst auf ihre eigne Rettung hätten bedacht sein müssen. Der polnische General Gonsiewski sammlete ein Heer von 20000 Mann, größtentheils Tatarn, und beunruhigte die preußischen Grenzen. Der Graf von

Waldek, und der Fürst Radzivil, beide in brandenburgischen Diensten, führten nebst dem schwedischen General Riederhielm 10000 versuchte Truppen gegen ihn; sie wurden aber den 11. September bei Lyk völlig geschlagen und fast gänzlich aufgerieben. Sie verloren an Todten und Gefangnen 7000 Mann. Die Generale Radzivil und Riederhielm wurden mit gefangen. Gonsiewski versprach den Tatarn alle Beute. Dies machte sie kühn. Sie überschwemmten Preußen, zündeten dreizehn Städte und eine Menge Dörfer an, ermordeten an 30000 Menschen zum Theil auf eine barbarische Art, und schleppten eben so viele gefangen weg. Die Verwüstung der Felder erzeugte eine Hungersnoth, und noch gesellte sich eine Viehseuche zu den übrigen Plagen. Zwar schlug der schwedische General Steinbok den Gonsiewski am 21. Oktober in die Flucht, und befreite den Fürsten Radzivil *). Aber die Tatarn schwärmten in

*) Seiner wird noch öftrer erwähnt werden. Daher noch ein Paar Worte von ihm. Die Tatarn mishandelten ihn sehr, und wollten ihn gegen ein Lösegeld von 60000 Thalern, das er in zwei Monaten erlegen sollte, frei geben. Sie wendeten während des Gefechtes am 21. Oktober alle Mühe dran, ihn zu behalten. Sie schleppten ihn in einen Morast. Aber ihre Flucht zwang sie, ihn fahren zu lassen. Der König von Polen misbilligte es, daß die Tatarn ein Lösegeld nehmen wollten. Er sahe ihn als einen Rebellen an, der als ein geborner Pole sein Vaterland verrathen, und darum den Tod verdient habe. Ein Glük für ihn, daß er aus der Gefangenschaft befreit wurde.

in einzelnen Parthien herum, hielten nirgends Stand, und fuhren fort, Preußen zu beunruhigen. Auf einer andern Seite streiften die Polen in der Neumark und in Pommern herum, und versezten selbst die Berliner in Schrekken. Doch von dieser Furcht wurden die Brandenburger bald durch ihren tapfern General Derflinger befreit. Damit der Kurfürst wegen der genannten Drangsale nicht unwillig werden, und die Schweden nicht verlassen möchte, so bewilligte ihm Karl Gustav in einem zu Labiau oder Libau in Kurland am 20. November geschloßnen Vergleiche neue Vortheile. Er erklärte ihn für einen freien, unabhängigen Herzog über Preußen und Ermeland. Nur den Rükfall an Schweden nach Erlöschung des brandenburgischen Hauses behielt er sich vor. Der Kurfürst sollte dafür 122000 Thaler an Schweden zahlen, und sein treuer Bundesgenosse sein. Allein Friedrich Wilhelm war nicht geneigt, sich für Schweden aufzuopfern. Er handelte, wie verbündete Fürsten stets gehandelt haben, und wahrscheinlich ferner handeln werden. Er unterstüzte die gemeinschaftliche Bundessache so lange, als sie zu Erreichung seines besondern Vortheils diente. Er verließ sie, so bald es sein eigner Nuzzen zu erfodern schien. Die Hülfstruppen an Schweden wurden von nun an bald unter allerhand Vorwänden verweigert, bald nur kärglich oder spät geschikt; und im Stillen Friedensvorschläge an Polen gethan.

Die Freundschaft des Kurfürsten gegen Schweden wurde immer lauer, immer kälter, und verwan-

delte

delte sich endlich in Haß. Die gewöhnliche Geschichte der Allianzen! Friedrich Wilhelm sahe, daß sich ein drohendes Wetter über Schweden zusammenzog, und er eilte, dem Sturme zu entgehen, ehe er ihn in das Verderben schleuderte. Dänemark, Oestreich, Holland, einige Reichsfürsten, und der Czaar von Moskau nahmen sich der bedrängten Polen an, und erklärten sich gegen Schweden. Der Kurfürst stellte dem Könige Karl Gustav, der Polen verließ und gegen die Dänen zu Felde zog, seine misliche Lage vor, beschwerte sich, daß er unter diesen bedenklichen Umständen hülflos gelassen würde, und erhielt seine Einwilligung, mit den Polen, jedoch ohne Schwedens Nachtheil, Frieden zu schließen. Hierauf aber glaubte er nicht Rüksicht nehmen zu dürfen, weil ihm sein Vortheil mehr als der Schwedische am Herzen liegen müsse. Die Unterhandlungen mit Polen wurden zu Welau in Preußen eröffnet, und nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten den 19. November 1657 geendigt. Friedrich Wilhelm, der bisherige Freund der Schweden, wurde jezt ihr Feind. Er schloß ein ewiges Freundschaftsbündniß in seinem und seiner Nachkommen Namen mit Polen. Was doch die Fürsten alles versprechen! Sonderbar, daß noch irgend ein Machthaber an solche Verheißungen glaubt. Wie ist es nur möglich, daß irgend jemand etwas im Namen seiner Nachkommen versprechen kann? Welch Mittel hat er in Händen, seine Nachfolger zu Haltung des Versprochenen zu verpflichten. Man stelle nur einen einzigen Vergleich in der ganzen

zen Weltgeschichte auf, den alle Nachfolger nur hundert Jahre hindurch gehalten hätten? Und ein Säkulum ist noch nicht ein Punkt von der Ewigkeit. Armes Polen! wo ist die ewig versprochne Freundschaft geblieben?

Der große, unschäzbare Vortheil, nach dessen Erlangung Friedrich Wilhelm bisher so sehnlich gestrebt hatte, ward ihm nun zu Theil. Der König von Polen erklärte ihn für einen freien Herrn von Preußen, sprach ihn von allen Lehnspflichten los, und bedung sich bloß die Erbfolge nach Erlöschung des brandenburgischen Regentenhauses aus. Die Religion, die Freiheiten, die Privilegien der Preußen — alles sollte in seiner jezzigen Verfassung bleiben. Alle übrigen Eroberungen und alle mit den Schweden genommenen Abreden ließ der Kurfürst fahren und verpflichtete sich, 6000 Mann Hülfstruppen gegen die Schweden zu stellen, und gegen die feindselig zu handeln, mit denen seine Waffen noch kürzlich vereiniget gewesen waren. Dieser wichtige Vergleich wurde nachher zu Bromberg bestätiget. Hier erhielt der Kurfürst noch einige neue Begünstigungen. Um ihn für die Kosten des neuen Krieges gegen Schweden schadlos zu halten, überließen ihm die Polen die Herrschaften Bütow und Lauenburg als ein männliches Lehn, und die Stadt Elbingen, die aber erst von den Schweden erobert werden mußte, als Eigenthum. Wenn ihm jedoch Polen 400000 Thaler zahlte, so sollte er diesen Ort wieder abtreten. Ein Punkt,

wel-

welcher in der Folge zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab.

Friedrich Wilhelm fürchtete sich mit Recht vor Schwedens Rache; darum verstärkte er sich durch Bündnisse. Er vereinigte sich zuvörderst mit Dänemark, das bereits im Kriege gegen Schweden begriffen war; beide Regenten verpflichteten sich, die Feindseligkeiten gegen Schweden so lange fortzusezzen, bis sie — die Angreifer — alle Genugthuung erlangt haben würden. Sodann schloß der Kurfürst noch mit Oestreich einen Vertrag gegen Schweden. Aber Karl Gustavs Tapferkeit vereitelte vor der Hand ihre Plane. Als sie noch überlegten und zauderten, eilte er mit seinem sieggewohnten Heere über die gefrorne Meerenge, den Belt, nach Dänemark, warf alle dänische Truppen vor sich nieder, und stand plözlich und unerwartet vor der Hauptstadt Koppenhagen. Zitternd bat Dänens König um Friede. Karl nöthigte ihm, wie unter diesen Umständen ganz natürlich war, harte Bedingungen auf. Aber unrühmlich brachen die Dänen den geschloßnen Frieden bald nachher, weil sie dazu gezwungen worden. Eine ungültige Ausrede! Soll sie eine gerechte Ursach zu neuen Kriegen sein, so sind alle Friedensschlüsse leere Worte; denn einer verliert immer dabei, einer wird immer durch widrige Begebenheiten dazu gezwungen. Darum führet man ja Krieg, um durch Gewalt andern solche Gesezze vorzuschreiben, denen sie sich mit Güte nie unterziehen würden. Maria Theresia würde

Schle-

Schlesien nie abgetreten haben, wäre sie nicht durch Unfälle dazu gezwungen worden. Großbritannien hätte nie seine ehemaligen Kolonien für freie Staaten erkläret, wenn nicht das harte Gesez der Nothwendigkeit es erpreßt hätte.

Der Kurfürst hielt es für seine Pflicht, die Dänen, seine Bundesgenossen, zu unterstüzzen. Er rükte daher in Verbindung mit einigen Oestreichern im September 1658 in Holstein ein, drang bis Jütland vor, und sezte den Krieg 1659 in Pommern fort, wo er unter andern Demmin nach einer beschwerlichen Belagerung eroberte. Da auch zu gleicher Zeit das Glük von den Schweden in ihren Feldzügen in Preußen wich, so ließen sie sich gegen Ende des Jahres 1659 zum Frieden geneigt finden. Der Tod, welcher den heldenmüthigen König Karl Gustav den 23. Febr. 1660 hinraffte, hob noch vollends alle Hindernisse zur Versöhnung aus dem Wege. Den 3. Mai 1660 wurde der Friede zwischen Schweden, Polen und Brandenburg im Kloster Oliva bei Danzig unterzeichnet. Jeder gab seine Eroberungen an den andern zurük; und die Unabhängigkeit Preußens wurde dem Kurfürsten aufs neue bestätiget. Die Stadt Elbing wurde von den Schweden geräumt; dem Kurfürsten aber nicht, wie es doch die vorigen Verträge erfoderten, eingeräumt. Die Polen erhoben mancherlei Beschwerden gegen ihn, und entzogen ihm daher den Besiz der Stadt. Er bedurfte jezt der Freundschaft der Polen, gab vor der Hand nach, und verschob die

Behauptung seiner Rechte bis auf eine gelegenere Zeit.

Durch diesen Frieden hörten alle äußern Unruhen auf; aber desto wichtiger wurden die innern Gährungen im Herzogthum Preußen. Die Unterthanen wollten den Kurfürsten nicht für ihren unumschränkten Herrn erkennen, weil sie den Verlust aller bürgerlichen Freiheiten, und die Willkühr eigenmächtiger Befehle, und dies wohl nicht mit Unrecht fürchteten. Sie drangen daher auf einen baldigen Landtag, wo sie ihre Beschwerden abgethan und ihre Vorrechte bestätigt zu sehen wünschten. Aber dies misfiel dem Kurfürsten. Die Preußen ihrer Seits verweigerten ihm die Huldigung, um ihn zu Erfüllung ihrer Foderungen zu nöthigen. Nun ergriff er andre Maasregeln. Er befahl dem Fürsten Radzivil, seinem Statthalter in Preußen, alle die, welche in Aemtern stünden, einzeln schwören zu lassen; die Ungehorsamen durch Drohungen zu schrekken, die Widerspänstigen abzusezzen, und keinem eine Bedienung zu ertheilen, der nicht verspräche, sich des Kurfürsten auf dem Landtage anzunehmen. Allein dieses Verfahren half wenig. Auf dem Landtage, welcher 1661 gehalten wurde, erhob dennoch alles seine Stimme gegen den Kurfürsten; die Stände behaupteten sogar, daß Polen kein Recht gehabt hätte, den Regenten zum freien uneingeschränkten Gebieter zu machen, die Appellationen aufzuheben, und die Preußen einer willkührlichen Herrschaft zu unterwerfen. Sie wären durch eine freiwillige

Ue-

Uebergabe, nicht durch gewaltsame Eroberung an Polen gekommen; und folglich könne ihre Staatsverfassung ohne ihre eigne Einwilligung nicht durch bloße Machtsprüche verändert werden. Daß diese Vorstellungen gewiß nicht unvernünftig sind, möchte dem unpartheiischen Beurtheiler wohl einleuchten. Und daß die Preußen nicht ohne Ursach für ihre Vorrechte bekümmert waren, zeigt das Betragen vieler kurfürstlichen Staatsbedienten, welche alle Beschwerden der Preußen despotisch abwiesen, und alle Bedrükkungen damit entschuldigten: jezt sei der Regent frei und unabhängig; jezt hätten sie nicht mehr nöthig, dem Lande von ihren Thaten Rechenschaft zu geben. Alle diese Vorboten einer willkührlichen Regierung bewogen die Preußen zur Widersezlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge. Der Landtag zerschlug sich, ohne daß man den Eid der Treue schwor. Viele schrien freilich aus Unverstand, ohne zu wissen warum? Die theologischen Wirrköpfe erhizten aus unedlen Absichten das Volk noch mehr. Sie hatten einen geschwornen Haß gegen die Reformirten; und unbekümmert, ob in den übrigen Stükken die Regierung weise oder thörigt, gerecht oder ungerecht handle, sahen sie bloß auf ihr kleinliches Interesse; sie fürchteten, die reformirte Religion möchte sich einschleichen, und um sich greifen; daher eiferten sie auf den Kanzeln gegen den reformirten Kurfürsten, und wußten weiter von nichts zu schwazzen, als: nun gehe die reine lutherische orthodoxe Lehre zu Grunde, nun würde alles reformirt werden. Aber nicht alle Widersprecher waren bloße

Schreier. Es gab auch edle, einsichtsvolle, ihr Vaterland aufrichtig liebende Männer, welche weiter blikten, tiefer nachdachten, und Schaden und Nuzzen gegen einander abwogen. Sie erkannten alle die großen Vortheile, die ein völlig monarchischer Staat unter der Herrschaft eines guten, eines weisen Fürsten genießt. Aber die Geschichte belehrte sie, daß es der weisen Fürsten nur sehr wenige giebt, und daß die sogenannten guten mehrentheils schwache Köpfe sind, die das Ruder ihren Günstlingen überlassen, und bloß darum gut zu sein sich einbilden, weil sie gegen unwürdige Lieblinge gut, gegen ihr Land gleichgültig sind. Alsdann, so urtheilten sie weiter, wäre eine willkührliche, durch keine Gesezze, durch keine Landstände eingeschränkte Monarchie wenigstens kein Glük. Allein die jezzige Verfassung Preußens könnte den Unternehmungen schlechter Regenten Einhalt thun, könnte den niedrigen Leidenschaften von elendem Hofgesindel Dämme entgegensezzen, und die Unterthanen gegen Despotismus schüzzen. Nie würde das Land gezwungen werden, mehr Abgaben zu erlegen, als es selbst bewilligte. Habe es zu wenig Macht, sich im Kriege zu vertheidigen, so würde seine vom übrigen Europa entfernte Lage nur selten Kriege verursachen; und der ausgebreitete Handel, durch keine Auflagen, durch keine Monopolien, durch keine Launen eines Regenten gehemmt, würde bald die Spuren der Kriegsübel wieder wegwischen. Eingeborne würden die wichtigsten Aemter verwalten; Fremde nicht das Fett des Landes abschöpfen, die Landesherrn selbst genöthiget werden,

die

die Liebe des Volkes zu suchen, und auf die Stimme der Unterthanen zu hören. Männer, die so dachten, und sprachen, konnten freilich nicht den Beifall eines Regenten erhalten, der einmal keine Einschränkung seines Willens dulden wollte; aber die Achtung ihrer Zeitgenossen mußte ihnen zu Theil werden, und die Werthschäzzung der Nachwelt wird ihnen nie entgehen. Zu dieser Klasse gehörte vorzüglich der Burgermeister Hieronimus Rhode zu Königsberg. Er verbreitete die eben angeführten Meinungen in Preußen und in Polen, unter den Landständen und auf dem Reichstage, und suchte die bisherige Verfassung des Landes aufrecht zu erhalten. Der Kurfürst betrat endlich den Weg, den alle Selbstherrscher stets gegangen sind, und wohl noch ferner gehen werden. Er ließ Rhoden 1662 gefangen nehmen, anfänglich zum Tode, nachher aber zu einer immerwährenden Gefangenschaft auf der Festung Peiz verurtheilen. Daß diesen Mann große, erhabne Gesinnungen beseelten, beweiset sein Betragen, als einst der Kurfürst die Stadt Peiz besahe. Rhode durfte auf den Wällen spazieren gehen. Er erblikte den Kurfürsten, und wendete sich weg. Ein Höfling schlich an ihn heran, und sagte: jezt könne er seine Freiheit erhalten, wenn er den Fürsten um Gnade bäte. – Rhode antwortete edelmüthig: ich will meine Loslassung nur von der Gerechtigkeit annehmen, aber nicht von der Gnade erbetteln. Schnell kehrte er ihm und dem Kurfürsten den Rükken, und eilte in sein Gefängniß zurük, worin er auch starb.

Rho-

Rhode's Schiksal schrekte die Preußen. Sie beugten ihren Nakken unter eine Gewalt, der sie zu widerstehen nicht wagten. Am 18. Oktober 1663 leisteten sie dem Kurfürsten den Eid der Unterthänigkeit. Polnische Bevollmächtigte sprachen sie von aller Verbindlichkeit gegen die Krone Polen los. Der Kurfürst bestätigte mit einem Schwure die Aufrechthaltung aller Freiheiten, in so fern sie seiner Landeshoheit, und dem Olivischen Frieden nicht entgegen wären; ein Zusaz, der das erste Versprechen im Grunde aufhob. Denn wenn sich die Unterthanen auf ihre alten Vorrechte beriefen, so konnte sie der Regent brechen, und zu seiner Vertheidigung anführen, daß sie wider die Landeshoheit stritten, und so behielt der Herrscher allemal Recht, und das Land allemal Unrecht. Ferner versprach Friedrich Wilhelm, die lutherische Religion als die herrschende anzusehen, der reformirten nur drei Kirchen zu gestatten, und die mehrsten, besonders die wichtigsten Landesstellen nur mit lutherischen Eingebornen zu besezzen. Allein diesem wurde nicht immer treu nachgelebt. Viele der angesehnsten Preußen, welche die unterdrükte Macht der Landstände beseufzten, verloren ihre Aemter: und niedrige, unbekannte Leute, Kreaturen des Hofes, kamen zu Ehre und Ansehen. Stolz auf die Gewalt des Regenten brüsteten sie sich voll Uebermuth, und zeigten eine Verächtlichkeit gegen die ehemaligen Großen, wodurch diese noch mehr erbittert werden mußten. Die stehende Armee, welche Friedrich Wilhelm unter allen brandenburgischen

schen Fürsten zuerst errichtete, erhielt die Misver- gnügten im Zaum; sonst möchte er sich in seiner Obermacht kaum behauptet haben.

Nur ein einziger Mann, Christian Ludwig von Kalkstein, Amtshauptmann von Olezko wagte es, seine Meinung über des Kurfürsten eigenmächti- ges Verfahren freimüthig und dreist herauszusagen. Zum Lohn dafür verlohr er 1667 seine Stelle. Bald nachher wurde er gefangen genommen, und unter dem Vorwande, daß er sich heftiger Drohungen ge- gen den Kurfürsten erlaubt, und des Vorsazzes, ihn zu erschießen, schuldig gemacht habe, zum Tode verdammt. Jedoch die leztre Anklage ist nie erwie- sen worden, und daher für nichts als bloße Erdich- tung seiner Feinde zu erklären. Der Kurfürst fühlte dies, und milderte das strenge Urtheil in das gelin- dere einer beständigen Gefangenschaft. Die vortref- liche edelgesinnte Kurfürstin, die ihn in der Haupt- sache unschuldig fand, brachte es durch ihre Für- bitte dahin, daß er im Jahre 1669 seine Freiheit erhielt, aber vorher das eidliche Versprechen thun mußte, sich nicht aus Preußen, und am wenigsten nach Polen hin zu entfernen. Um ihm zugleich die Mittel zu entziehen, seine Güter verlassen zu können, nahm man ihm 5000 Thaler unter der juristischen Formel: Strafe, ab. Ob eine solche Behandlung den aufbrausenden Hizkopf geduldig und sanft ge- macht haben könne, mag der Leser von selbst ermes- sen. Kalkstein sahe seinen Eid als eine erpreßte Gewaltthätigkeit an, und glaubte, ihn eben so gut

brechen

brechen zu können, als Fürsten, die heute das feierlichste Bündniß, die ewig beschworne Freundschaft, den heiligsten Vertrag zerreißen, welchen sie gestern erst geknüpft hatten: er ging nach Polen, gab sich für einen Abgeordneten der preußischen Stände aus, und legte dem Reichstage zu Warschau zwo Schriften vor, worin er ihn im Namen der Preußen bat, dem Kurfürsten die durch Krieg errungne Oberherrschaft wieder einzuschränken. Seine Vorstellungen machten Aufsehen; er selbst erhielt königliche Schuzbriefe. Der brandenburgische Gesandte Brand verlangte dagegen von dem Reichstage, daß er sich Kalksteins Vollmacht vorweisen lassen, und im Weigerungsfalle ihn ausliefern solle. Zugleich überreichte er eine von den preußischen Ständen unterzeichnete Schrift, worin sie versicherten, Kalksteinen keinen Auftrag gegeben und überhaupt an seinem Vorhaben keinen Antheil genommen zu haben. Kalkstein bewies dagegen durch ein anderes Schreiben, daß die Preußen zu dieser Unterschrift gezwungen worden wären, und allerdings Theilnehmer seiner Entwürfe wären, ihn auch bäten, dabei standhaft zu bleiben. Sie namentlich anzuzeigen, sei gefährlich und verrätherisch: denn der Kurfürst würde sonst gewiß Rache an ihnen nehmen; darum könne er seine Vollmachten nicht aufzeigen. Friedrich Wilhelm mochte es wohl wissen, daß dieses keine leeren Ausflüchte waren; denn er kannte die Unzufriedenheit der Preußen über seine Souveränität. Er befahl daher seinem Gesandten, Kalksteinen heimlich gefangen zu nehmen, und mit

List aus Polen zu entführen. Brand vollzog diesen Befehl, den sich die Politik stets erlaubt, den aber die Moral, und der wirklich immer groß denkende Mann verabscheuet. Brand heuchelte Freundschaft gegen den verblendeten Kalkstein, welcher sich auf die polnischen Schuzbriefe verließ, und nach Art aller unerschroknen Männer keine Hinterlist ahnete. Er ging auf Brands Einladung in das brandenburgische Gesandtschaftshaus; aber statt einer erwarteten Mahlzeit fand er hier einen Rittmeister nebst vier Dragonern, die ihn zu Boden warfen, knebelten, banden, in eine Tapete wikkelten, und so aus Warschau nach Preußen hin führten. Hier wurde er denn 1672 zu Memel mit dem Schwerdte hingerichtet. Kalkstein behielt seinen Muth, und seine Standhaftigkeit bis zum lezten Hauch seines Lebens. Er war häufig von dem Podagra gequält worden; kurz vor seiner Hinrichtung verlor er es. Wohlan! sagte er im Anblik des Richtplazzes, nun habe ich einmal ein probates Mittel gegen das Podagra gefunden. Noch sterbend betheuerte er seine Unschuld, weil er nichts als die Wahrheit in seinem ganzen Leben behauptet habe, und weil es noch nie ein Verbrechen in Polen gewesen sei, Schriften unter fremden Namen dem Reichstage zu übergeben. Ueber den Grund der Schuld, und über die Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit des enthaupteten Kalkstein mögen die Leser selbst urtheilen: aber die einzige Anmerkung kann ich nicht unterdrükken, daß ich diese Rache Friedrich Wilhelms stets für niedrig, eines großen Fürsten für un=

unwürdig, für einen Flek in seiner Geschichte, und besonders die Gefangennehmung in Warschau für hinterlistig, für ungerecht, für empörend halten werde. Dieser Vorfall versezte die Polen in Wuth; sie redeten von Krieg, von Vernichtung aller vorigen Verträge, von Rache an Brand; und sein Schiksal wäre gewiß nicht das beste gewesen, wenn er sich nicht durch eine schnelle Flucht gerettet hätte. Das Gesandtschaftshaus wurde erbrochen, und alles zerstörbare zertrümmert. Der König beklagte sich bei dem Kurfürsten über dies treulose Verfahren, über die Verlezzung fremder Landesrechte, und verlangte die Auslieferung von Branden und dem Rittmeister. Friedrich Wilhelm machte es hier, wie gewöhnlich, er entschuldigte sich mit der Unwissenheit, ob er es gleich selbst befohlen hatte. Um wenigstens vor der Welt den Schein der Gerechtigkeit zu haben, ließ er seinen Gesandten Brand, und den Rittmeister Montgommeri unter Trompetenschall vors Gericht laden, um für ihre Hinterlist bestraft zu werden. Es erschien aber keiner; denn beide hatten sich auf Befehl des Kurfürsten in Holland verstekt. Es war noch nicht genug, daß man mit dem Menschenverstande ein solches Gespötte trieb; es wurde noch eine ärgere Posse gespielt. Die Polen tobten fort, und ihre Drohungen waren nicht zu verachten. Der einfallende Türkenkrieg machte sie nachgebender. Der König brauchte brandenburgische Hülfsvölker; darum ließ er sich durch folgende Komödie besänftigen. Der Kurfürst erbot sich schriftlich, daß er Kalksteinen, ihn, der längst vermodert war, an

Polen

Polen wieder ausliefern wolle. Der König hingegen erklärte verabredeter Maßen, daß er ihn jezt nicht haben möchte, weil er mit dem Anerbieten schon zufrieden sei. Die Großen der Erde müssen sich von dem Verstande der übrigen Menschen eine sehr kleine Vorstellung machen, wenn sie meinen, daß man mit solchem Gaukelspiel vorlieb nehmen, und ihre Weisheit dabei wohl gar noch bewundern werde. Aber die richtende Nachwelt würdiget ihre Thaten, wie sie es verdienen, nennt schwarz schwarz, und hält einen Ziegenbok für kein Lamm.

Noch eine andre Begebenheit ähnlicher Art, obgleich nicht von gleich traurigem Ausgange beweiset es, daß Friedrich Wilhelm nicht über die kleinen Künste einer verkehrten Hofpolitik erhaben genug war, und daß er oft Verstellung mit Klugheit, Rache mit Gerechtigkeit, Hinterlist mit Weisheit verwechselte. Aegidius Strauch, Rektor und Prediger zu Danzig, beflekte seinen Ruhm, den er sich als einsichtsvoller Kenner der Geschichte und Zeitrechnung erworben hatte, durch seinen ungestümen Eifer gegen andre Religionsparteien, und durch unüberlegtes Schelten gegen Fürsten und Regierungen, die nicht nach seinem Sinne waren. Unter andern hatte er seine bittere Galle auch über den Kurfürsten von Brandenburg in mehrern heftigen Predigten ergossen. Friedrich Wilhelm, der diesen Schreier mit Gleichgültigkeit hätte verachten, und sich dadurch wahren, bleibenden Ruhm erwerben sollen, beschloß, Rache zu üben. Um ihn in seine Gewalt zu bekommen,

men, wurde ein ränkevoller Anschlag entworfen und ausgeführt, der, wir wiederholen es nochmals, eines großen Fürsten unwürdig ist. Er verwendete sich heimlich in Hamburg für Strauchen, rühmte seine tiefe Gelehrsamkeit, seine großen Verdienste, und brachte es dahin, daß er zu einer dortigen Predigerstelle berufen wurde. Unterwegens aber ließ er auf das Schiff lauern, welches ihn nach Hamburg führen sollte, beide anhalten, und den Lärmprediger nach Küstrin auf die Festung bringen. Strauch konnte durch diese Behandlung keine günstigere Meinung vom Kurfürsten erhalten; er behielt seine Heftigkeit noch im Gefängnisse bei, und redete den Kurfürsten in einer Schrift, worin er ihn um die Freiheit bat, also an: du Tirann, der du dem Pharao ähnlich bist. Die Polen, als Schuzherrn von Danzig, nahmen sich der Sache an; die Danziger, die seine Polterreden gern hörten, und ihn darum liebten, baten für ihn. Sie stellten vor, daß er die Streitigkeiten zwischen dem Rath und den Bürgern, die dort ausgebrochen waren, am besten dämpfen könne. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kurfürst auf beständiges dringendes Anhalten der Polen und Danziger wieder frei, nachdem er ihm zuvor einen Eid abgenommen hatte, sich wegen der Gefangenschaft nicht zu rächen, und nichts gegen ihn, den Kurfürsten, zu unternehmen.

Indessen sei es genug mit Geschichten, welche nur zu sehr beweisen, daß Friedrich Wilhelm ein — Mensch war. Wir wenden uns nun zu Begeben-

gebenheiten, die ihn von einer glänzendern Seite zeigen. Nach Endigung des polnischen Krieges hatte der Kurfürst über zwölf Jahre keinen Feind zu bekämpfen; denn daß er 1663 gegen die Türken 2000 Mann dem Kaiser zur Hülfe sandte, ist für keine eigentliche Feindseligkeit von seiner Seite zu rechnen, und hatte in das Schiksal seiner Länder keinen großen Einfluß. Die ganze Zeit der Ruhe wendete er vornämlich zur Vergrößerung seiner militärischen Macht an. Um sie auf einen festen Grund zu bauen, mußte er die innern Kräfte seines Landes durch Beförderung des Handels, des Akkerbaues, der Bevölkerung verstärken. Er ließ 1662 durch den Generalquartiermeister Chiese den Anfang machen, die Oder mit der Spree, vermittelst eines Grabens, zu vereinigen. Dieser wichtige Kanal, bekannt unter dem Namen des Friedrich-Wilhelms-Grabens, ist drei starke Meilen lang, fünf Ruthen tief, hat zehn Schleusen, und wurde 1668 beendigt. Als nur einiger Wohlstand in die Mark zurükkehrte, so wurden auch die Abgaben erhöhet, und die Lasten vergrößert. Im Jahre 1667 führte der Kurfürst die hochlöbliche Accise zu seinem Nuz und Frommen, aber zum Jammer und Herzeleid der Unterthanen anfangs nur auf drei Jahre, hernach auf immer ein. Schon vorher hatte er die Gewalt der Landstände eingeschränkt, von jezt an konnte er ihrer Hülfe entbehren. Er erlaubte ihre Versammlungen noch, doch mit der Verordnung, daß nur sehr wenige Personen erscheinen durften. Die Absicht hiervon ist leicht einzusehen. Ueber alle diese

Neue-

Neuerungen erhoben die Brandenburger die lautesten Klagen; viele nannten den Kurfürsten öffentlich einen Tirannen. Sie wurden dafür gezüchtiget. Denn es ergingen ernste Befehle, daß keiner üble Reden gegen den Landesherrn führen, oder sich der härtesten Strafen gewärtigen sollte. Die Anwerbungen der Soldaten, die Aushebungen von Stükknechten, die Wegnahme der nöthigsten Akkerpferde — noch heut zu Tage eine große Plage für den Bauer; denn der Adel ist, wie sichs von selbst versteht, von dieser und vielen andern Beschwerden frei — die Kriegsfuhren schienen den Märkern unerhörte Neuerungen; sie nannten dergleichen Anstalten nicht anders, als die Soldatenhölle; allein sie mußten getragen werden, wie konnte das Land sonst so mächtig werden. Außer der Verstärkung seiner Truppen beschäfftigte sich der Kurfürst fast unaufhörlich mit der Sorge, Bündnisse zu schließen. Er verband sich mit dem Czaar von Rußland, mit Frankreich 1664, mit Dänemark, mit einigen deutschen Fürsten, mit Holland; endlich mit Schweden 1666 auf zehn Jahre. Zur Zeit der Noth dienten fast alle diese Allianzen zu Nichts, ja zu weniger, als Nichts; das heißt, sie verschafften ihm nicht nur keine Hülfe, sondern wandelten sich in die bittersten Feindschaften um. Hätte er nicht Hülfsquellen in seinem Kopfe, in seinem Kriegsheere, in seinem verbesserten Staate gefunden, so hätten ihn alle die Bundesgenossen mehr ins Verderben geführt, als daraus gerettet. Das beständige Schikfsal aller weitläuftigen Allianzen; und doch

giebt

giebt es Leute, die große Hoffnungen auf Bündnisse sezzen. Was ist aus dem furchtbaren Staatenbunde gegen die französische Republik geworden?

Im Jahr 1666 erlangte auch einmal die funfzigjährige Streitigkeit über die klevische Erbschaft ihr Ende. Der Kurfürst errichtete mit dem Pfalzgrafen einen immerwährenden Vergleich, bei welchem es auch bis jezt geblieben ist. Brandenburg bekam das Herzogthum Kleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg, und alle dazu gehörenden Rechte. Der Pfalzgraf behielt die Herzogthümer Jülich und Bergen, und die Herrschaften Winnethal und Breskesant. Ueber Ravenstein sollte ein von beiden gewählter Schiedsrichter entscheiden. Im Jahr 1671 überließ der Kurfürst dem Pfalzgrafen seine Ansprüche auf dies Ländchen gegen 50000 Thaler völlig, und bedung sich noch den Besiz der Grafschaft Mörs oder Meurs aus, weil sie ein Lehn von Kleve war. Er hätte sie als eine erledigte Landschaft sogleich erhalten sollen; aber der Erbstatthalter hatte sich ihrer aus ziemlich schwankenden Gründen bemächtiget. Erst 1707 fiel sie an Brandenburg.

Frankreichs übermüthiger Despot, Ludwig XIV. verhaßten Andenkens, verwikkelte den Kurfürsten durch sein tirannisches Verfahren in einen gefährlichen Krieg, der solche Folgen hatte, die keine Politik zu berechnen im Stande war. Unter den nichtswürdigsten Vorwänden erklärte er den Holländern

ländern im April 1672 den Krieg. Dieser mit Unrecht groß benamsete König war so klein, ein Paar in Holland von Privatleuten geschlagene Schaumünzen, die nichts Beleidigendes enthielten, als Grund anzuführen, hunderttausende von Menschen abzuschlachten. Die Hauptursache indessen war Rache und Eroberungsdurst. Einige Jahre vorher hatten England, Holland und Schweden eine sogenannte Tripelallianz geschlossen, um Ludwigen an der gänzlichen Besiznehmung der spanischen Niederlande zu hindern. Nach Art der Spinnen, welche nur kleine Fliegen verschlingen und große Thiere durchlassen, beschloß er, Holland zu züchtigen, England und Schweden aber auf seine Seite zu ziehen, und sie als Zuchtruthen seines Grimms zu gebrauchen. Das Glük begünstigte seine Entwürfe. Englands wollüstiger König Karl II. ließ sich durch übersandte französische Buhldirnen und Goldstükke auf Ludwigs Partei ziehen, Schweden folgte, einige deutsche Reichsfürsten schlossen sich an den Bund der Tirannei mit an: furchtbare Heere drangen in Holland ein; und in wenigen Wochen waren vier Provinzen überschwemmt und erobert. Holland schien seinem völligen Untergange nicht entgehen zu können. Unter allen europäischen Fürsten nahm sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm der verlaßnen Holländer allein thätig an. Er achtete nicht der Schrekkensmacht Ludwigs, vor welcher Europa zitterte: Er wagte es, diesem aus seinen Ufern getretenen Strome einen Damm entgegen zu sezzen, um nicht alle Staaten zu verschlingen.

Er schloß, nachdem schon die französische Kriegserklärung geschehen war, ein Schuzbündniß mit Holland, worin er 12000 Mann Fußvolk und 8000 Mann Reuterei als Hülfstruppen versprach. Die Holländer sollten die Hälfte der Kosten, welche monatlich 79543 Thaler betrugen, bezahlen; die Brandenburger aber in 2 Monaten im Felde erscheinen. So trat also der Kurfürst gegen die, mit welchen er 1664 und 1666 zehnjährige Bündnisse geschlossen hatte, gegen Frankreich und Schweden, noch vor Ablauf der Zeit als Feind auf: und diejenigen, welche viele von seinen Allianzen, deren er eine so große Menge schloß, wenigstens für überflüssig und unnüz halten, möchten ihre Behauptungen wohl durch Thatsachen rechtfertigen können. Endlich bewegte Friedrich Wilhelm den Kaiser, sich mit ihm zum Schuzze Hollands, und zur Dämpfung des französischen Uebermuthes zu verbinden. Allein diese Vereinigung war, wie die mehresten Verbindungen, der gemeinschaftlichen Sache mehr schädlich als nüzlich: und fast hätte der Kurfürst für seinen Eifer, mit welchem er sich der Holländer annahm, schreklich büßen müssen. Im August 1672 zog er mit seinen 20000 Streitern aus, stieß bei Halberstadt mit 10000 Kaiserlichen unter Anführung des Montekukuli zusammen, und wollte geradezu durch Westphalen den Franzosen entgegen rükken. Montekukuli, der nach seiner Vorschrift nichts Ernstliches unternehmen wollte, bestand statt dessen darauf, über den Rhein und die Maas zu gehen, um die Franzosen von ihren Magazi-

gazinen abzuschneiden. Man schlenderte an den Rhein: aber die Kurfürsten, welche diesen Fluß beherrschten, verweigerten den Uebergang. Friedrich Wilhelms Adlerblik entdekte einen Ort, wo man, ohne das Gebiet der Widersprecher zu berühren, den Strom passiren könne. Doch jezt machte Montekukuli wieder Einwendungen. Ein feindliches Heer sei in der Nähe, der Uebergang zu gefährlich; man sollte lieber nach Westphalen marschiren. Der Kurfürst mußte nachgeben; und so geschahe das am Ende des Jahres, was er gleich Anfangs vorgeschlagen hatte; jezt, wo die Zeit zum Handeln verstrichen war. Dieser ganze Feldzug hatte daher seinen Zwek völlig verfehlt. Der einzige Nuzzen, den er den Holländern verschaffte, war, daß die Franzosen ein ansehnliches Heer von ihnen weg gegen den Kurfürsten hatten senden müssen.

Das folgende Jahr war nicht glüklicher für den Kurfürsten. Es kam ein neuer Feldherr bei den Oestreichern, Namens Bournonville, an, und nun schien ein neues Leben in die Truppen zu dringen. Der Kaiser befahl nämlich, Ernst zu zeigen, und dem Kurfürsten keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen. Friedrich Wilhelm beschloß, eine Schlacht zu wagen, weil die Franzosen eben eine Stellung hatten, in der sie mit Vortheil angegriffen werden konnten. Aber recht, als wenn ein böser Dämon über den Verbündeten schwebte, es traten neue Schwierigkeiten ein, und wanden dem Kurfürsten die einzige günstige Gelegenheit, etwas auszu-

richten, aus den Händen. Seine Räthe baten ihn ums Himmels willen, nicht so rasch zu verfahren. Eine Schlacht wäre ein Wagestük. Ihr Verlust würde ihn ganz zu Grunde richten, und ihr Gewinn nicht eben die größten Vortheile gewähren. Der Kurfürst hörte auf sie; er nahm sich vor, die Sache bis auf den folgenden Tag zu verschieben, und noch recht nach allen Seiten zu überlegen. Aber da wars zu spät. Türenne, der Anführer der Franzosen, dessen Name in der Geschichte der Feldzüge und der Menschheit unsterblich ist, bemerkte seine gefährliche Lage, und nahm am andern Tage eine solche Stellung, wo er schlechterdings nicht angegriffen werden konnte. Der Kurfürst mußte sich zurükziehen. Türenne drang auf ihn ein, trieb ihn vor sich her, und entriß ihm seine sämmtlichen westphälischen Länder. Jezt war Friedrich Wilhelm, der andern beistehen wollte, selbst der Hülfe bedürftig: aber nirgends fand er sie. Ludwig ließ ihn seinen Zorn fühlen; und der Kurfürst, der vielleicht hizziger, als weiser sich in diesen Krieg eingelassen hatte, sahe sich nun selbst im Verderben. Wollte er nicht einen Theil seiner Staaten verlieren, so mußte er auf seine Rettung bedacht sein. Ungeachtet er den Holländern versprochen hatte, keinen einseitigen Frieden zu schließen, so glaubte er doch, sein Wort brechen zu können, weil die Noth es zu erfodern schien; wozu noch kam, daß er ihnen vorwarf, die Bedingungen ihres Bundes nicht getreu genug erfüllt zu haben. Allein wo fehlt es je an gegenseitigen Vorwürfen, wenn ein Alliirter einsieht, daß

es besser gewesen wäre, zu Hause geblieben zu sein. Friedrich Wilhelm bat um Friede; und schon den 6. Jun. 1673 kam er zu Voßem, einem Dorfe in Brabant unweit Löwen, zu Stande. Der Kurfürst mußte vermöge desselben die Holländer ihrem Schiksal überlassen, sollte auch überhaupt gegen Frankreich nicht weiter Krieg führen, außer wenn ganz Deutschland angegriffen würde; dafür erhielt er denn seine westphälischen Länder zurük. Gewöhnlich rühmt man diesen Feldzug Friedrich Wilhelms als einen solchen, wodurch er Holland von seinem Verderben gerettet habe. Aber ob dies historische Wahrheit sei, mag der Unparteiische entscheiden. Daß er jener Republik großen Nuzzen schaffte, ist gewiß; aber daß er sie ganz gerettet hätte, ist Schmeichelei. Wären nicht andre günstige Umstände, besonders in England eingetreten, so hätte Holland dennoch unterliegen müssen, zumal jezt, da es nun von Brandenburg im Stiche gelassen wurde.

Der französisch-holländische Krieg dauerte fort, und kaum war ein Jahr verflossen, so trat Friedrich Wilhelm schon wieder als Feind gegen Frankreich auf. Der König von England wurde von seinem Parlamente zum Frieden mit Holland gezwungen; Spanien vergaß seinen alten Groll gegen diese Republikaner, seine vorigen Unterthanen; es erklärte ihnen zu Gunsten den Krieg an Frankreich; mehrere deutsche Fürsten thaten es ebenfalls, der Kaiser blieb auf dem Kampfplazze; und da die Franzosen

in der Pfalz Ausschweifungen begingen, so ließ sich das ganze deutsche Reich zur Theilnehmung am Kriege fortreissen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte sich schon vorher mit dem Erbstatthalter von Holland in neue freundschaftliche Verbindungen eingelassen; und da jezt ganz Deutschland Krieg erklärt hatte, so ergriff er diese Gelegenheit mit Freuden, Ludwigs Macht, wo möglich, zu dämpfen. Im August 1674 eilte er mit 20000 Mann an den Rhein, verband sich mit den Oestreichern, und jenen zusammengerafften Scharen, die man Reichstruppen zu nennen pflegt; sein hoher Geist schmeichelte sich schon mit Siegeslorbeern, die er von den Franzosen brechen, und um seine Stirne winden würde, und mit Triumphen, die seine vorigen Demüthigungen gegen Ludwig in Vergessenheit bringen sollten. Allein die Franzosen waren zu keiner Zeit verächtliche Streiter, waren an den Grenzen ihrer Staaten niemals so leicht zu besiegen; am wenigsten von einem Haufen deutscher Reichstruppen, die von so vielerlei kleinen Staaten und Städten wunderlich zusammengetrieben, ein unförmliches, schwer zu bewegendes, unordentliches, rohes Chaos bilden (rudis, indigestaque moles). Truppen und Feldherrn waren uneins; der Hauptanführer Bournonville ohne Muth, ohne Herzhaftigkeit ließ günstige Gelegenheiten ungenüzt, und fiel selbst in den Verdacht der Verrätherei. Als Friedrich Wilhelm im Elsaß anlangte, waren die Franzosen kaum die Hälfte so stark, als die Deutschen; darum foderte er, nebst vielen Fürsten, laut den

Be-

Befehl zur Schlacht; aber Bournonville war nicht zu bewegen. Türenne zog sich, wie im vorigen Kriege mit dem Kurfürsten, während der Berathschlagungen der Deutschen, aus der Gefahr, und rettete sich in die Festungen von Lotringen. Die Deutschen merkten ihr Uebergewicht erst da recht, als es zu spät war; sie begaben sich daher in die Winterquartiere. Der wachsame Türenne, welcher einige Verstärkungen erhalten hatte, sahe, daß die Deutschen in ihren Quartieren zerstreut lagen; darum beschloß er, einen kühnen Streich auszuführen. Er brach plözlich auf, und griff die Oestreicher den 29. December bei Mühlhausen im Sundgau so plözlich an, daß sie seine Ankunft nicht eher merkten, als bis sie sich von Feinden umringt sahen. Der Oberfeldherr Bournonville wußte vom Anzuge der Franzosen so wenig, daß er erst durch die Brandenburger davon benachrichtiget wurde. An Vertheidigung war nicht zu denken. Bournonville flohe in größter Verwirrung nach Kolmar, wo Friedrich Wilhelm stand, nahm aber eine höchst unkluge Stellung, und flüchtete sich eben so übereilt, als unerwartet über den Rhein zurük. Dies alles geschahe in solcher Zerstreuung und Geschwindigkeit, daß viele deutsche Truppen, und namentlich zwo brandenburgische Schwadronen im Stiche gelassen wurden, und ohne die Geistesgegenwart des Kurfürsten völlig verloren gewesen wären. Dieser schimpfliche Rükzug kann mit nichts, als mit der unrühmlichen Flucht des Generals Wurmser am Ende des Jahrs 1793 über

über eben diesen Fluß verglichen werden. So geschieht also nichts Neues unter der Sonne: nur zu bedauern ist es, daß die Menschen sich das Alte nicht zur Warnung dienen lassen, und daß hocherleuchtete Staatsmänner so verkehrt handeln, als wenn keine Geschichte der Vorzeit, und keine Lehrerin der Nachwelt da wäre!

Dieser unglückliche Krieg ward bald für das kurfürstliche Haus, und für das brandenburgische Land Veranlassung der tiefsten Trauer. Der Kurprinz Karl Aemil, auf welchen jeder Freund des Vaterlandes große Hoffnungen gesezt hatte, und welchen einst die Polen zu ihrem Könige begehrten, starb plözlich in seinem 20. Jahre zu Straßburg an einem heftigen Fieber, einem gewöhnlichen Begleiter der Kriege. Obgleich tödtende Krankheiten keine seltnen Erscheinungen bei Feldzügen sind, so glaubte doch das hundertzüngige Gerücht, welches allenthalben Geheimnisse suchet, auch da, wo keine sind, daß dieser Tod einer besonders geheimen Ursache zuzuschreiben sei. Der Verdacht einer Vergiftung oder einer andern Gewaltthätigkeit fiel auf die Kurfürstin, deren stiefmütterliche Gesinnungen freilich nur zu deutlich am Tage lagen. Der Kurfürst hatte sich nach dem Tode seiner achtungswürdigen Gemalin Louise den 15. Jun. 1668 mit der Prinzessin Dorothee, Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg, und Wittwe des Herzogs von Lüneburg-Celle vermählt. Aber diese Wahl misfiel den Unterthanen gänzlich. Nach-

richten, welche die genannte Fürstin, als stolz und rachsüchtig, als zornig und geizig schilderten, gingen ihr voran. Ihr Einzug in Berlin sahe daher mehr einem Leichenbegängnisse als einem Freudenzuge ähnlich. Ueberall unzufriedne, traurige Gesichter, überall scharfe, dreiste Beurtheiler, die nicht viel Gutes weissagten. Und ihr nachheriges Betragen widerlegte auch die üblen Muthmaßungen eben nicht sehr. Sie zeigte sich als eine höchst neidische, und ungerechte Stiefmutter gegen die kurfürstlichen Kinder erster Ehe. Sie folgte den Eingebungen der Eitelkeit, wollte herrschen, und Schäzze sammlen: und eine große Schwachheit Friedrich Wilhelms war es, daß er aus übertriebener Anhänglichkeit an eine herrschsüchtige und eigennüzzige Gemalin sich von ihr zu manchen Handlungen hinreissen ließ, die nicht zu rechtfertigen sind. Jedoch diesmal ging der Argwohn zu weit. Solche Verbrechen, als Ermordungen sind, müssen durch wichtige Beweise unterstüzt werden, wenn man sie an Müttern glaubhaft, ja nur wahrscheinlich finden soll. Ein großer Theil des Publikums gab diesem Argwohne Raum, und die Soldaten warfen der Kurfürstin, als sie einst im Lager war, den Tod des Prinzen unter lauten Verwünschungen öffentlich vor.

Ein weit größeres Unglük brach von einer andern Seite auf Brandenburg ein. Der König von Frankreich bewog die Schweden, seine Bundesgenossen, die wehrlose Mark Brandenburg anzufallen,

fallen, um den Kurfürsten für seine Theilnehmung am Kriege zu züchtigen. In dieser Absicht rükte der schwedische Feldmarschall Wrangel an der Spizze von 16000 Mann den 27. December 1674 in die Prigniz und Ukermark ein, und verbreitete eine Erklärung, daß er käme, weil er in Pommern keine Lebensmittel mehr für seine Truppen hätte, daß er also eigentlich nicht als Feind erschiene; sondern nur seine Quartiere erweitre, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm mit seinem Beispiele hierin vorangegangen sei: denn oft habe er es mit den deutschen Reichsfürsten eben so gemacht; oft habe er sich in ihre Länder wider ihren Willen einquartiert. Freilich wolle er zugleich den Kurfürsten nöthigen, seine Feindseligkeiten gegen Frankreich einzustellen, und den Frieden, welchen er im vorigen Jahre zu Voßem geschlossen habe, zu halten. Geschähe dies, so würde er sich gleich wieder zurükziehen. Der Fürst von Anhalt-Dessau, Statthalter der Mark, suchte zwar die Schweden durch nachdrükliche Vorstellungen von ihrem Einfalle abzuhalten; aber da er seine Bitten und Warnungen durch keine Bajonette und Kanonenschüsse unterstüzzen konnte, so mußte er der Gewalt nachgeben. Der Kurfürst erhielt die Nachricht von dieser französischen List, und von dieser schwedischen Gewaltthätigkeit in seinen Winterquartieren, als er eben bei Tische saß. Er las die Berichte darüber mit innerm Erstaunen und Unwillen, aber mit äußerlich anscheinender Kaltblütigkeit. „Die Schweden, sagte er darauf zu seinen Tischgenossen, sind in meine Länder eingefallen,

und

und spielen den Herrn darinnen. Man muß sie jezt machen lassen. Die Reihe wird auch an mich kommen, bei ihnen das Wiedervergeltungsrecht zu üben." Den Statthalter ermahnte er zur Geduld, und versprach ihm Hülfe.

Konnten die Schweden ihren Einfall auch mit ihrer Allianz mit Frankreich, mit Gründen der Staatspolitik, mit des Kurfürsten Veränderlichkeit bei seinen Friedens- und Freundschaftsbündnissen entschuldigen; so können sie doch die Grausamkeit, die sie in der Mark ausübten, mit nichts rechtfertigen oder verantworten. Ihr Betragen war eines edlen, gesitteten, und menschlichen Volkes unwürdig. Sie behandelten die schuzlosen Brandenburger, welche von Vertheidigern entblößt, ihnen nichts als Unschuld entgegensezzen konnten, gleich unmenschlichen Barbaren. Sie foderten ungeheure Kontributionen; trieben das Vieh weg, und schossen todt, was sie nicht fortschleppen konnten; sie verderbten die Saaten aus bloßem Uebermuth; sie gruben Bürger und Bauern bis an den Hals in die Erde ein, damit sie bekennen möchten, wo sie ihre besten Habseligkeiten verstekt hätten; sie warfen andre auf die Erde, füllten ihnen durch einen Trichter mehrere Maas Wasser in den Mund, schwellten den Leib damit an, traten ihnen sodann auf den Körper, es wieder herauszupressen, und wiederholten diese Grausamkeit, welche sie den Schwedentrunk nannten, ein oder etliche mal, bis sie bekenneten, wo oft nichts zu bekennen war, oder

bis

bis sie eines qualvollen Todes starben. Frauenzimmer wurden hie und da mit den Brüsten angenagelt, Kinder ermordet, Todte ausgegraben, um sie zu plündern, Kirchen bestohlen, und verbrannt, die Abendmahls=Gefäße auf eine Art verunreinigt, welche zu nennen die Ehrbarkeit verbietet; einige Männer mit Seilen an den Geburtstheilen gebunden und auf der Erde herumgeschleppt. Anfangs hatte Wrangel noch einige Mannszucht gehalten: aber er wurde bald krank: sein Bruder Woldemar, ein Mann von schlechten Gesinnungen, führte unterdessen den Oberbefehl; und nun verwandelten sich seine Truppen in wahre Räuberhorden. Zuerst hauseten sie nur in der Ukermark und Prigniz; in der Folge breiteten sie sich über das ganze Land aus. Vitrius, der Gesandte des Königs von Frankreich, reizte die Schweden zu noch größerer Wuth. Ihm waren die bisherigen Verwüstungen noch nicht schreklich genug, weil man noch kein Feuer angelegt hatte. Er wollte, daß man alles in Aschenhaufen verwandeln möchte.

Diese mörderischen Unthaten brachten endlich die Brandenburger aufs äußerste. Es rotteten sich eine Menge Bauern in Kompagnien zusammen, bewaffneten sich so gut sie konnten, mit tödtenden Gewehren, und sezten in ihre Fahnen die Worte:

Wir sind Bauern von geringem Gut,
und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.

Frei=

Freilich richteten sie nicht viel aus. Daß so mancher Schwede, der ihnen in die Hände fiel, schreklich büßen mußte, war alles, was ihr ohnmächtiger Zorn bewirkte. Dafür fühlten sie die schwere Hand der Uebrigen desto härter. Wrangel selbst misbilligte diese Barbareien. In einem Briefe an seinen Bruder Woldemar, den man auffing, klagte er bitterlich darüber. So lange er Soldat sei, schreibt er, habe er solche Greuel von Christen noch nicht gehört. Er befehle daher, daß die Urheber bestraft würden. Aber die andern Anführer begünstigten die Schandthaten; und ihn hinderte seine Krankheit, Ordnung zu halten.

Der Kurfürst hatte unterdessen seine Truppen aus dem unglüklichen französischen Feldzuge nach Franken in die Winterquartiere verlegt, und sein Hauptlager in Schweinfurt genommen. Hier suchte er theils auswärtige Hülfe zu erlangen, die unbedeutend war, theils seine vom Kriege, vom Marsche, von Krankheiten übel zugerichteten Soldaten zu pflegen und zu verstärken. Darüber verstrichen mehrere Monate. Die Schweden wurden ganz sicher, und dachten an den Kurfürsten gar nicht mehr. Er aber dachte desto ernstlicher an sie. Er verließ seine Quartiere in Franken zu Anfang des Junius 1675, und langte den 11. zu Magdeburg an, ohne daß die Schweden auch nur das geringste von seinem Aufbruch gehöret oder gemerket hätten. Damit sie von hier aus noch nichts erfahren möchten, so ließ er zwei Tage die Thore verschließen,

schließen, und keinen aus der Stadt gehen, während dessen er mit der Reuterei im voraus ausrükte, und 1000 Mann auserlesener Fußvölker auf 146 Wagen nachfolgten. Er legte in der ersten Nacht fünf Meilen zurük, und stand schon am andern Abende vor Rathenow an der Havel, wo eine ansehnliche schwedische Besazzung lag, die da glaubte, daß der Kurfürst noch in Franken ruhig in den Quartieren läge. Der General Dörfling hatte sich mit einem Trupp Brandenburger als Schweden angekleidet, stürmte in der Morgendämmerung ans Thor, stellte sich, als ob er von einem Haufen bewaffneter Bauern verfolgt würde, und verlangte eingelassen zu werden. Es geschahe. Sogleich hieb er die Wache nieder, und drang weiter in die Stadt. Zu gleicher Zeit brachen Dänhof, Götz und Kanowski auf den entgegenstehenden Seiten ein, hieben alles, was sich widersezte, auf den Straßen nieder, und nahmen die übrigen gefangen, von denen keiner entging. Um die Schweden ganz an der Gegenwehr zu verhindern, hatte ein Edelmann in der Stadt, mit Wissen des Kurfürsten, alle schwedischen Officiere und Kriegsbedienten Abends vorher bis spät in die Nacht herrlich bewirthet, damit sie im Schlafe überrascht werden konnten. Der Obriste Wangelin *), ein Hauptanstifter des ganzen Krieges, wurde nebst mehrern andern Officiern gefangen, und in die Festung Peiz geführt.

Der

*) Dieser Obriste Wangelin muß nicht mit dem General Wrangel verwechselt werden.

Der Kurfürst hoffte durch diese glükliche Unternehmung zwei schwedische Heere, von denen eins zu Brandenburg rechts, und das andre zu Havelberg links in den Quartieren lag, zu trennen. Allein der Trupp zu Brandenburg war aufgebrochen, um sich mit dem havelbergischen Heere in der Mitte unterwärts bei Fehrbellin am Rheinfluß zu vereinigen. Der Kurfürst erhielt hiervon baldige Nachricht; er eilte daher mit seiner Reuterei, ohne auf das Fußvolk zu warten, nach Fehrbellin zu, mit dem festen Endschluß, die Schweden anzugreifen, und durch einen Hauptstreich zu vernichten. Die Schweden hatten zehn Regimenter Infanterie, 800 Dragoner und eine gut bediente Artillerie. Der Kurfürst hatte nur 5600 Reuter, und gar kein Fußvolk, und dennoch wagte er es, mit dieser Handvoll Kavalleristen ein tapferes, durch seine Kriegsthaten allgemein geachtetes Heer zu schlagen. Dieser ungleiche Kampf, in den sich nicht jeder Held eingelassen hätte, ist es vornämlich, wodurch sich Friedrich Wilhelm einen unverwelklichen Ruhm in der Kriegsgeschichte errungen hat. In dem Kriegsrathe, welchen er deswegen hielt, waren alle brandenburgischen Officiere gegen eine Schlacht. Ein erfahrnes, in der Kriegskunst geübtes Fußvolk mit bloßen Reutern, die noch dazu durch schnelle und beschwerliche Märsche abgemattet wären, anzugreifen, schien ihnen das gefährlichste Wagestük zu sein. Der Kurfürst aber bestund auf seiner Meinung, weil die Schweden auf der Flucht, weil sie in die Enge getrieben, und weil sie jezt nicht von

ihren

ihren alten erprobten Feldherrn angeführt würden. Während dessen er nun Anstalt machte, sich in Schlachtordnung zu stellen, war das Treffen bereits angegangen und für ihn durchaus nothwendig geworden. Der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, der erst kürzlich in seine Dienste getreten und von Begierde, sich auszuzeichnen, entbrannt war, hatte den 18. Jun. den Befehl erhalten, mit dem Vordertrupp die Schweden zu besichtigen, sich aber durchaus in kein Gefecht einzlassen, sondern im Fall, daß er auf einen großen Haufen Feinde stieße, plözlich zurükzukommen. Aber der hizzige Prinz vergaß diesen Befehl. Er stieß auf die schwedischen Vorposten, griff sie muthig an, und jagte sie siegreich bis zu ihrer Hauptarmee. Diese aber rükte sogleich aus ihrem Lager, drang auf ihn ein, und würde ihn gewiß ganz zusammengehauen haben, wenn ihm nicht der Kurfürst, der dies bemerkte, noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre. Eine Batterie, die der Kurfürst auf einem Sandhügel schon vorher angelegt hatte, that große Wirkungen. Der rechte Flügel der Schweden wurde geworfen; und bald ihre ganze Macht zum Weichen gebracht. Der Sieg war entscheidend und wichtig. Denn die Schweden, welche an 4000 Mann verloren hatten, verließen nun alle brandenburgischen Staaten, und flohen in größter Verwirrung ins Meklenburgische. Zum Prinzen von Homburg, der durch seine brausende Hizze Stifter des größten Unglüks hätte sein können, sagte Friedrich Wilhelm nach der Schlacht: „wollte ich nach der Strenge der

Kriegsgesezze verfahren, so hätten Sie den Tod verdient. Aber Gott bewahre, daß ich meine Hände mit dem Blute eines Fürsten beflekken sollte, welcher mit das vornehmste Werkzeug meines Sieges geworden ist. Ich verzeihe Ihnen. Sie haben meine ganze Achtung und Freundschaft." Der Kurfürst selbst entging der augenscheinlichsten Todesgefahr nur durch die Treue seines Stallmeisters Emanuel von Froben. Er ritt ein weißes Pferd, und wagte sich in die gefährlichsten Gegenden. Die schwedischen Kanoniere bemerkten das Pferd, welches sich vor allen auszeichnete, und richteten alle Schüsse nach dem Reuter desselben. Der Stallmeister, welcher hinter dem Kurfürsten ritt, bemerkte, daß die Schüsse um ihn am häufigsten fielen, vermuthete bald die Ursache, und bat ihn, ein Pferd von einer andern Farbe zu besteigen. Aber der unerschrokne Fürst achtete dies nicht. Ein schwedischer Ueberläufer bestätigte darauf die Muthmaßung des Stallmeisters als gewiß, und versicherte, daß die Schweden das weiße Pferd und seinen Herrn kenneten. Aber auch dies bewegte seine Heldenseele nicht. Froben sagte endlich zum Kurfürsten, daß sein Pferd stolpere und sich bäume, und ihn in seinen Unternehmungen hindere; er möchte also mit ihm tauschen. Diesen beständigen Bitten und Vorstellungen gab er zulezt nach: beide wechselten ihre Pferde; und kaum hatte Froben den kurfürstlichen Schimmel bestiegen, als ihn eine Kanonenkugel niederstrekte. Diese Treue rührte den Kurfürsten ungemein; er ließ den Erblaßten in der Dom-

kirche

kirche zu Berlin im kurfürstlichen Erbbegräbnisse beiseʒʒen *).

Der

*) Obenstehende Erzählung, die sonst allgemein geglaubt wurde, wird von einigen Neueren ganz verworfen, von andern wenigstens bezweifelt. Die Gründe dieses Unglaubens sind, weil weder Puffendorf, der bekannte Lebensbeschreiber dieses Kurfürsten; noch auch, ich weiß nicht welcher Adjutant, Kriegsgefährte und Augenzeuge jener Schlacht, der streitigen Anekdote erwähnen. Im Puffendorf findet sich Buch 13. § 36. nur dies hiervon: Ipſe Elector aliquot alas e ſiniſtro cornu ad ſtrenue pugnandum animatas in hoſtem ducebat *non ſine maximo periculo, confertim fulminantibus Suecorum machinis, e quibus emiſſus globus Emanuelem Frobenium ſtabuli praefectum retro iſtum equitantem proſternebat.* Nach dieser Erzählung flogen allerdings schwedische Kanonenkugeln häufig um den Kurfürsten herum, er selbst kam in die größte Gefahr, sein Stallmeister Froben ritt hinter ihm, und stürzte von einem Kanonenschusse getödtet zu Boden. Ob weiter nichts, als dieses Thatsache ist; oder ob Puffendorf nur die Hauptsache gedrängt erzählt, und die Nebenumstände, unter welchen Frobens Tod erfolgte, übergeht, getraut sich der Verfasser gegenwärtiger Geschichte nicht so gradezu zu entscheiden. Denn so weitläuftig, ja weitschweifig Puffendorf auch des Kurfürsten Begebenheiten erzählt, so hat er doch offenbar noch gar manches übergangen, was einem denkenden Leser zu wissen angenehm sein würde. Wie wenig z. B. sagt er uns von der eigentlichen innern Landesregierung, von den Volkssitten, von den Künsten und Gewerben, vom Zustande der Gelehrsamkeit u. s. w.

 Und

Der Sieg über die Schweden zog dem Kurfürsten in ganz Europa Bewunderer und Freunde zu.

Man

Und daß wir auf die Schlacht von Fehrbellin zurükkommen, woher kommts, daß Puffendorf nichts von dem übereilten Angriffe des Prinzen von Homburg, nichts von dem wohlverdienten Verweise, den er erhielt, nichts von der endlichen Begnadigung des Kurfürsten erwähnt? Oder sind das alles auch nur Mährchen? Puffendorf sagt hiervon: hostis perspiciebat, se pugnam evadere non posse, quod Fridericus Landgravius cum sinistro cornu semper extremo agmini immineret; — itaque apud vicum Hackelbergam legiones — disponebat, nostrosque exspectabat. — Was sodann den ungenannten Adjutanten betrifft, so ist hierauf folgendes zu sagen. Friedrich der Große, welcher den 7jährigen Krieg führte und selber beschrieb, also ein solcher gültiger Augenzeuge ist, als irgend einer sein kann, hat viele, sehr viele interessante Anekdoten, und Begebenheiten übergangen, die darum doch wahr sind, wenn er sie gleich nicht in seinen Werken erzählt. Ja, was noch mehr ist, offenbare Unrichtigkeiten sind in seine Geschichte eingeflossen. Wenn nun ein Kritiker in künftigen Jahrhunderten alle Nachrichten vom 7jährigen Kriege verwerfen wollte, die nicht in des Königs Schriften stehen, wie übereilt, wie unrichtig würde er urtheilen! Das Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller kann kein gültiger Grund sein, eine Erzählung zu verwerfen, wenn nicht andre entscheidende Gründe hinzukommen. Hiermit soll nun die Wahrheit der obigen Anekdote nicht als unbestreitbar dargestellt werden. Nein! man will nur zeigen, daß die Läugnungsgründe, die man bis jezt vorgebracht hat, noch nicht so wichtig,

noch

Man bewunderte den Sieg, nicht wegen der Menge der Getödteten, sondern wegen der bewiesenen Einsicht, Tapferkeit, und ungewöhnlichen Kriegsart, so wie wegen der Größe des Erfolges. Die Kriegskenner lobten des Kurfürsten Vorsicht, Verschwiegenheit und Schnelligkeit, mit der er Rathenow überrumpelte; sie erstaunten über den Muth, mit welchem er es wagte, nur mit der Reuterei, die durch lange Märsche ermüdet war, einen Feind anzugreifen, der weit mehr Truppen hatte; Truppen, durch keine Strapazen ermattet, durch keinen Gegner geschwächt, durch Brandenburgs Fett wohl gemästet, auf den vortheilhaftesten Orten postirt, durch eine gute Artillerie unterstüzt, und aus dem Kern jener sieggewohnten Legionen zusammengesezt, die noch vor kurzem ganz Deutschland in Schrekken ver-

noch nicht so haltbar sind, daß man ihnen blindlings beistimmen kann. Der Verf. dieser Geschichte möchte gern die Sache aufs Reine gebracht sehen, möchte gern das pro und contra gehörig abgewogen wissen; darum fügt er noch dies hinzu. Die Nachricht von Frobens Edelthat muß sehr frühzeitig ausgebreitet worden sein, da sie Friedrich II. welcher nur 24 Jahr nach des großen Kurfürsten Tode geboren wurde, in seinen Denkwürdigkeiten erzählt. Sollte sich nicht eine so wichtige Begebenheit, als die Aufopferung des Lebens für einen Fürsten ist, bei der Regenten-Familie im dankbaren Andenken erhalten, bis auf Friedrich II. fortgepflanzt haben, und so von ihm mit gerechter Anerkennung seines Werths der Nachwelt übergeben worden sein?

versezten, und die einen Anführer an ihrer Spizze hatten, dessen Name schon, wie man glaubte, dem Kurfürsten Furcht einflößen müßte. Dieser mächtige Feind, welcher seit 6 Monaten die Mark verwüstete, war in 6 Tagen aus dem ganzen Kurfürstenthume vertrieben, und sein Stolz so gedemüthiget, daß er kaum mehr Muth hatte, sich im ganzen folgenden Kriege nur im Felde zu zeigen. In Schweden erregte die Niederlage allgemeine Bestürzung: Hohe und Niedre verwünschten den Obristen Wangelin, dessen Sorglosigkeit zu Rathenow dem Kurfürsten den Weg zum Siege gebahnt, und dessen Antrieb den Krieg vornehmlich mit verursacht hatte. Alle Hoffnung, den Krieg wieder in der Mitte des Deutschen Reichs, wie ehemals, hinzuwälzen, war dahin; und man mußte froh sein, wenn man dem eignen Untergang entfliehen konnte. Der König selber sagte beim Anblik einer Zeichnung des Schlachtfeldes, und bei der Betrachtung, wie viele Vorzüge die Schweden durch ihr Fußvolk, durch ihre Kanonen, und durch ihre Stellung an festen Orten gehabt hatten: „alle, welche aus dem Treffen entkommen wären, verdienten, gehangen zu werden."

Nun erwachten von allen Seiten Friedrich Wilhelms Bundesgenossen, um ihm zu einer Zeit beizustehen, da er sich schon selbst gerettet hatte. So ist die Welt. Sie begünstigt den Glüklichen. Der Kaiser, der vorher unthätig blieb, erklärte jezt die Schweden in die Reichsacht. Dänemark rüstete sich, sie zur See zu bekriegen; die Holländer

der thaten ein Gleiches. Der Bischof von Münster und die Herzoge von Lüneburg traten der Verbindung mit bei. Mit Dänemark verabredete der Kurfürst einen Theilungstraktat; er selbst wollte ganz Vorpommern, jenes die Insel Rügen und die Stadt Wismar erobern und behalten. Und noch in diesem Jahre suchte er den entworfnen Plan auszuführen. Dänische und kaiserliche Truppen stießen zu ihm; er drang im Oktober in das schwedische Pommern ein, ging über die Prene, eroberte Wolgast, die Insel Wollin, und hernach auch Wismar.

Im folgenden Jahre schloß Friedrich Wilhelm nach seiner hochbelobten Gewohnheit — neue Bündnisse, neue Verabredungen, neue Verträge, die nur den einzigen Fehler hatten, daß sie nicht ganz erfüllt wurden, und nicht ganz erfüllt werden konnten, weil sie Vergrößerungsentwürfe enthielten, die bloß dann zur Wirklichkeit gedeihen, wenn die ersten Mächte Europens darein willigen. Der Krieg mit Schweden wurde eifrig, doch in diesem Jahre nicht mit dem glänzenden Erfolge, als vor und nachher, fortgesezt. Die Eroberung der Stadt Anklam war die einzige Frucht großer Anstrengungen eines ganzen Jahres. Reicher an wichtigen Begebenheiten ward das Jahr 1677. Die Dänen gewannen eine große Seeschlacht über die Schweden, verloren aber eben so viel zu Lande bei Lunden in Schonen. Der Kurfürst belagerte Stettin, die stärkste Festung in Pommern, zu Wasser und zu Lande

mit

mit brandenburgischen und lüneburgischen Truppen. Mit 30 Regimentern schloß er die Stadt zu Lande ein: eine Menge Schiffe schnitten ihr die Zufuhr zu Wasser ab. An 160 schwere Kanonen, vierzig Feuermörser, 15000 Centner Pulver, 200000 Stükkugeln waren bestimmt, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, wenn sie sich nicht ergäbe. Aller drohenden Anstalten, aller wirklichen Verwüstungen ungeachtet, vertheidigte sich die tapfere Besazzung dennoch über sieben Monate: erst im December ergab sie sich, nachdem der Kurfürst 10000 Mann verloren hatte. Diese bedeutenden Siege erregten den Neid seiner Bundesgenossen. Ein kaiserlicher Minister sagte geradezu: es gefalle dem Kaiser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee aufstünde. Der Gesandte von Schweden suchte den alten Groll der Polen wieder anzublasen, und sie zum Bruche mit Brandenburg zu bewegen. Vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn nicht der Kurfürst einige mächtige Senatoren im Solde gehabt, an der Grenze von Großpolen Schrekken erregt, und zulezt ein Türkenkrieg die polnische Aufmerksamkeit von Brandenburg abgelenkt hätte. Der schwedische Botschafter sprach bei dieser Gelegenheit heftig und anzüglich vom Kurfürsten zu Warschau. Friedrich Wilhelm, der solche persönliche Ausfälle nicht mit dem ruhigen Herzen eines Weisen zu ertragen gewohnt war, gerieth in eine unbeschreibliche Wuth darüber. Der Gesandte, rief er im Uebermaße des Zorns aus, verdient geprügelt zu werden. Wenn ein Friedrich Wilhelm im vorigen

Jahr=

Jahrhundert der Hoheit seiner Fürstenwürde so weit vergaß, daß er Prügel für Widerlegungsgründe hielt; so darf es uns nicht wundern, daß schwache Machthaber in unserm Säkulo, wo man das Menschengeschlecht mit ausstudirtem Fleiß zur Barbarei zurükführen will, wirklich den Korporalstok wieder einzuführen suchen. Was richten solche unanständige und unrühmliche Mittel aus? Sie erzeugen neue Grobheiten: sie verschlimmern den Karakter, sie entehren die Menschenwürde. Der schwedische Gesandte blieb die Antwort nicht schuldig. In einer öffentlichen Audienz beim Könige von Polen stieß er neue Beleidigungen und Drohungen gegen den Kurfürsten aus. Dieser beschwerte sich zu Stokholm und Warschau, foderte Genugthuung, und erhielt keine.

Unterdessen hatten die kriegführenden Mächte zu Nimwegen Friedensunterhandlungen eröffnet, aber mit Schnekkengange fortgesezt, weil das deutsche Reich, auch wenn das Haus brennt, erst untersuchen muß, von welcher Farbe und Gestalt das Feuer, und ob es wohl nöthig sei, zu löschen. Da waren Formalitäten auszumachen, Possen mit ernster Miene zu bestimmen, vorläufige Dinge festzusezzen, daß man darüber an das Wichtige nicht denken konnte. Zulezt wurde Deutschland von Spanien und Holland im Stiche gelassen. Diese beiden Staaten verloren täglich immer gegen die Franzosen: um nicht ganz in den Abgrund zu stürzen, schlossen sie besondre Friedensverträge mit Frankreich. Man hat vornämlich Holland bitter getadelt,

tadelt, daß es vom Bunde mit dem Kurfürsten abgetreten sei. Allein wenn man der Billigkeit Gehör geben will, so kann man jezt die Holländer nicht mehr tadeln, als ehemals den Kurfürsten, der 1673 durch den einseitigen Frieden zu Voßem die Holländer ebenfalls ihrem Schiksale überließ. Friedrich Wilhelm wollte dem Frieden beitreten, aber weil er alle Eroberungen herausgeben sollte, so sezte er den Krieg fort, schloß wieder neue Bündnisse mit Dänemark und Münster, und rükte 1678 von neuem ins Feld. Er eroberte die Insel Rügen, die die Dänen verloren hatten, wieder, bemächtigte sich selbst der Festung Stralsund, vor welcher einst Wallensteins Uebermuth scheiterte, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde die Eroberung von ganz Schwedisch-Pommern.

Der Kurfürst kehrte nach Berlin zurük, um den Winter über auf seinen errungenen Lorbeeren um desto mehr auszuruhen, da die vielen Anstrengungen seine Gesundheit untergraben hatten. Aber ein neuer unvermutheter Vorfall entriß ihn der Ruhe. Er hörte, daß 16000 Schweden unter Anführung des Generals Horn von Liefland aus in das Herzogthum Preußen seit dem 18. November eingefallen, und schon bis Insterburg vorgedrungen wären. Ungeachtet seiner Krankheit, ungeachtet der grimmigsten Kälte, dergleichen in vielen Wintern nicht gewesen war, brach Friedrich Wilhelm dennoch den 31. December, in Begleitung seiner Gemalin und des Kurprinzen auf, um seinen Staaten

ten unverzüglich zu Hülfe zu eilen. Neuntausend seiner tapfersten Krieger, die noch von dem mühevollen Feldzuge dieses Jahres entkräftet waren, mußten dennoch im strengsten Winter mehr als hundert Meilen weit marschiren. Die Schweden warteten die Ankunft der Brandenburger nicht ab. Sie hatten den Kurfürsten bei ihrem Einfalle in die Mark vor einigen Jahren kennen lernen, und Fehrbellin war ihnen noch im frischen Andenken. Sie zogen sich daher eiligst zurük. Dazu nöthigten sie auch die Krankheiten, die anfangs vom Mangel entstanden, hernach durch Ueberfluß vermehrt worden waren, und die Hälfte ihrer Truppen unbrauchbar gemacht hatten. Der Kurfürst wünschte sie zu erreichen, und für ihre Plünderungen zu züchtigen: daher sezte er sein ganzes Fußvolk und 34 Kanonen auf Schlitten, und fuhr mit ihnen über das zugefrorne Frische und Kurische Haff; wovon das erste ein dreizehn, das andre ein funfzehn Meilen langer See oder vielmehr Meerbusen von der Ostsee ist. Ein Theil der Schweden wurde beim Dorfe Splitter, eine halbe Meile von Tilsit, eingeholt und niedergehauen. Zwischen Tilsit und Koadjuten erreichte der brandenburgische General Görzke den Hinterzug der Schweden, welchen der Oberfeldherr Horn selbst führte. An 1200 Schweden wurden getödtet, 200 gefangen, Horn durch eine Kugel schwer verwundet, und vom Pferde geworfen, aber von den Brandenburgern nicht erkannt, und durch Sträucher verborgen.

Nun

Nun war Preußen in 14 Tagen von den Feinden ganz gereiniget worden. Von hier bis nach Liefland, welches damals den Schweden gehörte, und wohin sich die fliehenden zurükzogen, führte ein Weg von 40 deutschen Meilen durch enge Pässe, Berge und Wälder, und durch Länder, wo es an Lebensmitteln fehlte. Dies bewog den Kurfürsten, mit seiner Hauptarmee zurükzubleiben, und den Feind nur durch einige leichte Truppen bis nach Riga hin verfolgen zu lassen. Hierzu kam, daß Reuter und Pferde durch einen schnellen Marsch von 100 Meilen ermüdet waren; die Fußvölker aber durch Schlitten nicht weiter geschafft werden konnten. Zugleich hatte die strenge Kälte, dergleichen sich nur wenige erinnern konnten, viele Soldaten, die unter freiem Himmel übernachten mußten, getödtet; vielen andern waren die Füße erfroren. Darum vertheilte der Kurfürst seine Truppen in den Aemtern um Memel und Tilsit, daß sie sich von den Anstrengungen jeder Art erholten. Nur 2500 Reuter wählte er aus, um die Schweden durch 40 ungebahnte Meilen Weges unaufhaltsam zu verfolgen, und gab ihnen den Treffenfeld und Schöning, zwei verdiente Officiere, zu Anführern. Diese geschikten Parteigänger ließen den Schweden weder bei Tage noch bei Nachte einige Ruhe, sie jagten sie wie das gescheuchte Wild vor sich her, griffen sie an, nekten sie, verfolgten sie durch Samogitien, Litthauen und Kurland. Die litthauischen Bauern halfen ihnen dabei treulich. Sie schlugen einzelne Haufen und Soldaten der Schweden mit Flegeln und Sensen

todt.

todt. Der Frost, der Hunger, die Seuchen und die schnellen Märsche vollendeten die Niederlage.

Von 16000 Schweden, die in der Mitte des Novembers wohl ausgerüstet in das Herzogthum Preußen eingefallen waren, kamen zu Anfange des Februars nicht mehr als 2500, worunter kaum 1000 gesunde waren, im elendsten Aufzuge zu Riga, der Hauptstadt Lieflands, an; und von diesen starb nachher noch ein großer Theil an Krankheiten. Der klägliche Anblik dieser ehemals so tapfern Truppen verbreitete in ganz Liefland Bestürzung und Schrekken. In Riga glaubte man schon den Kurfürsten, dem man nichts mehr unmöglich hielt, vor den Thoren zu sehen. Man fing an, die Vorstädte niederzureissen, die Wälle mit Wasser zu begießen und den Dünastrom aufzureissen, und zwar mit solchem Eifer, daß selbst Weiber und Kinder mit Hand anlegten. Schaarenweise strömten die Landleute in diese Stadt, für welche man einer Belagerung wegen sehr besorgt war. Mehrere Tage blieben die Thore verschlossen, und alles war in ängstlicher Erwartung, wann der Kurfürst das Bombardement anfangen würde; ein Bombardement, dessen Folgen schreklich sein mußten, da die Straßen enge, und die Häuser mit Hanf, Flachs und Leinsamen, den bekannten Handelsartikeln dieser Stadt, reichlich angefüllt waren. Indessen diesmal kamen sie mit dem bloßen Schrek davon. Denn der Kurfürst selbst war über 40 Meilen entfernt geblieben, und Treffenfeld und Schöning traten 8 Meilen vor Riga ihren Rükmarsch an.

Der

Der Kurfürst erhöhte seinen Kriegsruhm durch diese schnelle und kühne That bis auf den steilsten Gipfel der Bewunderung und des Erstaunens. Mitten in einem der härtesten Winter befreite er ein Land, das von seiner Hauptstadt über hundert Meilen entfernt ist, mit abgematteten Truppen, bei zerrütteter Gesundheit dennoch in vierzehn Tagen völlig, und richtete ein nicht verächtliches feindliches Heer gänzlich zu Grunde. Dieser einzige Feldzug ist hinreichend, ihm einen der ersten Plätze unter den Helden aller Zeiten zu sichern.

Jedoch, alles vergoßne Blut, alle den Unterthanen aufgebürdeten Lasten, alle gefallne Schlachtopfer des Krieges, alle ungeheuren Anstrengungen des Kurfürsten dienten zu — nichts; waren vergebens vergossen, aufgebürdet, gewürget, erduldet worden. Eine unverkennbare Wahrheit ergab sich hier von neuem, daß alle das grenzenlose Elend, alle die unmenschlichen Aufopferungen, alle die gehäuften Volksbürden von den Vortheilen nicht aufgewogen werden, welche die Fürstenfamilie durch unnüzze Kriege zu theuer erkauft. Wer Häuser in Brand stekte, allen Hausrath durch Flammen vernichtete, alles Vermögen durch Feuer zerstörte, und am Ende aus dem Schutthaufen einen leeren Kasten als Beute durch ein Ungefähr davon trüge, der würde doch wohl auch den einfältigsten Menschen nicht überreden können, daß der Nuzzen mit dem Schaden in Verhältniß stünde. Ob je der größte Vortheil, den ein Krieg für den Herrscher erzeugte,

mehr

mehr als ein leerer Kasten in Rüksicht des unermeßlichen Verlustes an Menschenblut, an Schäzzen, an Sittlichkeit, sei, mag derjenige beurtheilen, welchem Völkerwohl am Herzen liegt. Was in aller Welt hilft es dem Unterthan, daß sein Fürst ein Paar Städte mehr zu seinem Gebiet rechnen kann? Eben dies ist vielleicht ein neues Unglük für ihn. Die Vermehrung des Landes reizet die Ruhmsucht des Regenten, auch seine Macht zu vergrößern; diese Vergrößerung ist gewöhnlich unverhältnißmäßig, das heißt, sie übersteigt die Kräfte der neu eroberten Länder; folglich muß der Mutterstaat nun das Seinige mit beitragen, und also wächset seine Bürde. Eifersüchtige Nachbarn sehen auf die steigende Größe mit neidischen Augen; also entstehen neue Kriege; und folglich kann die Philosophie den Kriegen unmöglich das Wort reden.

Für fünf Jahre der Verwüstung erhielt der Kurfürst nur einen geringen, fast für nichts zu rechnenden Schadenersaz. Das deutsche Reich, welches sich von je her zum Spielballe der östreichischen Herrschsucht gebrauchen ließ, schloß im Februar 1679 einen einseitigen Frieden mit Frankreich zu Nimwegen, und sezte das brandenburgische Interesse ganz aus den Augen. Ludwig XIV, Schwedens Bundesgenosse, verlangte darauf im Tone eines Befehlshabers, daß Friedrich Wilhelm unverzüglich mit Schweden Friede schließen, und alle Eroberungen ohne Weigerung herausgeben sollte. Der Kurfürst hatte zwar Muth genug, diese entehrenden

renden Bedingungen zu verwerfen; allein es fehlte ihm an Macht, seinen Worten Nachdruk zu geben. Dies leztre konnte aber Frankreichs Despot: 30000 Franzosen rükten in die klevischen Länder ein, und preßten dem Kurfürsten die Einwilligung zu einem monatlichen Waffenstillstande ab. Der Friede selbst kam während der Zeit nicht zu Stande, weil Friedrich Wilhelm Schwedisch-Pommern durchaus behalten, und lieber einen Theil von Kleve abtreten wollte. Der Stillstand wurde verlängert, und den Franzosen Wesel und Lippstadt eingeräumet. Als aber auch dieser neue Stillstand zu Ende ging, und noch kein Friede erfolgte, so drangen die Franzosen bis Minden vor, schlossen alle kurfürstliche Truppen daselbst ein, und erfüllten alle brandenburgischen Länder in Westphalen mit Schrekken und Plünderung. Noch verließ die Entschlossenheit den Kurfürsten nicht; er marschierte den Franzosen entgegen, um ihnen eine Schlacht zu liefern, und bessere Friedensbedingungen zu erkämpfen. Aber die braunschweigischen Fürsten verwehrten ihm den Durchzug. Hierzu gesellten sich die Vorstellungen seiner Gemahlin und seines Geheimenrathes von Meinders, die ihm zeigten, daß er doch zu unvermögend sei, Frankreichs Macht zu beugen. Daher beugte er sich denn unter die eiserne Hand der Nothwendigkeit. Er bat nun um Friede; er schrieb einen demüthigen Brief an Ludwig XIV, und nannte ihn sogar: gnädiger Herr; er sprach von seiner gerechten Sache, von seiner großen Ergebenheit gegen ihn, von Staatsgründen. Allein umsonst.

Lud-

Ludwig konnte es nicht verschmerzen, daß Friedrich Wilhelm ihm im Frieden zu Voßem 1673 gleiche Ergebenheit und Freundschaft versichert hatte, und dennoch ein Jahr darauf feindlich begegnet war. Es half keine Macht, kein Bitten, keine Vorstellung; der Kurfürst mußte unterschreiben, was dieser stolze König foderte. Den 29. Jun. 1079 wurde der Friede zu Saint Germain en Laye *) geschlossen. Der Kurfürst trat alle seine Eroberungen an Schweden wieder ab; erhielt aber dafür die wenigen Oerter, und die Zölle allein, welche Schweden in Hinterpommern nach dem westphälischen Frieden besaß. Nur Dam und Golno blieb ihnen gegen eine Bezahlung von 50000 Thaler. Um den Großmüthigen zu spielen, zahlte Ludwig 300000 Kronen zu einigem Ersaz der Kriegskosten an Brandenburg. Die Kurfürstin bekam köstliche Geschenke an Geld und Diamanten, und Meinders eine jährliche Pension von 50000 Livres von Frankreich, weil sie den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit bewogen hatten. Kein Augenblik in Friedrich Wilhelms Leben war ihm schreklicher, als dieser, wo er einen so harten Friedensschluß unterzeichnen mußte; einen Frieden, der ihn um die Früchte eines fünfjährigen blutigen Krieges brachte, der seiner Rachsucht gegen die

*) Eine Stadt an der Seine im Walde Laye, in der ehemaligen Provinz Isle de France, und im jezzigen Departement de la Seine et de l'Oise. Hier ist Ludwig XIV. geboren, und der vertriebne englische König Jakob II. gestorben.

die Schweden und seinen Vergrößerungsentwürfen Grenzen sezte. Voll tiefer Wehmuth rief er nach vollzogner Unterschrift jenen Vers der verzweifelnden Dido beim Virgil Aen. IV. 625. aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Möchte einst ein Rächer aus meiner Todtenasche aufstehen!

Dieser Verdruß über das Staatsungemach wurde durch häusliche Zwistigkeiten vermehrt. Die neidische, herrschsüchtige Kurfürstin Dorothee konnte ihr Misvergnügen nicht verbergen, daß noch zwei Prinzen aus der ersten Ehe lebten, welche ein näheres Recht zur Regierung, als ihre vier Kinder hatten. Sie wünschte, auch ihren Prinzen Länder zu verschaffen. Daher gebrauchte sie ihre ganze Gewalt, die sie über das Herz ihres Gemahls hatte, um ihn zu bewegen, wenigstens die durch den westphälischen Frieden neu erworbnen Länder unter ihre Kinder zu theilen. Der Kurprinz Friedrich konnte diese Anschläge natürlich nicht ohne Widerwillen vernehmen. Er machte seiner Stiefmutter Vorwürfe; sie gab sie ihm mit reichlichen Zinsen zurük: man brach von beiden Seiten selbst in Drohungen aus. Der Prinz reisete endlich sogar heimlich des Nachts in Gesellschaft seines Sekretärs Dankelmann von Berlin nach Kassel zu seiner Tante, der verwittweten Landgräfin. Der Kurfürst, von Natur zum Zorne geneigt, und durch seine Gemahlin noch mehr in Erbitterung gesezt, beschloß, seinen ersten Sohn ganz zu enterben. Dies verhinderten die Räthe noch; aber davon ließ er sich nicht abhalten, ein

Testa-

Testament zu machen, in welchem er alle seine Länder unter die übrigen Kinder theilte, und dem Aeltesten nur die Kurwürde zusprach, die er ihm nicht entziehen konnte. So verfinsterte Grimm, und stiefmütterliches Zureden seinen hellen Verstand so sehr, daß er sein eignes Werk, die Arbeit einer vierzigjährigen Regierung, zerstörte. Er hatte Brandenburg durch zerrüttende Kriege, durch Auflegung großer Lasten, durch rastlose Thätigkeit zu einem Staat erhoben, der seinen Nachbarn Achtung einflößte: alle seine Bemühungen hauchten Vergrößerung; und jezt wollte er alles wieder über den Haufen stürzen, lauter ohnmächtige Fürsten gründen, lauter kleine Staaten bilden, die bald von Mächtigern verschlungen werden konnten. So widersprechend handeln selbst große Männer, wenn sie niedrigen Leidenschaften Gehör geben. Der jüngste Prinz erster Ehe Ludwig erklärte sich gerade zu gegen dieses Testament, gegen die Frucht des Hasses und der Erbitterung. Die Größe meines Hauses, sagte er, rührt mich mehr, als mein im Grunde doch nur unbedeutender Vortheil. Ich will lieber ein Unterthan eines mächtigen Bruders, als der Herrscher eines kleinen Landes sein, welches mir jeder Usurpator entreissen könnte. Ich bin daher der erste, welcher nach des Vaters Tode ein solch unpolitisches Testament umstoßen wird.

Friedrich Wilhelm folgte aber mehr den eigennüzzigen Einblasungen der Stiefmutter, als den vernünftigen Vorstellungen des Sohnes. Mit

äußerster Mühe gelang es kaum dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzoge von Braunschweig und dem Fürsten von Dessau, eine äußerliche Versöhnung zu stiften. Sie brachten es dahin, daß der Kurprinz schriftlich erklärte, er habe gefehlt, und eidlich versicherte, er wolle nicht mehr ohne väterliche Erlaubniß das Land verlassen, nicht mehr die Mutter erzürnen, nicht mehr nach Regierungssachen fragen. Der Kurfürst hingegen versprach, das Vergangne zu vergessen, ihn wieder als Sohn anzunehmen, mit der hessischen Prinzessin Elisabeth Henriette, Tochter des Landgrafen Wilhelms IV. zu vermählen und ihm frei stellen, ob er zu Berlin oder zu Köpenik wohnen wolle.

Wir nannten diese Versöhnung eine äußerliche; und das war sie gewiß, und weiter nichts. Denn der Kurfürst nahm sein ungerechtes Testament nicht zurük, die Kurfürstin unterdrükte ihre stiefmütterlichen Gesinnungen nicht, und der Prinz faßte zu beiden kein größeres Zutrauen. Ein neuer Zunder für den Haß der Kurfürstin war die wirkliche Vermählung des Prinzen mit der hessischen Prinzessin. Er war von der Natur mit einem schwächlichen, übelgestalteten Körper begabt: der zweite Prinz schien keine Neigung zur Ehe zu verrathen: dies erregte in ihr die Hoffnung, daß doch wohl noch ihre Kinder den Regentenstuhl besteigen könnten. Jezt sahe sie ihre Erwartungen getäuscht, noch schreklicher getäuscht, da die Kurprinzessin im folgenden Jahre eine Tochter gebahr, und dadurch Beweise ihrer Frucht-

Fruchtbarkeit ablegte. Ein neuer Vorfall vermehrte den gegenseitigen Groll. Der Prinz wurde einst nach einer Mahlzeit, wozu ihn die Mutter geladen hatte, von einer solchen Kolik überfallen, daß man ihn für todt auf sein Zimmer trug. Sein Sekretär Dankelmann gab ihm indeß bei der Abwesenheit der Aerzte ein Pulver, welches er bei sich führte, zum Erbrechen ein: dies that volle Wirkung. Er erlangte durch die nachher fortgesezte Mühe der Doktoren seine Gesundheit wieder. Aber jezt hielt er sich selbst für überzeugt, daß ihn die Mutter habe vergiften wollen; er verließ plözlich den Hof, ging nach Köpenik, und schrieb seinem Vater, daß er sich von Berlin entfernen müsse, weil er dort nicht mehr sicher sei. Als darauf seine Gemahlin im fünften Monat ihrer zweiten Schwangerschaft schnell nach einer Krankheit von drei Tagen starb: so sprachen Hofleute und die übrigen Unterthanen ganz laut, daß die Kurfürstin Urheberin des Todes sei, weil sie nicht wünschte, daß ihr Stiefsohn Erben erhalten möchte. Jedoch dies sind bloße Volkssagen, vom Hasse erfunden, und von der Verläumdung verbreitet, denen es an allen Beweisen fehlt. Ein erfahrner und glaubwürdiger Arzt behauptete vielmehr lange nach dem Tode des Kurfürsten und der Kurfürstin, wo er keine Ursache weiter hatte, die Wahrheit zu verschweigen, daß der Kurprinz, der überhaupt schwächlich war, durch Unverdaulichkeit krank geworden, und die Kurprinzessin an einem Flekfieber gestorben sei. Wer sollte ein solch Zeugniß in Zweifel ziehen wollen? Allerdings aber kann man auch

selbst aus diesem ungerechten Argwohne den sichern Schluß machen, daß ihr Karakter nicht untadelhaft sein konnte. Eine Fürstin mußte durch mancherlei Fehltritte wirklich eine und die andre schlechte Seite gezeigt haben, wenn sie in der Achtung des Publikums so weit gesunken war, daß man sie der schwärzesten Verbrechen für fähig halten konnte. Ihr Uebertritt von der lutherischen Religion zur reformirten, der im folgenden 1680 Jahre erfolgte, war auch nicht von der Art, den Unterthanen eine bessere Meinung von ihr einzuflößen. Allgemein hatte man sie im Verdacht, daß diese Religionsänderung nur Heuchelei und List, nicht Ueberzeugung, nicht Liebe zur Wahrheit verrathe. Weil der Kurfürst mit außerordentlichem Eifer an der reformirten Lehre hing, so wollte sie, nach der Meinung ihrer Zeitgenossen, seine Liebe zu ihr erhöhen, und ihren Einfluß in ihn verstärken. Wir lassen es dahin gestellt sein, was sie zu diesem seltsamen Schritt bewog: Gründe mußte sie haben. Daß sie von der Vortrefflichkeit jener Religion überzeugt worden sei, läßt sich mit Recht bezweifeln. Denn noch kein gescheuter Kopf hat beweisen können, daß die Meinungen der Reformirten vortrefflicher und besser als die Lutherischen wären: ohnedem hat man ja jezt wohl andre Begriffe von dem Werthe der Religionsänderungen. Daß eine Fürstin in ihrem 46. Lebensjahre eine Religion, deren Bekenntniß ihr bis dahin gleichsam zur andern Natur geworden ist, aus wirklicher Ueberzeugung mit einer andern vertauschen sollte, dies gehört unter diejenigen Dinge, welche die böse

Welt nun einmal nicht glauben will. Und die Fürsten sind selbst Schuld, wenn man von ihrem Glaubenswechsel nicht viel hält. Ein andrer Grund des üblen Rufes, in welchem die Kurfürstin stand, lag in ihrem Hange zum Wucher und Eigennuzze. Sie legte unter andern vor dem Spandauer Thore zu Berlin ein Wein- und Bierhaus an, wo sie fremde Fuhrleute anzog, um von ihren Sauftalenten Nuzzen zu ziehen. Der Rath und die Bürgerschaft klagten über diesen unanständigen Nahrungszweig der Kurfürstin, als eine Verlezzung der Stadtprivilegien; die Brauer stellten, und warlich nicht ohne Grund vor, daß sie die schwere Bieraccise erlegten, aber auch dafür Schuz bei ihrem Gewerbe fodern könnten. Wo sollen die Bürger ihr Brod erwerben, wenn ihnen die einträglichsten Quellen des Verdienstes verstopft werden? Der Kurfürst achtete auf diese gerechten Beschwerden nicht; denn er ließ sich vom Leitseile seiner Gemahlin zu sehr gängeln. Ganz anders handelte jener griechische Kaiser Theophilus, welcher ein Handlungsschiff seiner Gattin verbrennen ließ, weil er es nicht bloß für unschiklich, sondern auch für ungerecht hielt, daß eine Kaiserin den Unterthanen ihre Nahrung entzöge.

Mitten unter diesen öffentlichen und häuslichen Verdrießlichkeiten sahe man in Berlin ein sonderbares Schauspiel, welches für den Kurfürsten und das Land gleich schmeichelhaft, und belustigend war. Der Tatar-Chan Murad Gerai ließ dem Kurfürsten durch eine feierliche, obgleich abentheuerliche Gesand-

sandschaft zu seinen Siegesthaten Glük wünschen, sich nach seinem Befinden erkundigen, den Regierungsantritt Seiner tatarischen Hoheit melden, und ihm seine Freundschaft anbieten. Dabei schikte er ihm ein dürres, abgezehrtes Pferd zum Geschenk. Der erlauchte Gesandte war halbnakkend, ein wahrer Ohnehose, mit einigen wenigen Lumpen behangen; sein Gefolge natürlich nicht besser geschmükt. Man mußte sie zerst anständig kleiden, damit sie bei der Erscheinung am Hofe nicht die Sittsamkeit ärgerten. Der Dollmetscher hatte eine hölzerne Nase, und keine Ohren. Unterwegens suchten sie sich in den Dörfern durch Stehlen und Rauben freie Zehrung zu verschaffen, wobei sie denn durch Knüttel von den Bauern zur Ordnung gewiesen wurden. Der Gesandte beschwerte sich über diese Art der Bauern, ihn zu empfangen, und meinte, daß dadurch seine Würde gekränkt sei. Indessen ließ er sich doch von der Regierung belehren, daß die hiesige Landessitte von der seinigen hierin sehr abwiche.

Das herannahende Alter, der leztre fehlgeschlagne Entwurf zur Vergrößerung in Pommern, und vielleicht ernstes Nachdenken erstikten alle Neigung zu fernerm Kriegführen in Friedrich Wilhelm. Selbst die wichtigsten Ursachen konnten ihn nicht mehr bewegen, das Schwerdt zu zükken. Ein kühnes Seeunternehmen gegen Spanien, welches aber nicht wirklicher Krieg genannt werden kann, war die lezte Feindseligkeit, die er ausübte, und die seinen Ruhm, und die Bewunderung seiner Zeitgenossen

nossen unendlich vermehrte. Spanien hatte dem Kurfürsten zur Zeit des französischen Krieges 1674 monatliche Hülfsgelder von 32000 Thalern versprochen, eine Zeitlang bezahlet, aber bald nachher wieder verweigert. Friedrich Wilhelm machte eine Foderung von achtzehn Tonnen Goldes rükständiger Subsidien an den spanischen Hof. Allein alle seine Vorstellungen waren vergebens; er erhielt nichts. Er beschloß daher 1680 sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Diese war eben so außerordentlich, als ungewöhnlich. Auf dem Gipfel der Macht, auf welchem Preußens Herrscher in den neuesten Zeiten stehen, glaubten sie doch nie, zur See jemals etwas wichtiges ausrichten zu können. Friedrich Wilhelm aber, von der Begierde, in allen Stükken groß zu sein, entbrannt, versuchte es, eine Seemacht zu gründen, und auch zu Wasser den ersten Mächten Europens nachzubulen. Außer andern Proben griff er jezt rasch zu Werke. Er rüstete zu Pillau in Preußen sechs Fregatten von vierzig bis zwanzig Kanonen aus, und besezte sie mit 600 Matrosen und 300 Soldaten. Mit dieser geringen Macht wagte er es, die spanische Seehandlung zu zernichten. Besondre Glüksfälle, das Unerwartete dieses Unternehmens, Spaniens Nachlässigkeit, und die brandenburgische Schnelligkeit waren wohl die Hauptursachen, daß dies Wagestük nicht unglüklich für den Kurfürsten ablief. Denn daß im Grunde doch nichts Wesentliches daraus werden konnte, leuchtet doch wohl zu sehr in die Augen. Der Gedanke, die Kühnheit, welche diesen

End=

Endschluß faßte, hat etwas Ueberraschendes, dem wir die Bewunderung nicht entziehen können. Allein kalte Ueberlegung muß das Unausführbare nur zu überzeugend darstellen. Die kleine Flotte lief im August 1680 von Pillau aus, und hielt alles so geheim, daß sie im kurzen an den niederländischen Küsten ein spanisches Schiff von 60 Kanonen, das aber auch freilich keine Feindseligkeit vermuthete, eroberte. Es hatte vorzüglich brabantische Spizzen und Leinwand geladen, welche in der Folge zu Pillau für 100000 Thaler verkauft wurden. Spanien erstaunte über eine solche Kühnheit, und Beschimpfung, und machte ein heftiges, anzügliches Manifest gegen den Kurfürsten bekannt. Indessen Friedrich Wilhelm achtete darauf nicht. Seine Flotte segelte bis nach Amerika, machte aber daselbst in vier Monaten nur zwei kleine Prisen. Sie kehrte daher nach Europa zurük, und kreuzte in den Gewässern bei Portugall, um der spanischen Silberflotte aufzulauern. Jedoch nun gebrauchte Spanien Ernst. Es wurden zwölf Galliotten ausgeschikt, die brandenburgischen Käper zu vertreiben. Die beiden Flottillen stießen bald auf einander: es kam zum Gefecht. Die Brandenburger hatten Muth genug, sich zwei Stunden zu wehren. Aber da sie offenbar zu ohnmächtig waren, und am Ende gewiß hätten unterliegen müssen, so entflohen sie ohne merklichen Verlust in den portugiesischen Hafen Lagos, und schifften gegen Ende des Jahres 1681 nach Pillau zurük. Der Kurfürst sahe nun ein, daß er nicht im Stande sei, Spaniens Seemacht zu erschüttern,

schüttern, und daß dieses Reich seine Flottille zertrümmern könnte, so bald es nur einen Theil seiner Kriegsschiffe dazu gebrauchte. Es wurden alle fernern Seeunternehmungen eingestellt; Friedrich Wilhelm begnügte sich, sein Ansehn hierdurch vergrößert, den Spaniern einen kleinen Schrek eingejagt, und wenigstens keinen Schaden gehabt zu haben. Die Kosten der Ausrüstung betrugen 135000 Thaler, und eben so viel waren die gemachten spanischen Eroberungen werth.

Dieser kleine Seekrieg veranlaßte in dem Kurfürsten den Endschluß, den Handel seiner Staaten bis in fremde Erdtheile auszudehnen. Ein holländischer Kaufmann, Namens Raule, der ihm bisher stets Schiffe geliehen und besorgt hatte, und von ihm zum Direktor des Seewesens ernannt worden war, unterließ nicht, seinen Eifer noch mehr anzufeuern. Er überreichte ihm einen Entwurf nach dem andern, von denen endlich bei Gelegenheit der ostfriesischen Unruhen einer zur Ausführung gedieh. Die Stände von Ostfriesland hatten ansehnliche Freiheiten, welche ihnen aber die Regierung zu rauben trachtete. Die darüber ausgebrochnen Streitigkeiten wurden bald so groß, daß sie die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Reichs erregten. Der Kaiser trug endlich dem Kurfürsten als mit kriegsausschreibenden Fürsten des westphälischen Kreises auf, Vermittler zu werden. Friedrich Wilhelm, der in seinem eignen Lande die Stände selbst unterdrükte, gab sich doch das Ansehn, die Gerechtsame

same in fremden Staaten zu beschüzzen. Er besezte daher, des Widerspruches der vormundschaftlichen Wittwe und andrer Fürsten ungeachtet, die Stadt und den Hafen Gretsiel mit seinen Truppen vornämlich zum Besten der Landstände. Da die Händel nicht beigelegt werden konnten, so blieben die Brandenburger im Lande. Der Kurfürst benuzte die Zuneigung der Stände, um eine Seehandelsgesellschaft zu Emden anzulegen. Der Kapitän Blonk segelte nach der afrikanischen Küste Guinea, und schloß den 16. Mai 1687 einen Vergleich mit drei Negerhäuptern, oder Kaboceres auf dem Vorgebirge der drei Spizzen — Cabo di tres Puntas. Die Neger erkannten den Kurfürsten für ihren Oberherrn; versprachen, nur mit Brandenburgern zu handeln, und gestatteten die Erbauung einer Feste. Nach der Rükkunft des Kapitäns Blonk stiftete der Kurfürst eine afrikanische Kompagnie auf dreißig Jahre, welcher er auch, außer seinem Schuzze, Unterstüzzung von Frankreich verschaffte. Hundert Soldaten wurden darauf unter Anführung des Majors von Gröben nach Afrika geschikt, um ein Fort zu erbauen. Am Neujahrstage 1683 nahm Gröben mit Einwilligung der Negern vom Berge Manfort Besiz, legte sodann das Fort Groß-Friedrichsburg an, pflanzte zwanzig Kanonen darauf, ließ die nöthige Besazzung daselbst, und kehrte nach Europa zurük. Im Jahre 1684 erschien selbst einer der vornehmsten Neger als Abgesandter dieser und einiger andern kleinen Völkerschaften zu Berlin, überreichte dem Kurfürsten eine

förm-

förmliche Akte der Unterwerfung, und reisete mit Geschenken überhäuft, und vom europäischen Glanze geblendet, zu seinen nakten schwarzen Brüdern wieder anheim. Im folgenden Jahre landete von ungefähr ein brandenburgischer Kapitän auf der Insel Arguin zwischen dem weißen und grünen Vorgebirge unweit der Mündung des Flusses Senegal. Hier wird noch jezt ein ansehnlicher Handel mit arabischem Gummi und Ambra getrieben. Der dortige Negerkönig meldete, daß hier ehemals ein Fort der Holländer gewesen, aber von den Franzosen zerstöret worden und nun verlassen sei. Er wolle sich dem Kurfürsten unterwerfen, und mit ihm Handelsvergleiche schließen. Friedrich Wilhelm schlug dies Anerbieten nicht aus. Er ließ 1687 das Fort wieder aufbauen. Er hatte nun überhaupt vier feste Sizze in Afrika. Allein hierdurch erregte er den Neid andrer Nationen, besonders der Holländer. Diese gingen in ihrem Uebermuthe so weit, zu behaupten, daß Niemand, als nur sie, ein Recht hätte, an den Küsten von Afrika zu handeln. Sie suchten daher den brandenburgischen Handel durch alle nur möglichen Mittel zu zerstören. Aber der Kurfürst behauptete sein Recht so ernstlich und nachdrüklich, daß sie nachgaben, 40000 Thaler Schadenersaz bezahlten, und ihn ferner nicht anfeindeten. Emden wurde der Siz des ganzen brandenburgischen Handels und Seewesens. Die Besazzung kam von Gretsiel hieher. Zehn Schiffe von zwanzig zu vierzig Kanonen lagen im Hafen. Raule hatte sie für 100000 Thaler an den Kurfürsten verkauft:

und

60000 Thaler kostete die jährliche Unterhaltung. Aber so große Anstrengungen auch Friedrich Wilhelm machte, so gewann er doch eben so wenig, als die Kompagnie. Er ließ einst aus dem Goldsande von Guinea zum Andenken der gestifteten Kompagnie Dukaten schlagen. Dabei bekannte er, daß ihm jeder dieser Dukaten zwei andre koste. Weil die Kosten der Unterhaltung stets den Gewinn überstiegen, so verkaufte daher sein haushälterischer Enkel König Friedrich Wilhelm I. die ganzen afrikanischen Besizzungen 1720 für eine geringe Summe an die Holländer.

Friedrich Wilhelm, der in den gefährlichsten Zeiten Muth und Kraft genug hatte, sich und seine Länder zu schüzzen; der von allen seinen Bündnissen dann keinen Nuzzen zog, wo sie ihm Vortheil bringen sollten, — dieser Fürst konnte dennoch ohne Allianzen nicht leben: dies war sein Ball, womit er spielte, ein Vorurtheil, von dem er sich nicht loswinden konnte. Er schloß nun wieder einen Haufen Bündnisse mit Sachsen, mit Lüneburg, mit Dänemark, mit Köln, mit Münster, von denen es genug ist, zu sagen, daß sie geschlossen waren. Denn nur dies ist von ihnen zu melden. Allein ein Fall ist auszunehmen. Der Kurfürst hatte die Schwäche, die Uneinigkeit, die Unzuverlässigkeit, den Kleinigkeitsgeist des ganzen heiligen römischen Reichs nur zu sehr kennen lernen, als daß er sich mit diesem zum neuen Angriff gegen Frankreich hätte verbinden sollen. Er schloß sich daher lieber an den König Ludwig

wig XIV. an, ob er gleich durch dessen Uebermuth die bittersten Kränkungen erfahren hatte. Er ward sein Bundesgenosse, und blieb es bei mancherlei Stürmen dennoch bis ans Ende seiner Tage. Beide Fürsten achteten sich, und beide sandten sich einander von Zeit zu Zeit Geschenke. Der Kürfürst schikte dem Könige Pferde und Bernstein aus Preußen, und Wagen von Berlin, die darum von den Franzosen Berlines genannt wurden. Ludwig erwiederte dies mit kostbaren Tapeten, die noch im Schlosse zu Berlin sind. Friedrich Wilhelm benuzte diese Freundschaft mit zum Besten Deutschlandes. Ludwig führte damals einen Endwurf aus, welchen man stets als einen höchst ungerechten und despotischen verschrien hat, der es auch in der That ist, worin er aber stets und vorzüglich in unsern Tagen wieder Nachahmer gefunden hat. Er sezte 1680 an vier besondern Orten Gerichtshöfe nieder, welche man Reunions- oder Wiedervereinigungs-Kammern hieß. Sie sollten untersuchen, welche Ortschaften und Länder irgend einmal in den alten Zeiten zu dem Elsaß, zu den drei lothringischen Bisthümern, und zu Burgund gehört hätten. Sie machten sich ans Werk, und sprachen ganz Zweibrükken, den größten Theil von Luxemburg, die Grafschaften Veldens, Homburg und Bitsch, die Grafschaft Mümpelgard, die Städte Straßburg, Saarbrük, Germersheim und andre der Krone Frankreich zu. Ludwig bemächtigte sich ohne weitre Umstände desjenigen mit dem Degen, was ihm die Feder der

Rechts-

Rechtsgelehrten zuerkannte. Man hielt ein solches Verfahren damals für den höchsten Grad der Ungerechtigkeit; man schrie über Ludwigen, als einen Beleidiger aller Menschenrechte; man betrachtete diese That als eine Gewaltthätigkeit der ersten Größe. In unsern erleuchteten Zeiten wird man wohl anders hierüber urtheilen. Denn was sind da ein Paar hundert Quadratmeilen Länder, die er doch in aller Form Rechtens einigen Fürsten abnahm; die noch immer ihre Hauptstaaten behielten. Wie würde Ludwig über seine Genügsamkeit erstaunen müssen, wenn er sehen könnte, daß man in unsern Tagen mehr als 10000 Quadratmeilen Polens ohne alle Form und Ursach wie ein Stük Kuchen zertheilte, und einen König mit aller Gleichgültigkeit seiner Krone, seiner Länder, seiner Einkünfte beraubte, gleichsam, als ob man in einem Kinderspiele einen König ernennte, oder verjagte. Das deutsche Reich sprach im heftigsten Klagetone gegen Ludwig, und wollte sogleich zu den Waffen greifen. Allein Friedrich Wilhelm widersezte sich diesen Maasregeln aus allen Kräften; und erklärte sich sehr ernstlich und freimüthig auf dem Reichstage zu Regensburg über den elenden Zustand der Kreistruppen, über den Leichtsinn, mit welchem sich die deutschen Fürsten zu Reichskriegen hinreissen ließen, über die schlechte Art, wie man sie führte, und über die traurigen Folgen, in die ein solches kraftloses Verfahren stürzte. An diesen Vorstellungen hatte freilich Verdruß über die ehemalige Untreue des deutschen Reichs eben so vielen Antheil, als die Liebe zum Frieden.

Unter

Unter seiner Vermittelung wurde daher 1684 ein Stillstand auf zwanzig Jahre mit Frankreich geschlossen. Ludwig sollte mit fernern Einziehungen deutscher Länder einhalten, jedoch unter der Zeit im Besiz dessen bleiben, was er bis zum 1. Aug. 1681 an sich gebracht hatte.

So nachgiebig sich aber auch Friedrich Wilhelm gegen Frankreich bewies, so nachdrüklich sprach er doch dann, wenn seine Ehre gekränkt, und sein Vortheil ganz aus den Augen gesezt wurde. Der Herzog von Feuillade ließ dem Könige Ludwig XIV. zu Ehren eine Bildsäule sezzen, welche für viele andre Nazionen, und besonders für den Kurfürsten von Brandenburg beschimpfend war. Ludwigs Bild war mit vier Sklaven umgeben, welche vier überwundne Völker vorstellten. Am Basrelief sahe man zwei Männer in demüthiger Stellung, welche dem Frankenkönige eine Rolle Papier überreichten. Dies sollte den König von Dänemark und den Kurfürsten von Brandenburg bezeichnen, wie sie den Frieden von Saint Germain erbettelten, und durch Herausgabe aller Eroberungen noch gleichsam aus Barmherzigkeit erlangten. Friedrich Wilhelm beschwerte sich durch seinen Gesandten über diese Beleidigung, verlangte die Wegschaffung des Basreliefs, und drohte im Falle der Weigerung mit der Ausübung der Wiedervergeltung. Der französische Hof entschuldigte sich ganz höflich, gab dem Bilde eine andre Auslegung, und nahm das anstößige Basrelief weg. Eben so standhaft

haft bewies sich der Kurfürst gegen Frankreich bei einer andern, noch wichtigern Gelegenheit. Er schloß 1685 ein neues Bündniß mit Holland, um theils alle neue Feindseligkeiten zu verhüten, theils eine Befriedigung für seine alten Foderungen zu erlangen. Er war auch so glüklich, daß ihm die Holländer 440000 Thaler zahlten. Ludwig XIV. sahe es ungern, daß sich Friedrich Wilhelm mit diesen Republikanern vereinigte, die er früher oder später zu unterdrükken entschlossen war. Er verlangte daher von ihm, daß er sich in kein Bündniß ohne Wissen und Willen der Franzosen einlassen sollte. Der Kurfürst wies ein solches Begehren, welches ihn zu Frankreichs Sklaven gemacht hätte, mit Verachtung zurük, und erklärte, daß er zwar dem Bunde, den er mit Ludwig geschlossen habe, treu bleiben, aber auch keine Befehle von andern Höfen annehmen wolle.

Friedrich Wilhelms edelste That, die seinen übrigen öffentlichen Handlungen die Krone aufsezte, war der Schuz, welchen er den verfolgten Franzosen von der reformirten Religion, eben so menschlich, als weise angedeihen ließ. Die Lehrsäzze der Reformirten hatten sich frühzeitig in Frankreich verbreitet. An vier Millionen der edelsten, arbeitsamsten, fleißigsten, gelehrtesten Franzosen bekannten sich zu ihnen. Nach den heftigsten Kämpfen und Stürmen versicherte ihnen endlich der gerechte und gute König Heinrich IV. durch das berühmte und bekannte Edikt, welches er zu Nantes den 13. April

1598

1598 unterzeichnete, eine vollkommne bürgerliche und religiöse Freiheit. Schon längst war diese Duldung dem grausamen Blutdurste der Mönche, Pfaffen, und Katholiken überhaupt höchst zuwider. Sie versuchten daher alle mögliche Mittel, die Gewissensfreiheit der Reformirten einzuschränken, oder gar ganz aufzuheben. Endlich gelang es ihnen. Sie brachten den König Ludwig XIV. dahin, daß er sich zu einer That entschloß, die ewig mit dem Fluche aller Völker belastet bleiben wird. Er widerrief den 18. Oktober 1685 jenes Edikt von Nantes, hob alle Duldung der Reformirten auf, und erlaubte dem nichtswürdigen Pfaffengesindel alle erdenklichen Martern, alle Grausamkeiten der Hölle an seinen getreusten besten Unterthanen zu verüben. Ueber 400 reformirte Kirchen wurden dem Erdboden gleich gemacht, alle ihre Schulen geschlossen, ihre Universitäten vernichtet, alle Prediger innerhalb vierzehn Tagen verjagt, und nachher zu den Galeeren verdammt. Den Eltern entriß man die Kinder mit Gewalt, stekte sie in Klöster, zwang sie zur katholischen Religion und foderte obendrein ungeheures Kostgeld dafür. Die Aerzte durften keinem Kranken, die Wehemütter keiner Gebährenden beistehen, wenn beide nicht ihren väterlichen Glauben abschworen. Die Kranken, welche nicht das Geplärr eines Pfaffen anhören, noch weniger aus ihren Baalshänden das katholische Sakrament annehmen wollten, wurden nach der Genesung zu den Galeeren, das heißt, zu einer Strafe, die ärger als jede Todesart ist, verurtheilt; starben sie, so wurden

ihre Leichname auf den Schindanger geworfen. Alle Ehen der Reformirten erklärte man für nichtig, alle ihre Kinder für Hurkinder. Keiner durfte ein Testament machen, keiner eine Schenkung seines Vermögens ertheilen. Doch diese satanischen Verordnungen waren noch gelinde gegen die Greuelthaten, die bald darauf folgten. Ganze Regimenter Dragoner wurden mit Pfaffen, mit losgelaßnen Mördern, mit Spizbubenbanden — im Namen Gottes ausgesandt, um die sanfte Lehre Jesu unter den Reformirten zu verkündigen. Die Grausamkeiten, welche diese königlichen Henkersknechte verrichteten, übersteigen allen Glauben. Ludwig XIV., dieser Tirann, der das tausendfach verschuldet hat, was sein unglüklicher Nachkomme Ludwig XVI. so schwer büßen mußte, erlaubte jede Bosheit, jeden Frevel; nur die Wohlthat, gleich tödten zu dürfen, verbot er. Da stellte man Frauenzimmer ohne Unterschied des Standes, des Alters, der Erziehung, Tage lang nakkend auf die Straßen; nicht genug, sie nur zu schänden, durchstach man ihnen die Augen und die Brüste mit Bajonetten. Mütter wurden an die Bettpfosten gebunden; an die andre Seite ihnen gegenüber fesselte man ihre Säuglinge: so ließ man sie mehrere Tage alle Qualen Leibes und der Seele fühlen, um sie zur Annahme des katholischen Aberglaubens zu zwingen. Hier zog man dem einen Stiefeln voller Fett an, stellte ihn an ein starkes Feuer, und marterte ihn bis zur Bewußtlosigkeit. Dort tröpfelte man einem andern Talg von brennenden Lichtern in die Augen, bis er starb. Da schüttete

zete man diesem Pulver in die Ohren, und zündete es an; da bohrte man jenem tiefe Löcher ins dikke Fleisch, und goß ihm Essig und Salz hinein. Dies sind nur einige wenige Proben von der Unmenschlichkeit der königlichen Trabanten und katholischen Religionslehrer. Unerschöpflich war ihre Erfindungskraft in Aussinnung entsezlicher Qualen, vor denen das Blut in den Adern starrt. Es mußte über solche Despoten, über solche Henker des Menschengeschlechts ein Tag der Rache kommen; und er ist gekommen. Der ist kein Freund der Menschheit, welcher wünschen kann, daß das elende Mönchs- und Pfaffengesindel je wieder die Oberhand in Frankreich erhalte, daß die blutdürstige katholische Religion je wieder ihr Haupt völlig emporhebe. Duldung eines Irrthums selbst ist Pflicht; aber nur nicht eines solchen, der sich mit Mord und Todtschlag behaupten will. Daß das Pfaffenthum, und die Päbstelei aber durchaus blutdürstig und tirannisch sei, sobald sie Gewalt dazu hat, kann kein unparteiischer Kenner der Geschichte läugnen. Es ist daher unbegreiflich, wie Protestanten ihre Hände dazu bieten können, das Reich des Pabstes, das heißt, das Reich des Blutdurstes zu unterstüzzen. Was aber den Abscheu gegen Ludwig XIV. vermehren muß, ist dieses, daß er den unglüklichen Schlachtopfern der Religionswuth das Auswandern verbot. Die Grenzen von Frankreich, alle Ausgänge des Landes waren mit einer zusammenhängenden Kette von Schildwachen umzogen, um keinen fliehenden Reformirten durchzulassen. Aber dennoch entwischte eine große

Menge durch List, durch Bestechung der Wachen, durch die sinnreichsten Erfindungen von Hülfsmitteln. England, Holland, Deutschland öffnete den Flüchtlingen, die man Refugiés zu nennen pflegt, mit Freuden sichre Schuzörter. Friedrich Wilhelm war einer der ersten protestantischen Fürsten, der ihnen in seinen Staaten ein zweites Vaterland versprach. Schon am 29. Oktober, also eilf Tage nach Widerrufung des Edikts von Nantes, erließ er eine öffentliche Bekanntmachung, worin er sie zu Niederlassungen in seinen Ländern einlud. Officiere und Kriegsfähige nahm er in seine Armee auf, und gab ihnen höhere Grade, als sie in Frankreich gehabt hatten. Künstler, Fabrikanten, Handwerker und Landbauer erhielten eine zehnjährige Freiheit von Abgaben, die nöthigen Baumaterialien und Geldunterstüzzungen. Die Geistlichen wurden theils bei Hofe, als Kapelläne, theils bei den Refugiés an den ihnen verliehnen Kirchen angestellt. Ganz Verlaßne bekamen Pensionen und Gnadengehalte. Hierzu bestimmte der Kurfürst 40000 Thaler, welche die Nachkommen noch jezt genießen. Es wurde eine besondere Regierung für sie errichtet, und alles in geistlichen und weltlichen Dingen so angeordnet, als wie sie es in ihrem Vaterlande gewohnt waren. Der Kurfürst zog sie selbst seinen alten Unterthanen merklich vor, und überhäufte sie mit so viel Wohlthaten, daß sie bald ihre eigne Schulen, Kirchen, Gerichte, Armenhäuser und Krankenspitäler hatten. Die folgenden Landesherrn fuhren fort, freigebig gegen sie zu sein; und daher konnten sie leicht mancherlei

vortrefliche Anstalten treffen, die den Deutschen zu machen unmöglich fielen, weil sie sich nicht einer ähnlichen Unterstüzzung von dem Regenten zu erfreuen hatten. Im Ganzen genommen, wandten Friedrich Wilhelm und seine Nachfolger ihre Wohlthaten nicht übel an. Außerdem, daß sie eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllten, verschafften sie ihren Staaten vielfachen Nuzzen. An 20000 arbeitsame und brauchbare Ankömmlinge ersezten noch vollends den Menschenverlust, welchen Brandenburg durch schrekliche Kriege erlitten hatte. Sie bauten wüste Stellen an, sie verbesserten den Akkerbau und machten die Brandenburger mit vielen Gartengewächsen und Gemüsen bekannt, die ihnen bis dahin fremde waren. Sie errichteten Seiden-, Hut- und Strumpfmanufakturen und andere Fabriken, welche Waaren lieferten, die bisher nur in Frankreich verfertigt worden waren. Sie gaben den Wissenschaften ein gefälligeres Ansehen, sie verfeinerten den Geschmak, brachten mehr Reiz, Frohsinn und Gewandheit ins gesellige Leben, und vermischten sich allmälig mit den Eingebornen. Fleiß, Religiosität, Sparsamkeit und Mäßigkeit waren die Tugenden, durch welche sich selbst wohlhabende Familien unter ihnen auszeichneten. Indessen ist auch nicht zu läugnen, daß man die Vortheile, die sie dem Lande verschafften, oft zu sehr übertrieben, und die übeln Folgen, die sie veranlaßten, ganz verschwiegen hat. Bei vielen nüzlichen Dingen führten sie auch viele unnöthige, wo nicht höchst schädliche, ein. Sie machten die Eingebornen mit Kaffee, Thee, Chokolate,

kalate, feinen Weinen und abgezogenen Gewässern bekannt; ihre Fabriken lieferten eine Menge verderblicher Modewaaren, erzeugten Ueppigkeit, Flitterstaat, Eitelkeitssinn: ihr verfeinerter Umgang verdrängte die alte deutsche Redlichkeit; Komplimentirsucht, Falschheit, die Kunst, durch schöne Worte boshafte Absichten zu verstekken, Verstellung waren im Gefolge der hochgepriesenen Galanterie. Wiz trat an die Stelle der Gründlichkeit, Leichtsinn verdrängte den Ernst, und mit den modischen Narrenspossen verbanden sich bald modische Krankheiten.

Ludwig XIV., der seine getreusten Unterthanen weit unmenschlicher verfolgte, als ehemals die abgöttischen Heiden gegen die Christen gethan hatten, war noch so schamlos, es ganz und gar zu leugnen, daß er irgend jemanden verfolge. Er ging in seiner Tirannei so weit, daß er dem Kurfürsten die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er sich erdreistet habe, ihm Verfolgungen Schuld zu geben. Er drohte ihm selbst mit kochender Rache und beklagte sich, daß der Kurfürst ihm seine Unterthanen aus dem Reiche lokte, daß er ihre Widerspenstigkeit beschüzte und innere Empörung begünstigte. Weiter kann wohl kein Tirann seinen grausamen Uebermuth treiben. Indeß so sehr Friedrich Wilhelm auch die Freundschaft des französischen Hofes beizubehalten wünschte, so blieb er dennoch unerschüttert bei den Grundsäzzen der Menschlichkeit; er verachtete Ludwigs Drohungen und fuhr fort, seine verfolgten Glaubensgenossen zu schüzzen.

Der

Der brandenburgische Gesandte zu Paris hielt reformirten Gottesdienst in seiner Kapelle: Ludwig wollte nicht gestatten, daß französisch gepredigt würde, damit die Franzosen nicht zuhören könnten. Friedrich Wilhelm behandelte den französischen Gesandten und den katholischen Gottesdienst zu Berlin eben so, als es in Paris mit dem seinigen zuging. Bei diesen Drohungen und kleinen Nekkereien blieb man von beiden Seiten stehen; der offenbare Bruch wurde während der ganzen übrigen Lebenszeit des Kurfürsten verhütet.

Es war wohl natürlich, daß die Freundschaft zwischen Brandenburg und Frankreich allmählig erkalten mußte. Friedrich Wilhelm näherte sich daher dem Wiener Hofe; er schloß schon 1685 ein allgemeines, 1686 aber ein engeres Schuzbündniß mit Oestreich. Beide versprachen sich gegenseitige Hülfe, der Kurfürst erhielt noch obendrein beständige Subsidien. Zu dieser Verbindung bewog ihn vorzüglich auch der Wunsch und die Hoffnung, für seine Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer schadlos gehalten zu werden. Es ist im vorigen Bande dieser Geschichte erzählet worden, daß der Kurfürst Joachim II. 1537 mit Friedrich II., Herzoge von Liegniz, Brieg und Wolau eine Erbverbrüderung schloß, kraft deren das überlebende Haus Erbe dessen, welches aussterben würde, sein sollte. Dieser Fall trat im Jahre 1675 ein. George Wilhelm, der lezte piastische Herzog in ganz Schlesien überhaupt, Beherrscher der drei genannten Fürstenthümer starb 1675 an den Pok-

ken.

ken. Nun hätte also Brandenburg erben sollen. Der Kaiser Leopold I. aber achtete auf keine Gegenvorstellungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, sondern maßte sich als Oberlehnsherr von Schlesien diese Länder an, und verwandelte sie in östreichische Erbfürstenthümer. Ein viertes Fürstenthum, Jägerndorf, hatte bereits ein brandenburgischer Prinz besessen; diesen hatte der Kaiser, wie schon oben gemeldet worden ist, wegen seines Antheils am dreißigjährigen Kriege in die Reichsacht erklärt, sein Land eingezogen, und dem Fürsten von Lichtenstein zur Lehn übertragen. Der Kurfürst hörte nie auf, am kaiserlichen Hofe die Rükgabe dieser vier Fürstenthümer zu fodern. Um seiner beständigen Vorstellungen los zu werden, ließ sich der stolze Kaiserhof, der bisher die Gültigkeit der brandenburgischen Ansprüche völlig geläugnet hatten, so weit herab, ihm eine kleine Schadloshaltung zu geben. Im Jahre 1686 verglich man sich dahin, daß der Kurfürst den schwibbußer Kreis, einen kleinen, unbedeutenden Strich Landes an der brandenburgischen Grenze, und die Lichtensteinische Geldfoderung auf Ostfriesland erhielt. Dagegen aber mußte er allen seinen Rechten auf irgend ein schlesisches Land feierlich entsagen. Diese geringe Vergütigung wurde ihm zugleich noch als eine Belohnung für 8000 Mann brandenburgische Hülfstruppen, die dem Kaiser im Türkenkriege die wichtigsten Dienste geleistet hatten, angerechnet. Aber auch ein solcher nichtsbedeutender Ersaz für so große Länder schien dem ungerechten, habsüchtigen Wiener

Hofe noch zu kostbar. Durch die niedrigsten Ränke suchte er die kleine Beute wieder zu erhaschen. Es ist bekannt, welch eine Uneinigkeit zwischen dem Kurprinzen Friedrich und seiner Stiefmutter herrschte; bekannt, daß sie ihren Gemahl, den Kurfürsten beredet hatte, durch ein Testament die Länder zu theilen, damit ihre Kinder auch regierende Herren werden möchten. Um nun ihrer Sache recht gewiß zu werden, hatte sie es so eingeleitet, daß der Kaiser dies Testament bestätigte, und mit seiner ganzen Macht in Ausführung zu bringen versprach. Dem Kurprinzen mußte das alles gewiß höchst zuwider sein. Bei dieser Lage der Sachen erklärte ihm der kaiserliche Gesandte Baron von Freitag im Geheimen, daß der Kaiser das ganze Testament nach des Kurfürstens Tode für null und nichtig ansehen, und ihn alle brandenburgische Länder ganz ungetheilt beherrschen lassen wolle, wenn er verspräche, bei Antritt seiner Regierung den schwibussischen Kreis an Oestreich zurük zu geben, und Theil am künftigen französischen Kriege zu nehmen. Der Kurprinz, eben so schwach am Geiste, als eitel nach der Alleinherrschaft, fürchtete sich vor nichts so sehr, als vor der Theilung der väterlichen Länder. Mit Freuden gab er das verlangte Versprechen wegen Zurükgabe des Kreises an Oestreich schriftlich von sich, und verpflichtete sich zugleich, die ganze Verabredung vor seinem Vater geheim zu halten. Dieser erfuhr auch wirklich nichts davon. Das ganze Versprechen war erschlichen, und an und für sich ungültig. Denn ein Prinz, der nicht weiß, ob er nicht vor Erlangung

der Regierung sterben kann, kann keine Provinzen verschenken, kann keine heimlichen Bündnisse bei Lebzeiten eines andern Regenten schließen. Und es ist wenigstens nicht der gerade, eines Edeldenkenden würdige Weg, durch Kunstgriffe den Kindern, die noch keine gehörige Einsicht haben, beim Leben der Eltern, einen Theil ihres Vermögens abzuschwazzen. Friedrich hätte daher nach Antritt seiner Regierung den ganzen heimlichen Vergleich vernichten können, wozu ihm auch die Staatsminister riethen; aber aus Schwäche, und aus andern Absichten, die unten entwikkelt werden sollen, erfüllte er ein übereiltes Versprechen.

Wilhelm III, Statthalter von Holland, Neffe von des Kurfürsten erster Gemahlin, ging um diese Zeit mit dem Vorhaben schwanger, seinen Schwiegervater, den König Jakob II. von England vom Throne zu stürzen, und sich darauf zu schwingen. Der Kurfürst billigte dieses Unternehmen, weil es dem Vorwande nach der reformirten Religion zum Besten von einem reformirten Prinzen entworfen worden war. Er versprach ihm sogar Unterstüzzung. Ob die Sittenlehre, ob wahre, auf ewig gültige Grundsäzze gestüzte Staatskunst es je recht heißen könne, der Religion wegen Throne umzustürzen, bleibt denn doch eine Frage. Warum will man es denn den Katholiken verdenken, wenn sie die Entthronung eines Kezzers für recht und billig halten? Dies beweiset offenbar, daß Friedrich Wilhelm den Vortheil als einen hinlänglichen Grund zu Staatsrevolu=

volutionen ansah, daß er den Nuzzen zum ersten Staatsgesezze erhob, nach welchem er handelte. Er erlebte aber diese wichtige Begebenheit nicht. Seit langer Zeit plagten ihn heftige Gichtschmerzen. Zu ihnen gesellte sich die Wassersucht. Sein Tod näherte sich mit starken Schritten. Den 27. April 1688 berief er seinen Staatsrath zusammen, um von ihm auf immer Abschied zu nehmen. Mit festem Blik, mit standhaftem Geiste meldete er den Räthen seinen baldigen Tod. Er dankte ihnen für ihre treuen Dienste, und ersuchte sie, seinem Sohne eben so redlich zu dienen. Er beklagte die unglüklichen Zeitumstände, die ihn verhindert hätten, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern. Dem gegenwärtigen Kurprinzen gab er viele ernste, und selbst schriftliche Vermahnungen, und empfahl ihm vorzüglich zwei Dinge, die Unterstüzzung des Statthalter Wilhelms III. *), und die Sorge für die französischen Flüchtlinge. Seine Schwachheit hinderte ihn am weitern Sprechen. Alles weinte und schluchzte. Nach einiger Erholung ließ er die gewöhnlichen Vorträge über Staatsgeschäfte halten, und entschied darüber mit Einsicht und Fassung. Darauf tröstete er seine Gemahlin und Kinder in seinem Krankenzimmer, und unterredete sich mit seinen Hof-

*) Dem Officier der Schloßwache gab er die beiden Nächte vor seinem Tode die Parole: London und Amsterdam; zum Beweise, daß seine Seele mit dem Gedanken der nahen Revolution in England sehr beschäfftigt war.

Hofpredigern über die Religion. Unter diesen Beschäfftigungen, und mit Wiederholung jenes bekannten Spruchs, ich weiß, daß mein Erlöser lebet, entschlummerte er zu Potsdam sanft und furchtlos den 29. April, Sonntags Morgens 9 Uhr.

Daß Friedrich Wilhelm einer der größten Fürsten, daß seine Regierung eine der glänzendsten, daß sein Einfluß in die europäischen Händel einer der bedeutendsten war, liegt am Tage. Die Kriegsmacht, welche er hinterließ, war für die damaligen Zeiten, wo selbst die größten Könige ihre Heere noch nicht nach Hunderttausenden zählten, sehr ansehnlich. Sie bestand aus 38000 Mann, und enthielt 35 Bataillons Fußvolk, 32 Eskadrons schwere Reuterei, oder Kürassiere, 8 Eskadrons Dragoner, 18 Kompagnien zu Garnisonen, und 300 Artilleristen. Die Musketen wurden damals, so wie jezt noch die Kanonen, mit Lunten abgebrannt. Anfangs bedienten sich die Musketiere einer bunt angestrichenen Gabel, worauf sie die Gewehre legten, wenn sie sie abfeuerten. In der Folge blieben die Gabeln weg, und schon in der Schlacht bei Warschau findet man ihrer nicht mehr erwähnt. Die Kleidungen der Soldaten eines Fürsten von den Montirungen andrer Truppen waren noch nicht so genau unterschieden, als in neuern Zeiten. Die Schweden und Brandenburger sahen in ihrem Aeußerlichen einander ganz ähnlich. In der Schlacht bei Warschau machten sie sich einander nur dadurch kenntlich, daß die Schweden ein

Büschel

Büschel Stroh, die Brandenburger aber einen Kranz von Eichenlaube an den Hüten trugen.

Daß der Kurfürst auch das wirkliche Wohl seiner Unterthanen, in so weit es sich mit seinem Hange zur Größe vertrug, oder demselben zur Unterlage diente, zu befördern suchte, zeugen so manche seiner Einrichtungen. Im Jahre 1647 überreichten ihm zwei Franzosen, Gebrüder Laney einen Plan zu Verbesserung der Domänengüter, und zu Wiederbesezzung der wüsten Stellen. Sie drangen auf die Abschaffung der sklavischen Frohndienste, auf die Vertilgung des überflüssigen Wildes, besonders auf die Verminderung der wilden Schweine, die sich bei den Verwüstungen des Krieges sehr vermehrt hatten. Der Kurfürst gab allen diesen Vorschlägen ein williges Gehör, er versprach den beiden Franzmännern große Belohnungen, unter andern wollte er ihnen und ihren Nachkommen die Aufsicht über die kurfürstlichen Einkünfte zusichern, wenn sie ihre Verbesserungen ins Werk richten könnten. Aber sie waren unwissende Pinsel, gutdenkende Schwärmer, von allen Kenntnissen entblößt; sie zeigten bald solche Stupidität, daß man sich mit ihnen schlechterdings nicht einlassen konnte. So wünschenswürdig auch die Ausführung ihrer Entwürfe war, so ging dies Unternehmen dennoch rükgängig, woran, außer der tiefen Unwissenheit der Franzosen, noch die Privatleidenschaften vieler Hofleute, und des Kurfürsten selbst Schuld waren. Friedrich Wilhelm liebte die Jagd zu heftig, mit mehr Leidenschaft,

als

als es einem regierenden Fürsten geziemte. Darum wurde das Wild gehegt, darum mußten die Unterthanen bei seinen Jagden scharenweise mit laufen, darum ganze Dorfschaften die Thiere bewachen. Die bittersten Klagen ertönten darüber, aber sie wurden nicht gehört. Die Jäger und Forstbedienten benuzten diese Schwachheit des Fürsten, um das Land despotisch zu drükken. Es ist ja wohl bekannt, daß unter allen Tirannen des Landmannes die Jagdbedienten die ärgsten, die gefühllosesten sind, und daß sie noch jezt hier und da himmelschreienden Unfug treiben. Freilich keine Regel ohne Ausnahme. Die Edlen unter ihnen verdienen doppeltes Lob. An Holz war eher Ueberfluß, als Mangel. Dennoch sorgte der Kurfürst schon für die Nachkommenschaft. Er gab Befehl, daß kein Dorfbewohner eher von einem Prediger getraut werden durfte, bis er beweisen konnte, daß er sechs junge Eichen angepflanzt, und sechs junge Obstbäume gezogen und gepfropft habe. Immer blikte doch der Geist des Zeitalters durch seine besten Verordnungen. Zwar wohlgemeint, aber höchst grausam war der Befehl, daß demjenigen d i e H a n d a b g e h a u e n werden sollte, welcher einen Baum oder Weinstok, der in den Städten vor den Häusern stünde, beschädigte. Es ist entsezlich, wie wenig Werth man auf die Menschheit sezt; ein Mensch ist also gerade so viel werth, als ein Baumkloz, eine Hand gilt also nicht mehr als ein Ast, oder eine Weinrebe. Eine andre noch grausamere Verordnung behielt Friedrich Wilhelm bei. Sie betraf das Büthener oder Bienenwesen.

Ein

Ein Bienendieb wurde vermöge derselben ohne Gnade und Umstände dem Henker übergeben, welcher angewiesen war, des Diebes Gedärme und Eingeweide um die bestohlne Fichte herumzuwinden, und ihn hernach an selbiger zu erhenken.

Mehr Achtung für die Menschenwürde zeigte er dadurch, daß er verschiedne nüzliche und nothwendige Menschenklassen, die man thörigter Weise als unehrlich ansah, für ehrlich erklärte. Hierzu gehören die Schäfer, die Vögte, die Stadtdiener, die Nachtwächter. Jedes Handwerk glaubte sich zu beschimpfen, wenn es ein Kind von der genannten Gattung nur zum Lehrburschen aufnähme. Der Kurfürst befahl, daß man dergleichen unchristliche und unvernünftige Ausschließungen von ehrlichen Gewerben ferner nicht mehr vornehmen sollte. Noch schädlicher war die Gewohnheit, alle Nachkommen der Wenden als unehrlich zu betrachten. Jeder, der ein Handwerk lernen wollte, mußte beweisen, daß er von keinem Wendengeschlechte herstamme. Hieraus entstanden öfters langdauernde Prozesse, wenn irgend ein mürrischer Vorsteher einer Zunft diesem oder jenem Lehrjungen seine ehrliche Geburt aus Privatabsichten streitig machte. Der Kurfürst verbot dies gänzlich. Keiner durfte weiter Beweise von der Reinigkeit seines Christenblutes führen. Beim Lossprechen der Lehrjungen wurden neue Misbräuche, oder vielmehr Gottlosigkeiten verübt. Man verrichtete eine Taufe dabei. Es wurden Paten gebeten, ein Meister stellte den Prediger vor; er

hielt

hielt eine mit Unfläthereien, Zoten, und Schandpossen angefüllte Predigt, begoß den Lehrling über und über; und alle schmauseten auf seine Kosten. Dies wurde bei hundert Thaler Strafe, und beim Verlust aller Privilegien wie billig verboten.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Kurfürst auch gegen andre grobe und schädliche Irrthümer mit gleicher Entschlossenheit gekämpft hätte. Allein er hatte sich selbst noch nicht von allen Vorurtheilen losgewunden. Er glaubte an Alchimisten, Goldmacher, Panaceen oder Heilmittel, die für alle Krankheiten helfen sollten; er rief solche elende Betrüger oder Betrogne an seinen Hof, und traute ihren Gaukeleien. Vorzüglich begünstigte er die gerichtlichen Untersuchungen gegen Hexen, Zauberer, Schazgräber und Teufelsbanner. Es erschienen z. E. 1679 ausdrükliche Verordnungen, die Hexen zur Strafe zu ziehen. 1653 wurde ein alter Heideläufer Klaus mit dem Schwerdte zu Berlin hingerichtet, weil er mit dem Teufel im Bunde stehen sollte. Der arme Greis wurde vorher auf der Tortur gemartert, und ob er gleich nichts bekannte, dennoch zum Tode verurtheilt. Eine gewisse Trine Stempels sollte ebenfalls mit dem Teufel gesprochen, und geheime Künste durch ihn verrichtet haben. Sie kam 1671 darüber in Untersuchung. Andrer häufiger Beispiele nicht zu gedenken Daß Menschen, welche solche Teufeleien für wirkliche Dinge halten, auch an andre Wunderzeichen glauben, befremdet weiter nicht. Die Erscheinung eines

Ko=

Kometen, Misgeburten, ungewöhnliche Begebenheiten sezten die heilige Einfalt hoher und niedrer Thoren in Furcht und Schrekken, und gaben den Geistlichen zu erbaulichen Bußvermahnungen Anlaß. Darum besserte sich aber doch niemand.

Um die Sittlichkeit sahe es damals nicht besser aus, als jezt. Der Forscher der Geschichte wird sich nie von dem elenden Gewäsche scheinheiliger Glaubenswächter einnehmen lassen, wenn sie behaupten, daß wahre Gottesfurcht der Vorzug unsrer Voreltern mehr als ihrer Nachkommen gewesen sei. Uebelthaten, Laster, selbst Verbrechen von unerhörter Art gingen damals im Schwange. Ehebruch, Blutschande, Gotteslästerungen, Ermordungen nahmen so überhand, daß der Kurfürst ein drohendes Edikt nach dem andern ergehen, Strafen über Strafen verhängen ließ, und dennoch den Strom der Laster nicht aufhalten konnte. Es geschahe nicht selten, daß ein Mann sich noch eine zweite oder dritte Frau beim Leben der ersten antrauen ließ; der Kurfürst sezte den Tod hierauf. Alle Ehebrecher, alle Eltern, die sich mit Kindern vermischten, sollten das Leben verlieren. Frauenzimmer, die ihre Ehre hinopferten, wurden öffentlich mit Ruthen ausgestrichen, öfters noch des Landes verwiesen, und dennoch schrekte dies andre nicht ab. Lästerungen gegen Gott, und freie Reden gegen den Landesherrn oder die Regierung wurden mit Gelde, mit Auspeitschungen, mit Gefängniß bestraft. Aber diese barbarischen Züchtigungen machten die Men-

schen nicht ehrfurchtsvoller gegen Gott, nicht bescheidner gegen den Fürsten, nicht zufriedner mit der Regierung. Wie häufig diese Verbrechen begangen, und bestraft wurden, kann man daraus ersehen, daß der Kurfürst dergleichen Strafgelder zu öffentlichen Bauten oder Anstalten anwendete, und daß man große Kosten davon bestreiten konnte. Innerhalb zehn Jahren wurden zwei neue Thürme auf zwei Hauptkirchen, neue Kanzeln, und Chöre bloß von dergleichen Strafgeldern erbaut. Ein Nadler hatte Lästerworte gegen Gott ausgestoßen; dafür mußte er 200 Thaler Buße erlegen; davon pflasterte man den neuen Markt.

Lobenswerth war es, daß die Blutsauger der Armen, die Wucherer gezüchtiget wurden. Es fanden sich Juden und Christen, welche 54 Procent; einige sogar, die 108 Procente Zinsen genommen hatten. Die mehrsten Laster traf man unter denen an, welche sich sonst eines edlern Geblütes rühmen — unter den Adelichen. Sie machten es, wie rechtgläubige Heuchler; so wie sich diese mit der Gerechtigkeit Christi bekleiden, und das Gutesthun für unnöthig halten, weil Christus schon an ihrer Stelle genug gethan habe: eben so brüstete sich der Adel mit den Verdiensten der Vorfahren, und glaubte vermöge seiner Freiheiten Laster üben zu können, da die Ahnen schon Tugenden genug verrichtet hätten. Der Duelle wollen wir nicht erwähnen. Denn diese thierische Barbarei hält ja heut zu Tage der Adel noch für einen Schmuck seines Ordens. Ein Vorzug,

den ihm ein Vernünftiger eben so wenig beneiden wird, als er einem beißigen Thiere seine Wuth beneidet. Saufen, Huren, Gotteslästern, Rauben, das waren die edlen Thaten, wodurch so manche Hof- und Dorfedelleute sich vor dem Pöbel auszeichneten. Ein Pröbchen diene zum Beweise. George von Hacke, Erbherr auf Karpzow, hatte folgende ritterliche Thaten verübt. Seine eigne Frau zerschlug er erst, dann ermordete er sie, und warf sie mit Hülfe seiner Beischläferin in einen Brunnen. Ein Kind, das er mit dieser Vettel erzeugt hatte, erdroßelte er, und begrub es in den Garten. Endlich ward er der Konkubine überdrüssig, erschoß sie in der Küche, und drükte ihr die Pistole in die Hand, daß man glauben sollte, sie habe sich selbst getödtet. Die mehrsten Weiber seines Dorfes schändete er; unter andern stillte er seine viehischen Begierden auch an einer 60jährigen häßlichen Bauersfrau. Für diese Schandthaten ward er mit glühenden Zangen gezwikt und gerädert.

Gegen Ende der Regierung des Kurfürsten wurde selbst die äußerliche Anständigkeit, die bis dahin geachtet worden war, aus den Augen gesezt. Die französischen Flüchtlinge brachten diese, freilich nicht dankenswerthe Veränderung hervor. Bei vielem Guten, das sie veranlaßten, erhoben sie doch die Göttin Mode auf den Thron, auf welchem sie seitdem despotisch geherrscht, und so viel Elend über manche Familien gehaucht hat. Der Kurfürst begünstigte die französischen Trachten, um den Fabri-

kanten Unterhalt zu verschaffen. Aber bald zeigten sich die schädlichen Folgen. Die Frauenzimmer gingen mit völlig entblößten Brüsten, und gaben dadurch ein eben so ungewohntes, als ärgerliches, anstößiges Schauspiel. Es erschienen Schriften voll heftiger Klagen über diese Verdorbenheit der Sitten. Es kamen Jeremiaden, Jammer- Vermahnungs- und Verdammungsbücher heraus, die aber eine eben so anstößige, unsittliche Sprache führten, als die Mode selbst es war. Diese wurde eine Kanaille, eine Hure, eine ehebrecherische Konkubine, ein Hurenschmuk genannt. Es kamen Kupferstiche zum Vorschein, wo der Teufel Damen mit entblößten Brüsten an einem Strikke zur Hölle führt. Und in der That, die Zahl unehlicher Kinder nahm ungemein zu. Aber die Mode siegte dennoch gegen alle Verfolgungen der Sittenlehrer, und Bußvermahner. Ueberhaupt wurden die Brandenburger mit immer mehrern Dingen bekannt, die ihnen immer hätten unbekannt bleiben können. Das Brandweintrinken nahm überhand: vorher kannte man ihn auch, aber nicht als Getränk, sondern nur als Arznei; schon im Jahre 1595 findet man in den Registern des Berliner Rathhauses den Brandwein unter den Artikeln der Abgabe mit aufgeführt. Durch die Franzosen lernten die Brandenburger erst, daß man diese gebrannten Wasser wie Bier, nicht mehr bloß, wie Rhabarber genießen könne. So gings mit den fremden Weinen, so mit Koffee, so mit Tobak. Die Geistlichen eiferten dagegen auf den Kanzeln, sie nannten den Tobak ein Vorspiel des höllischen

Feuers: aber umsonst. Der Kurfürst selbst ließ Tobaksspinnereien anlegen; das höllische Feuer war einmal entbrannt, es griff unaufhaltbar um sich. Lange blieben die Dörfer verschont: ein Mohr des Kurfürsten bot einst auf einer Jagd einem Bauer eine Pfeife Tobak an; nein, gnädiger Herr Teufel, antwortete dieser zitternd, ich fresse kein höllisch Feuer. Endlich wurden auch die Landleute in diese unnüzze Kunst eingeweiht.

Rohheit herrschte nicht bloß unter den Ungelehrten: sondern auch unter denen, die sich einer größern Aufklärung hätten befleißigen sollen. Noch immer entehrten die Geistlichen ihr Amt und ihre Würde durch liebloses Poltern, Schmähen und Toben gegen Andersdenkende. Der Haß zwischen Reformirten und Lutheranern schien mehr zu- als abzunehmen. Im grauen Kloster führte man sogar eine Komödie, die Einsezzung des Abendmahls betitelt, 1661 auf. Hier wurde auf dem Theater das Abendmahl nach reformirtem Gebrauch gehalten, mit den schändlichsten Narrenspossen durchflochten und so dem Gespötte des Pöbels Preis gegeben. Alle kurfürstlichen Befehle, welche Eintracht empfahlen, und die Ceremonie des Teufelsaustreibens bei der Taufe wegzulassen oder beizubehalten erlaubten, wurden auf den Kanzeln mit Schimpfen und Lästern überhäuft. Eine andre weise, und höchst vortreffliche Verordnung, daß die Konsistorien die Prediger nur auf das Wort Gottes, und nicht auf Menschensazzungen berufen und verpflichten soll=

sollten, fand ebenfalls starken Widerspruch. Dies ist freilich nicht zu verwundern. Denn es giebt ja noch in unsern Tagen elendes Mönchsgesindel und pöbelhaftes Geschmeiß, die den Namen der Geistlichen entehren, die Menschengebote höher als Gottes Wort achten, die Schwüre auf menschliche grillenhafte Bücher fodern. Obgleich der Kurfürst einige der zügellosesten Schreier, unter welchen wir den berühmten Liederdichter Paul Gerhard zu Berlin ungern bemerken, von ihren Aemtern absezte, so konnte er den Fanatism der Intoleranz doch nicht erstikken. Hieran war freilich der schlechte Unterricht, auf Schulen und Universitäten vorzüglich mit Schuld. Es wurde nicht Religion, sondern ein erbärmliches Gemisch von scholastischen, heidnischen, sophistischen Wortklaubereien, und Alfanzereien gelehrt, wobei der Verstand eben so wenig Kluges zu denken, als das Herz Edles zu empfinden hatte. Männer, denen es ein Ernst war, Licht in die finstern Irrgänge der Theologie zu bringen, wurden — wie immer — verfolgt. Man suchte sie durch Kezzernamen zu brandmarken. Hätte man damals schon das Wort Aufklärung gekannt; so hätte man geschente und brave Leute durch die Benennung: elende Aufklärer, in Edikten verfolgt, und so seine eigne Schande vor der Welt beurkundet. Man begnügte sich daher mit solchen Namen, die bereits bei den Unwissenden in üblem Rufe standen. Man nannte alle, die weiter sahen, als es die geistliche Dummheit vertragen konnte — Arianer und Socinianer. Im Jahre 1670 wurden viele Prediger in

Unter-

Untersuchung gezogen, weil die feine Nase einiger Berliner Zionswächter Socinianism an ihnen gewittert haben wollte. Allein es hatte weiter keinen Erfolg, als daß man sich gegenseitig kränkte, und über Sachen stritt, von denen die Streiter oft selbst keinen deutlichen Begriff hatten. Im Jahre 1684 erschienen scharfe Edikte gegen die Arianer, die vielleicht nur in der Einbildung der Ediktmacher vorhanden waren. Man hätte weiser gehandelt, wenn man für geschikte Lehrer, und für reichlich fundirte Stellen gesorgt hätte. An manchen Orten verwalteten Handwerksleute die geistlichen Aemter. Unter andern fand der Hofprediger Stosch bei einer Kirchenvisitation einen Schneider als Pastor an einer ansehnlichen Gemeine, der aber Kopf und Herz zeigte, und vielleicht durch seine altteutsche Einfalt mehr Gutes stiftete, als die nach Scholastik wohl zugeschnittenen gelehrten Streittheologen. Bei Taufen, Hochzeiten und andern Amtsverrichtungen paßten sich die Geistlichen einander auf, um jedes Fünkchen von Heterodoxie sogleich aufzuspüren, und zum hellen Feuer des Zankes anzublasen.

Jedoch zum Schlusse dieser Lebensbeschreibung noch ein paar Worte über Friedrich Wilhelms hinterlaßne Familie. Mit seiner ersten Gemahlin Louise Henriette von Oranien hatte er sechs Kinder gezeugt, von welchen ihn aber nur der Kurprinz Friedrich überlebte. Aus seiner zwoten Ehe mit der Prinzessin Dorothee von Holstein-Glüksburg

waren

waren sieben Kinder entsprossen, von denen bloß eine Tochter vor ihm verstarb. Die übrigen, vier Söhne und zwei Töchter, waren folgende: Philipp Wilhelm, welcher Schwedt oder Swed in der Ukermark nebst verschiedenen Aemtern zur Abfindung erhielt, und der Stifter der markgräflichen Swedischen Linie wurde, deren männliche Nachkommenschaft vor einigen Jahren wieder gänzlich ausgestorben ist; Albrecht Friedrich, Heermeister des Johanniterordens; Karl Philipp, ebenfalls Heermeister des Ordens, ein tapfrer Feldherr; und Christian Ludwig Statthalter zu Halberstadt; Maria Amalie, zuerst an den Erbprinzen von Meklenburg, und nachher an den Herzog von Sachsen-Zeitz vermählt; endlich Elisabeth Sophie, Gemahlin des Herzogs von Kurland, sodann des Markgrafen von Baireuth, und zulezt des Herzogs von Sachsen-Meiningen.

---

12. Fried-

12.

Friedrich als Kurfürst der Dritte
von 1688—1701.
als König der Erste
von 1701—1713.

Die unparteiische Nachwelt hat über diesen Fürsten längst schon ein zwar strenges, aber gerechtes Urtheil gesprochen. Treffend und wahr sagt sein eigner Enkel König Friedrich II. von ihm: er war groß in Kleinigkeiten, und klein in großen Dingen. Es sind Ueberreste von jener niedrigen Schmeichelei, die den Hof Friedrichs I. vergiftete, wenn manche Schriftsteller noch in unsern Tagen seine Regierung loben wollen. Diese Regierung war elend, man sage, was man will; Friedrich war ein schwacher, ein unfähiger, nicht einmal ein mittelmäßiger Regent. Es ist eine wunderliche Entschuldigung, wenn man die unläugbar großen Fehler allein auf unwürdige Minister schiebt, und den Landesherrn dadurch zu rechtfertigen meint, daß er die treulosen Räthe für rechtschaffne Männer gehalten, sich auf ihren Edelmuth verlassen, und von ihren schlechten Streichen nichts erfahren habe. Schon das ist ja der härteste Vorwurf, den man entweder dem Kopfe oder dem Herzen eines Regenten machen kann, wenn er nicht einmal so viel Verstandeskräfte besizt, oder sein Land nicht einmal der

kleinen Aufmerksamkeit für werth hält, nachzuforschen, ob seine Diener ehrliche oder treulose, rechtschaffne oder unwürdige Männer sind. Wofür ist er denn Herrscher? Warum nennt er sich denn Landesregent? Man ergreife eine Ausflucht, welche man wolle, so bleibt der Fürst, dessen Regierung schlecht ist, immer verantwortlich. Hat er nicht Einsicht genug, nur einmal die Treue seiner Räthe zu prüfen, so sehe ich nicht ein, welche Achtung er verdiene? Lehrt nicht die Geschichte, daß ein Regent mit schwachem Verstande weit mehr Unglük über sein Land bringen könne, als selbst der Menschenfeind, der mit Klugheit und Scharfsinn ausgerüstet ist, je verursachen wird? Sagt man aber, ein Fürst nehme sich nicht die Mühe, nachzufragen, wie es in seinem Lande zugeht, so weiß ich nicht, ob eine größere Schande für einen Regenten gedacht werden könne, als eine solche ist. Es mag immer sein, daß ein Herrscher als bloßer Mensch betrachtet, dasjenige sei, was der große Haufe einen ganz guten ehrlichen Mann nennt, er mag immerhin ein gutes Gemüth haben — als Regent bleibt er ein tadelnswürdiger Fürst, wenn er seine Pflichten nicht kennt, oder nicht kennen will, nicht übt, zu üben nicht versteht, oder nicht Lust dazu hat. Es sei nun bei Friedrichen der Fall, welcher er wolle, genug er regierte sein Land nicht; Weiber und Günstlinge leiteten ihn, und warfen ihn wie einen Spielball hin und her; an seinem Hofe wohnte die Kabale, die Hinterlist, die Schmeichelei; Laster jeder Art hatten da ihren Siz aufgeschlagen. Er selbst

war mehr als eitel; sein Hang zur Pracht, zur Verschwendung, zum Glanz ging bis ins Kindische. In seinem Herzen war eine Leere, eine Unruhe, eine Langeweile, die nie durch etwas Ernstes, sondern nur durch nichtswürdige Eitelkeiten, durch äußerliches Puppenspiel ausgefüllt werden konnte. Er wollte groß sein; da er aber keinen Geschmak, kein Gefühl, keine Einsicht für das wahre Große besaß, so suchte er die Augen durch Schein zu blenden, so suchte er große Höfe im Pomp nachzuäffen, und den Schatten statt des Körpers zu greifen. Er schwämmt im Vergnügen, da das Land in Thränen zerfloß; er schwelgte, unterdessen daß Tausende des elendesten Hungertodes starben. Die Unterthanen versanken unter der Schwere von Abgaben; der Hof versank unter der Bürde von Festen. Ehrliche und rechtschaffne Leute wurden gestürzt, und verjammerten ihre Tage in dumpfen Kerkern. Wirkliche Bösewichter, wahre Blutigel des Landes bekamen sogar nach ihrer Ungnade solche ungeheure Jahrgelder, wie sie selbst in unsern Zeiten der würdigste Staatsdiener niemals erlangt. Niemand konnte einen bessern Wunsch thun, als daß er auch, wenns Gottes Wille wäre, in solche Ungnade fallen möchte. Wenn man solche Fürsten w e i s e und g r o ß nennen kann, so ist nie ein Spott bittrer, nie eine Stachelrede beissender gewesen.

Schon oft hat man die Bemerkung gemacht, daß verwachsene und übelgestaltete Personen am eifrigsten auf die Auszierung ihres Körpers bedacht, am

am eitelsten auf Puz und Pracht sind. Dies traf pünktlich bei Friedrich I. ein. Er war höchst ungestaltet, und dennoch höchst eitel; klein von Person, und grenzenlos in Wünschen nach Puz und Flitterstaat: das sicherste Kennzeichen eines unmännlichen Karakters. Hierzu nehme man Wankelmuth, Argwohn, Jähzorn — eine vortreffliche Zusammensezzung von Eigenschaften eines Regenten. Hiermit reimt sich das sehr schlecht zusammen, was Pöllniz in seinen Denkwürdigkeiten von ihm rühmt, daß ihm sein gegebnes Wort stets heilig gewesen sei. Der Minister Dankelmann ist ein schlechter Beweis hiervon. Daß er sein unüberlegtes Versprechen an den Kaiser wegen Rükgabe des Schwibußer Kreises erfüllte, zeigt nur Schwäche, nicht Festigkeit an, und seine Eitelkeit, König zu heißen, bewegte ihn mehr als alles andre dazu. Er verschwendete nicht bloß das Geld seiner Unterthanen, sondern auch das Blut derselben in solchen Kriegen, die ihn nichts angingen, und wobei er sich unnüz für andre aufopferte. Brandenburg selbst genoß eines beständigen Friedens unter ihm; aber er schikte seine tapfern Truppen in alle vier Winde aus, um zum Besten andrer Mächte von Türken, und Franzosen in Hungern und Italien, am Rheine, am Po, an der Donau und andern Orten geschlachtet zu werden. Und dies geschahe während seiner ganzen Regierung. Die Ehre, welche sich die brandenburgischen Waffen erkämpften, war ein schlechter Ersaz für Menschenleben, das man nie leichtsinnig wegwerfen sollte. Jeder Krieg ist durchaus verwerflich, den nicht die

einzige Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung verursacht. Eine eroberte Stadt, die Menschenblut kostet — warlich sie ist zu theuer erkauft, sobald nicht Selbstvertheidigung den Krieg abdrang.

Das Glük begünstigte ihn in Vergrößerung seiner Staaten. Theils durch Erbschaften, theils durch Kauf fügte er die Fürstenthümer Meurs, und Neufchatel, und die Grafschaften Lingen und Teklenburg zu seinen Ländern; über das Stift Quedlinburg, und die Reichsstadt Nordhausen erlangte er die Schuzgerechtigkeit. Seine Eitelkeit verleitete ihn bisweilen zu Stiftung nüzlicher Anstalten, die er freilich nicht darum errichtete, weil sie nüzlich sind, sondern, weil sie auf ihn selbst einen gewissen Glanz zurükwerfen sollten. So entstand die Akademie der Wissenschaften, und die der bildenden Künste zu Berlin. Daher war er bereitwillig, die Universität zu Halle zu gründen, welche für ganz Deutschland seit einem Jahrhunderte mehr Segen bereitet hat, als mancher hochberühmte Monarch durch alles Befehlen, durch alles Gesezgeben je thun konnte. Das Schloß, das Zeughaus, die lange Brükke zu Berlin sind eben so große Denkmåler seiner Prachtliebe, als wahre und bleibende Meisterwerke der Kunst.

Friedrich war zu Königsberg in Preußen 1657 den 1. Juli alten Stils oder den eilften nach dem verbesserten Kalender, geboren. Die Schmeichelei der Dichter prophezeihte ihm eine Königskrone,

wel-

welches von ohngefähr eintraf. Ihre Weissagung gründete sich darauf, weil er zu Königsberg an die Welt kam. Aber er hatte nicht einmal Hoffnung, regierender Kurfürst zu werden, weil er einen noch ältern Bruder, Karl Aemil hatte, der ihm erst durch seinen unerwarteten Tod das Recht zur Regierung eröffnete. Durch Verwahrlosung der Amme, die ihn einstens rükwärts herabfallen ließ, ward er so ungestaltet, daß ihn seine nachherige Gemahlin Sophie Charlotte öfters den buklichten Aesop nannte. Uebrigens erhielt er eine gute Erziehung. Der Oberpräsident Otto, Freiherr von Schwerin, ein Mann von Gelehrsamkeit und Geschmak wurde sein Hofmeister. Dieser wählte geschikte Lehrer für ihn; und Friedrich brachte es auch in der lateinischen Sprache, in der Geschichte, und einigen andern Wissenschaften ziemlich weit. Nur das war eine Thorheit, daß man aus ihm einen Theologen zu machen suchte. Schwerin hing der reformirten Religion mit übertriebnem Eifer an, er schloß alle seine Kindrr von der Erbschaft aus, welche den Schooß der reformirten Kirche verlassen würden. Er erbaute zu Altlandsberg, das ihm gehörte, ein reformirtes Gotteshaus auf eigne Kosten, zog von allen Orten hier eine Gemeine zusammen, und nöthigte den Prinzen Friedrich, der sich daselbst öfters aufhielt, alle reformirte Gebräuche von Kindheit an mit der äußersten Pünktlichkeit zu beobachten, er weihete ihn in alle gelehrte Spizfindigkeiten, Grillen und Sophistereien der Theologie ein; und daher ist es denn gar nicht zu verwundern, daß

Fried-

Friedrich so streng reformirt ward, daß er gern die ganze Welt reformirt gemacht, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte. Er war so sehr für die Meinungen seiner Sekte eingenommen *), daß ihn jemand leicht hätte zum heftigsten Verfolger andrer Partheien bewegen können, wenn es die Zeitumstände nicht verhindert hätten. Diese einzige Schwäche abgerechnet, war sonst Schwerin ein würdiger Mann, der seine Pflicht treu und einsichtsvoll erfüllte.

Einen großen Einfluß in die Erziehung des Prinzen hatte außer dem Freiherrn Schwerin der berühmte Eberhard von Dankelmann, der mittelste Sohn eines oranischen Landrichters zu Lingen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm lernte ihn auf einer Reise kennen, und machte ihn zum Sekretär und Lehrer bei dem Prinzen Friedrich. Dankelmann besaß viel Geschmak in Künsten und Wissenschaften, und er lenkte den Prinzen auf diese Seite hin. Sein feines und edles Betragen machte ihn bald zum Vertrauten Friedrichs; der Prinz konnte ihn endlich nicht mehr entbehren. Dankelmann war sein alles, die Seele aller seiner Thaten, der Genosse aller seiner Geheimnisse. Er leistete ihm auch in der That die wichtigsten Dienste, und rettete ihn einst aus wirklicher Todesgefahr. Aber der schwärzeste, der schändlichste Undank war der Lohn dieses Edlen. So lohnt die

Welt

*) Er hinterließ auch ein selbst geschriebnes Gebetbuch.

Welt. Dankbarkeit ist an den Höfen eine unbekannte Tugend.

Von den Uneinigkeiten, in welchen Friedrich mit seiner Stiefmutter lebte, und von seiner ersten Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen ist schon unter der vorigen Regierungsgeschichte geredet worden. Im Jahre 1683 ward er Wittwer. Den 28. Sept. 1684 schloß er seine zwote Verbindung mit der Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des nachmaligen ersten Kurfürsten von Hannover Ernst August. Diese Gemahlin, die merkwürdigste unter allen dreien, welche Friedrich hatte, übertraf ihn an Würde, an Ernst, an Verstand, an gründlicher Denkungsart eben so sehr, als an Liebenswürdigkeit des Herzens, und des gesellschaftlichen Umganges. Der Name Sophie Charlotte wird gewiß stets die Ehre aller Fürstinnen, und die Bewunderung aller Zeiten sein.

Durch den am 29. April 1688 erfolgten Tod seines Vaters gelangte Friedrich III. zur Regierung. Bei dem Leichenbegängnisse zeigte er eine Pracht, die man noch nie gesehen hatte, und die mehr als königlich war. Er machte auch den europäischen Mächten mit der Komplimenterei so viel zu schaffen, daß über vierzig Kondolenz- und Gratulationsgesandten zu Berlin eintrafen. Aus allem sahe man schon den Geist der Eitelkeit deutlich durchblikken. Das weiseste, was er zu Anfang seiner Regierung that, war die Bestätigung der obersten

Staats-

Staatsräthe in ihren Aemtern. Diese, in der Schule seines Vaters gebildet, waren sämmtlich würdige Männer; und hätte Friedrich sich ihrer Leitung stets überlassen, so hätte es wohl ums Land gestanden. Dänhof, Meinders, Fuchs, Grumbkow sind Namen, die man nie ohne Achtung nennen wird. Der Feldmarschall Derfling ist ein Beweis, daß wahres Verdienst nicht im Geblüte geerbt, sondern durch eignen Werth erworben wird. Er sollte in seiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernen, wie es seine niedrige Herkunft zu erfodern schien. Dies war ihm zuwider. Er ging aus Böhmen seinem Vaterlande fort, ließ sich zum gemeinen Reiter in Sachsen anwerben. Er ward bald Officier; ging darauf in schwedische Dienste, in welchen er es bis zum General brachte. Endlich begab er sich zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der ihn wegen seiner großen Verdienste mit dem Feldmarschallsstabe belohnte. Derfling blieb mitten im höchsten Glanze bescheiden, freimüthig und männlich. Eitler Pomp, Schmeichelei, und Hofkabale war ihm verhaßt. Jedoch gegen schale Köpfe, die allein in der adelichen Geburt Weisheit, Verstand, und wer weiß, was alles zu finden glauben, wußte er die Würde, welche nur das persönliche Verdienst giebt, als Mann zu behaupten. Der Herzog von Holstein=Bek sprach einst vom Schneiderhandwerke, das Derfling zu erlernen angefangen hatte, verächtlich. „Es ist wahr, antwortete er, daß ich für die Elle bestimmt war. Gott aber hat mich zum Degen berufen. Ich weiß nun damit so

gut umzugehen, daß ich diejenigen, welche meiner Würde vergessen wollen, nachdrüklich mit selbigem zu messen verstehe.“ Er erlangte ein fast 90jähriges Alter in Ehre und Ansehen.

Zu den übrigen verdienstvollen Räthen fügte Friedrich nun noch seinen Liebling Eberhard von Dankelmann hinzu. Er erhob ihn von Stufe zu Stufe, und machte ihn endlich zum Oberhaupte des Staatsrathes unter dem Titel eines Oberpräsidenten. Aber er ließ ihn hoch steigen, um ihn desto tiefer herab zu stürzen.

Noch lebte des Kurfürsten Stiefmutter Dorothee, welche jenes unpolitische Testament, wovon schon oben geredet worden ist, und welches eine Zertheilung der brandenburgischen Länder enthielt, bewirkt hatte. Weil der Kaiser diese eigenmächtige Verordnung bestätiget hatte, so hoffte sie, ihre vier Söhne nunmehr als regierende Herren zu sehen. Aber wie groß war ihre Verwunderung, und wie tief ihre Kränkung, als der kurfürstliche Staatsrath das Testament nicht befolgte, und der Kaiser nichts that, es in Gültigkeit zu bringen. Sie erhob ein mächtiges Geschrei; aber die Zeit, wo sie Einfluß in die Regierung hatte, war vorüber. Sie mußte nachgeben; das Gebäude ihrer stiefmütterlichen Ungerechtigkeit stürzte zusammen. Ihre Söhne, die Stiefbrüder des Kurfürsten, bekamen einige Herrschaften, doch ohne Landeshoheit, Jahrgelder, und Würden: alles, wie es in dem Erbvergleiche vom

3. März 1692 näher bestimmt wurde. Die verwittwete Kurfürstin konnte sich über das Mislingen ihrer Lieblingswünsche nicht zufrieden geben. Sie erlebte das Ende dieses Familienstreites nicht einmal. Sie starb schon den 6. August 1689 im Karlsbade, von Niemanden geliebt, vom Hofe nicht bedauert, und vom Lande nicht vermißt. Der Kurfürst freute sich, eine Gelegenheit zu haben, wo er seine Pracht durch ein feierliches Leichenbegängniß auskramen konnte.

Noch vor Ende des Jahres 1688 erklärte der König, oder vielmehr der Tirann Ludwig XIV. von Frankreich den Krieg gegen Deutschland, ungeachtet erst zwei Jahre vorher ein 20jähriger Waffenstillstand geschlossen worden war. Dies nöthigte denn auch den Kurfürst Friedrich III. an diesem Kriege Theil zu nehmen, weil er als Mitstand des deutschen Reichs, dasselbe zu vertheidigen verbunden war. Jedoch er ließ sich tiefer in diese Streitigkeiten, und selbst in andre kriegerische Händel ein, als es das Beste seines eignen Landes erfoderte. Er verpflichtete sich insbesondre zur Beschüzzung des Niederrheins; und hier erndteten die Brandenburger viel Ruhm bei Eroberung der Städte Kaiserswerth, Rheinbergen und Bonn. Zugleich unterstüzte er den Statthalter Wilhelm von Holland mit 6000 Mann, als er seinen eignen Schwiegervater in England vom Throne stieß. Andre 6000 Mann sandte er dem Herzoge von Savoien nach Italien zur Hülfe; und eine neue ansehnliche Trup-

penzahl schikte er nach Ungarn, um von den Türken geschlachtet zu werden. Ob hier ein wahrer Vortheil für Brandenburg zu erringen sei, daran dachte man nicht; ob das Land entvölkert, die Lasten vermehrt, Menschenblut unnöthig vergossen würde, darnach fragte man nicht. Es war doch etwas prächtiges, wenn eingelaufne Siegesnachrichten zu verschwenderischen Festen am Hofe Gelegenheit gaben. Da die Menschen sich Gott gewöhnlich nach ihren eignen Schwachheiten abbilden, und ihn für eben so wankelmüthig, eigensinnig, ja gar ehrgeizig als sich selbst halten: so verordnete man im ganzen Lande *Fast- und Bettage*, um ihn dadurch zu bewegen, denen, die einmal einen halben oder ganzen Tag hungern, und ein Paar erbärmliche Bußlieder gedankenlos hinschreien, den Sieg zu verleihen. Die Feinde aber thaten eben dasselbe; wem soll Gott nun helfen? Es ist wahrlich der entsezlichste Misbrauch der Religion, wenn man sie zum Dekmantel menschlicher Leidenschaften, und sogar zur Beschönigung von Mord und Todtschlag herabwürdiget. Es gab indessen schon damals einsichtsvolle Leute, welche es für höchst schädlich erkannten, daß der Kurfürst so vielerlei unnüzze, und ihn gar nichts angehende Kriege führen half. Die beständige Aushebung neuer Mannschaften, die immerwährende Erhöhung von Abgaben, die zunehmende Noth — alles das erregte den Unwillen vieler Einwohner; sie schrien laut gegen das Sistem des Hofes; verschiedne Geistlichen hielten sogar öffentliche Predigten dagegen, woran sie freilich Unrecht thaten, weil die Kirche mit politi-

schen

schen Händeln durchaus nichts zu schaffen hat. Jedoch der Kurfürst machte es, wie es alle Große machen, denen die Stimme der Wahrheit Ohrenschmerzen verursacht; er bestrafte die Misvergnügten mit Geld, mit Ketten, mit Gefängniß; die Prediger aber mit Absezzung. Der Fiskal hatte alle Hände voll zu thun; denn alle Augenblikke gabs neue Prozesse gegen Aufrührer; das heißt, gegen Leute, die da redeten, was wirklich Wahrheit enthielt. Denn schon damals nannte man alles Empörung, was nicht des Fürsten Worte für heilig, und seine Handlungen für unverbesserlich hielt.

Schon in den ersten Jahren fehlte es an Geld. Darum wurde eine Kopfsteuer, die drükkendste und verwerflichste Art Abgabe aufs Land gelegt. Die französischen Flüchtlinge, die so viele Vorzüge vor den übrigen Unterthanen erhielten, bezeigten sich dankbar, freilich auf eine Art, wobei sie sich recht gut standen. Sie liehen dem Kurfürsten 70525 Thaler zum Kriege, wofür sie aber theils fünf, theils sogar sechs Procent Zinse bekamen. Der Kurfürst reisete oft zu seinen Truppen am Rhein, oft nach Preußen, und eben so oft zu fremden Fürsten; mehrentheils aus Langerweile, und weil es manche Räthe gern sahen, daß er nicht im Lande war. Diese Reisen drükten das Land sehr. Denn ein ungeheurer Schwarm von Bedienten und unnüzzen Leuten begleitete ihn. Für die Pauker und Trompeter allein, die nie fehlen durften, waren acht stark bespannte Wagen nöthig. Bloß auf der kleinen Reise

von

von Berlin bis Sonnenburg brauchte Friedrich 672 Vorspannpferde. Im März 1690 reisete er zur Huldigung nach Preußen. Auf jedem Relais standen hundert Pferde; an allen Orten stolzierten Triumphbogen, die Straßen waren tapeziert und mit Tannenbäumen besezt; oft fand der ganze Hof nicht Plaz genug zum Nachtlager. Da hatte man leichte hölzerne Häuser erbaut, und inwendig so ausgeschmükt, daß Friedrich allenthalben in Berlin zu sein glaubte: denn überall herrschte asiatische Pracht. Der Ehrenpforten, der Blumenkränze, der als Göttinnen verkleideten Mädchen, der Feuerwerke, der Schmausereien, der Eitelkeiten war nun vollends zu Königsberg kein Ziel und Maas.

Indessen alles dies befriedigte des Kurfürsten eitlen Sinn noch nicht. Es war ihm zu wenig, daß er als Herzog von Preußen die Huldigung erhielt; er wollte mehr vorstellen, er wollte König genennt sein. Eine lächerliche Kleinigkeit brachte seine bisher im Stillen gehegten Wünsche zum Ausbruche. Frankreich, das im Ganzen genommen die Oberhand im Kriege behauptete, fand es dennoch wegen anderweitiger Entwürfe rathsam, 1696 Friede anzubieten, und zwar einen so billigen, als es kaum zu erwarten stand, wenn es der Besiegte gewesen wäre. Das stolze Kaiserhaus suchte zwar aus Uebermuth die Unterhandlungen zu hintertreiben. Aber diesmal drang die vernünftigere Partei durch. Der Kurfürst reisete darum nach Haag, um sich dieses Friedens wegen mit dem Könige Wilhelm III. von

Eng=

England daselbst zu unterreden. Nach dem üblichen Gebrauch saß der König Wilhelm in einem Lehnstuhle; dem Kurfürsten wurde ein gewöhnlicher Stuhl geboten. Dies war nichts besonders, sondern eine bekannte Hofsitte. Friedrich aber foderte ebenfalls einen Lehnstuhl; er wurde ihm verweigert. Diese kindische Posse brachte ihn in solchen Zorn, daß er darüber Krieg und Frieden vergaß. Das Wohl von Millionen Menschen hatte für ihn weniger Wichtigkeit, als ein elender Lehnstuhl, den zu verlangen er noch dazu kein Recht hatte. Von nun an beschloß er, durchaus die Königswürde an sich zu bringen, damit er auch in Gegenwart eines Königs im Lehnstuhle sizzen könnte. Nach seiner Rükkunft zu Berlin trug Friedrich dem Staatsrathe seine Meinung wegen des Königstitels vor, und foderte das Gutachten seiner Minister. Alle stimmten aus niedriger Schmeichelei bei. Nur Dankelmann redete als wahrer Patriot dagegen. Er zeigte zuvörderst die Schwierigkeiten bei der Ausführung. Der Kaiser, das deutsche Reich, Polen, und andre Staaten würden sich gewiß widersezzen. Ohnedem wäre die ganze Sache unnüz. Wozu so viel Mühe um einen bloßen leeren Titel? Das Land seufzte schon genug unter der Last von Abgaben; warum es noch mehr drükken? Denn dieser eitle Titel würde nur die Pracht, und damit die Menge der Steuern vergrößern. Diese Rede war vernünftig, wahr und patriotisch; aber nicht nach dem Geschmakke des Kurfürsten. Die übrigen Räthe fragten mehr nach der Gunst eines eitlen Fürsten, als nach dem Wohle

des Vaterlandes; sie redeten, wie es Friedrich gern hörte, und überstimmten den Oberpräsidenten Dankelmann.

Hierauf schritt man ungesäumt zu Ausführung dieses Vorhabens. Es wurde dem Wiener Hofe die Eröffnung dazu gethan. Hier machte man natürlicher Weise große Augen. Jedoch weil der Kaiser den Kurfürsten zu vielerlei Diensten gebrauchte, so schlug er ihm sein Begehren nicht gerade zu ab, sondern suchte alles in die Länge zu ziehen, weil er überzeugt war, daß der Papst, die Krone Pohlen, die deutschen Fürsten und andre Staaten Hindernisse genug in den Weg legen würden. Unterdessen starb der König Johann Sobieski von Polen. Da der Kurfürst großen Einfluß in die Wahl hatte, so schmeichelte ihm der Wiener Hof jezt mit der Hoffnung zum Königstitel, damit er dem Prinzen von Baden, einem Günstling des Kaisers, zur Krone verhelfen möchte. Friedrich reisete dieser und noch einer andern Ursache wegen 1697 nach Königsberg. Diese andre Ursache war die Ankunft einer feierlichen Gesandtschaft aus Rußland, in deren Mitte sich der berühmte Czaar Peter selbst befand. Der Kurfürst, der für alles, was großes Aufsehen machte, eingenommen war, kramte hier wieder die übertriebenste Pracht aus. Feuerwerke, Thiergefechte, Erleuchtungen, Schmausereien jagten eins das andre; und alles mit unsäglicher Verschwendung. Friedrich hatte diesem barbarischen Volke Artilleristen, Gewehrfabrikanten, und Officiere geschikt, wodurch

ihr

ihr wilder Schwarm die Form und Bildung einer Armee erhielt. Ihm dafür zu danken, und den mitreisenden Czaar Europens Künste lernen zu lassen, war die Absicht dieser Gesandtschaft. Die gesitteten Völker von Europa mochten es freilich nicht vermuthen, daß sie hierdurch einer rohen und unmenschlichen Nation das Schwerdt gegen sich selbst in die Hände gäben.

Die polnische Wahlsache nahm eine andre Wendung, als der Kaiser wünschte. Der Kurfürst von Sachsen Friedrich August bekam das Uebergewicht. Daher neigte sich Friedrich III. auf diese Seite; und dies um desto mehr, da ihm August versprach, daß er der erste sein wollte, die preußische Königswürde anzuerkennen, und daß er ihm eine alte Schuld von 400000 Thalern, welche Polen bereits seinem Vater, dem großen Kurfürsten hätte erlegen sollen, zu berichtigen suchen würde. Jedoch die Auszahlung erfolgte nicht. Friedrich verschaffte sich daher selbst Recht. Er ließ 1698 den 11. Nov. die Stadt Elbing durch den General Brand besezzen, und als ein Unterpfand der Schuld in Besiz nehmen. Die Polen schrien über Verlezzung des Völkerrechts, bequemten sich aber doch im folgenden Jahre zu einem Vergleiche, nach welchem sie sogleich 100000 Thaler bezahlten, und zur Sicherheit des übrigen einige Kronjuwelen verpfändeten. Darauf räumten die Brandenburger Elbing wieder.

Ehe

Ehe dies alles noch zu Stande kam, hatte sich ein Vorfall in Berlin ereignet, welcher nicht bloß ganz Brandenburg, sondern auch auswärtige Staaten mit Erstaunen und Unwillen erfüllte. Der verdienstvolle Staatsminister Eberhard von Dankelmann, dem der Kurfürst unendlich viel zu verdanken hatte, der bisher unerschütterlich in seiner Treue gegen ihn, und gegen das wahre Beste des Landes gewesen war, wurde gestürzt, und zwar unter solchen Umständen, die nicht nur höchst ungerecht, sondern selbst empörend sind. In seiner Jugend mußte Friedrich wegen des Hasses seiner Stiefmutter oft Mangel leiden; Dankelmann gab sein eignes Vermögen zu seinem standesmäßigen Unterhalte her; einst rettete er ihn aus einer Lebensgefahr, immer war er der Vertraute seiner Geheimnisse, und nie misbrauchte er die Gunst. Als Oberpräsident besorgte er das Wohl des Landes mit Einsicht und Rechtschaffenheit; durch seine Hände gingen alle, nur etwas erhebliche Geschäfte, weil Friedrich nicht regieren, sondern nur glänzen wollte. Ernst und thätig erniedrigte er sich zu Schmeicheleien nie; dem elenden Hofgesindel, welches den Fürsten mit beständigen Vergnügungen berauschte, begegnete er nach Verdienst, er verachtete es, und hielt es für Schande, sich vor ihm zu beugen. Er arbeitete ihren Verschwendungen entgegen, und mahnte den Regenten von Ueppigkeit ab. Und dies war denn sein großes Vrrbrechen, welches ihn ins Gefängniß führte. Dankelmann merkte es, daß er hier an der unrechten Stelle stünde, und

daß

daß er mit solchen verdorbnen Hofschranzen in die Länge nicht stimmen könne. Er gab es daher dem Kurfürsten, der ihn einst in seinem Hause besuchte, deutlich zu erkennen, daß er vielleicht bald in seine Ungnade fallen würde. Friedrich, der damals noch ganz an ihm hing, legte seine Hand auf ein neues Testament, das er auf einem Tische bemerkte, und schwur einen feierlichen Eid, daß er ihm seine Gnade niemals entziehen wolle. Und zwei Jahre darauf vergaß er Eid, Dankbarkeit und Staatswohl. Dankelmanns Feinde übergaben dem Kurfürsten 31 Klagepunkte, die aber zum Theil läppisch, zum Theil unbedeutend, und alle grundlos waren. Und gesezt sie wären alle wahr gewesen, so ist doch keiner so wichtig, daß Dankelmann darum Kerker und Banden verdient hätte. Ein unerträglicher Hochmuth ist im Grunde alles, worauf die Klagen hinauslaufen. Freilich das Hofgeschmeiß verachtete er zu sehr, als daß er vor ihm kriechen sollte. Daß er aber von wirklichem Hochmuthe frei war, zeigte seine Standhaftigkeit, mit welcher er die Reichsgrafenwürde ausschlug, die ihm der Kaiser auf Friedrichs Ersuchen antrug, und wozu das Diplom schon ausgefertiget war. Ein andrer Vorwurf, daß er seine Familie hervorgezogen habe, war gleich unverdient. Er hatte seine sechs Brüder zu ansehnlichen Stellen befördert, darum nannte man die Dankelmanns gewöhnlich das regierende Siebengestirn. Aber dies hätte jeder andre auch gethan; und sie alle waren würdige, rechtschaffne Männer, die auch nachher noch ihre Aemter behielten. Der Kurfürst konnte

es

es nicht verschmerzen, daß sich Dankelmann wider seinen Wunsch zur Königswürde erkläret, und bei jeder Gelegenheit gegen seine eitle Prachtliebe geeifert hatte. Hätte er das Land gedrükt, die Unterthanen gequält, die Armuth ausgesogen; so würde ihn kein Mensch gestürzt haben, wenn er nur dabei den Leidenschaften des Regenten, und den Niederträchtigkeiten der Hofleute geschmeichelt hätte. Aber seine Ehrlichkeit war sein Unglük. Er wurde unvermuthet gefangen genommen, anfänglich nach Spandow, und darauf nach Peiz geführet, wo er sechszehn Jahre lange blieb. Mit dieser Ungerechtigkeit verband man eine noch größere; man entriß ihm sein ganzes Vermögen, und zog seine ansehnlichen Güter ein. Gewiß nur der überwiesenste und augenscheinlichste Bösewicht konnte einer solchen Strafe würdig sein; nicht aber ein Mann, dem seine heftigsten Feinde nichts als einen unerträglichen Hochmuth zur Last legten. Unter der folgenden Regierung erhielt er seine Freiheit wieder, und wurde auf eine ehrenvolle Art an den Hof zurük geführt. Dieser Sturz kam so plözlich, daß selbst die Hofleute den Ausbruch des Zorns noch nicht so schnell vermuthet hatten. Friedrich III. sprach noch den Abend vor der Gefangensezzung so freundlich, so vertraut mit Dankelmann, wie gewöhnlich. Warlich es ist empörend, wie hier verfahren wurde. Dankelmanns Brüder sollten anfangs mit ins Verderben gerissen werden; man besann sich aber; sie blieben in Ehren und Würden. Im Jahre 1707 wurde dem gefangnen Dankelmann eine Summe von

2000

2000 Thalern aus seinen Gütern bewilliget, und dies bloß darum, weil Friedrich wegen der Geburt eines Enkelsohns bei guter Laune war. Ja er sollte selbst einen Theil seiner Güter, die ihm von Gott und Rechtswegen alle gehörten, wieder bekommen, wenn er die übrigen fahren ließe. Dankelmann willigte ein, wenn er von allen Beschuldigungen freigesprochen würde. Dies versagte ihm die Ungerechtigkeit des Hofes. Er blieb aber standhaft, und ließ sich lieber alles rauben, ehe er durch eine Niederträchtigkeit einen Theil rettete.

Anstatt des edlen Dankelmanns führte nun ein Abentheurer das Ruder des Staats, welcher in keiner Rüksicht mit ihm zu vergleichen war. Johann Kasimir von Kolbe, ein Edelmann aus der Pfalz, der eben so arm an Vermögen, als an wirklichen Verdiensten war, aber desto mehr Reize des Körpers, Geschmeidigkeit im Umgange, und Talente der Schmeichelei und der demüthigen Unterwürfigkeit besaß, hatte sich einmal, noch bei Lebzeiten des vorigen Kurfürsten im Gefolge einer Pfalzgräfin, einer Tante des Prinzen Friedrichs, einige Zeit zu Berlin aufgehalten. Seine äußerliche schöne Figur gefiel Friedrichen, der ja in allem nur die Außenseite liebte. Schon damals wünschte er Kolben um sich zu haben. Dieser wandte vor, daß er mit der Pfalzgräfin in solcher Verbindung stünde, daß er sie nicht verlassen dürfe. Aber nach ihrem Tode kam er nach Berlin zurük, fand noch eben die Gunst bei Friedrich III., erhielt die Stelle

eines

eines Schloßhauptmanns, und stieg von Stufe zu Stufe. Selbst Dankelmann ließ sich von seinem einschmeichelnden Wesen hintergehen, und begünstigte ihn. Er hielt ihn für seinen treuen Freund; aber eben dieser war das vermehrte Werkzeug seines Falles. Anfangs wurde der General von Barfuß Oberpräsident; aber auch er fiel bald; und nun wurde Kolbe alles in allem. Der Kurfürst machte ihn zum Oberkämmerer, Oberstallmeister, Generalpostmeister, Oberdirektor der Domänen, Oberhauptmann der Schulämter, Oberaufseher der Universitäten und Akademien; genug es blieb kein Oberamt übrig, welches Kolbe nicht erhalten hätte. Durch Vermittelung des Kurfürsten erhob ihn der Kaiser selbst in den Reichsgrafenstand, eine Würde, welche der bescheidne, des Hochmuths beschuldigte Dankelmann ausschlug, der unwürdige Kolbe aber mit Begierde annahm. Jezt legte er seinen bisherigen Namen ab und nannte sich Wartenberg, von einem alten Schlosse in der Pfalz, das seiner Familie gehörte. Wie wenig Friedrich III. sich um die Verwaltung der Regierung bekümmerte, und welche grenzenlose Macht er seinen Günstlingen einräumte, davon ist ein Reskript vom 15. Oktober 1699 ein unwiderleglicher Beweis. Der Kurfürst erklärte darin im Wesentlichen folgendes: „es könnte „sein, daß unter der Verwaltung des Oberkämme„rers, des Grafen von Wartenberg, schlechte „Streiche vorfielen, wodurch dem Landesherrn „Schaden und Nachtheil zuwüchse. Hierüber nun „solle der genannte Oberkämmerer nie zur Rede,

„oder

„oder Verantwortung gezogen, noch weniger zur „Wiedererstattung gezwungen werden, wenn selbi„ger auch gleich im Geheimenrathe oder in der Hof„kammer das Vorhaben gebilliget, die Verordnun„gen durchgesehen, und mit seinem Namen unter„schrieben hätte: sondern seine Unterbedienten sollten „allein für alles angerichtete Unheil stehen. Nie„mand solle sich auch erdreisten, diese kurfürstliche „Erklärung für heimlich und hinterrüks erschlichen „zu halten; darum werde sie hiermit öffentlich be„kannt gemacht. Dies Versprechen solle nicht bloß „dem Oberkämmerer, sondern auch seiner Ehegat„tin, seinen Kindern und Erben unverbrüchlich ge„halten werden.“ Warlich ein Fürst, der so etwas versprechen kann, sezt sich ein ewiges Denkmal von Schwäche. Kaum sollte man es für möglich halten, daß ein Regent so sorgenlos sein, und solche unbedachtsame Erklärungen ausstellen könnte. Eben so sehr zeugt dies Dokument gegen Wartenberg. Der wirkliche redliche Mann, der seine Pflicht zu erfüllen gesonnen ist, wird solche Schuzwehren nicht verlangen. Wer Recht thut, wird nie eine Untersuchung scheuen. Und wer sich fürchtet, wer seine Thaten keiner Prüfung unterziehen mag, o mit dessen Kopf und Herzen muß es schlecht beschaffen sein. Fehlte es dem Grafen Wartenberg an Verstande, so war es die größte Thorheit, ihm solche Aemter zu übergeben, zu welchen er zu dumm war. Besaß er aber die gehörige Einsicht, so mußte er dasjenige auch verantworten, was er that, oder wozu er die Befehle ausfertigte. In jedem Falle war es unsin-

nig,

nig, einem Manne die höchste Gewalt anzuvertrauen, wodurch er unendlichen Schaden stiften konnte, und ihn im voraus von aller Verantwortung freizusprechen.

Die saubre Gattin dieses allmächtigen Ministers verdient hier ebenfalls eine Erwähnung. Diese Frau stammte aus einem gemeinen Stande, und behielt eine gemeine Denkungsart auch in ihrer veränderten Lage bei. Sie war eines Schiffers Tochter aus Emmerich im Klevischen. Rickers, ihr Vater, legte eine Winkelschenke an, und lokte durch seine Töchter Gäste an sich. Biedekap, der Kammerdiener des Kurfürsten, stattete seine Liebesbesuche in diesem Weingelage ab, verliebte sich in das älteste Mädchen, heirathete sie, und brachte sie mit nach Berlin. Der edle Herr von Kolbe fand nichts unedles darin, dieser Frau Kammerdienerin die Aufwartung zu machen, und mit ihr ein Paar Kinder aus christlicher Liebe in die Welt zu sezzen. Der Kammerdiener, ihr Ehemann, war so vernünftig zu sterben, und dem edlen Liebespaare Plaz zu machen. Kolbe heirathete diese Lukrezie, eine Gefährtin, die seiner so würdig war. Der Kurfürst beehrte die Hochzeit mit seiner Gegenwart, und bewies von diesem Tage an eine Gewogenheit gegen dies Geschöpf, die ganz unbegreiflich ist, und ihn daher in mancherlei Verdacht bringen mußte. Und diese Schifferstochter, Winkelwirthin, und nunmehrige gnädige Frau Gräfin hatte weder Reize des Körpers, noch Bildung des Geistes, keine Feinheit im Umgange,

gange, nicht einmal so viel Lebensart, als jede mittelmäßige Bürgersfrau zu haben pflegt. Höchst plump und unsittlich, höchst auffahrend und hochmüthig ließ sie allen ihren Leidenschaften und pöbelhaften Begierden freien Lauf. Sie beleidigte selbst die Königin Sophie Charlotte, diese ehrwürdige und vortreffliche Gemahlin Friedrichs auf eine eben so unbesonnene als grobe Art; sie nahm sich Freiheiten voraus, deren sich kein Prinz, keine Prinzessin vom Hause erdreisten durfte: und alle diese Unarten ertrug Friedrich mit einer Geduld, oder vielmehr mit einer Schwäche, die man nicht erklären, nicht begreifen kann. Welch eine Wirthschaft der Graf Kolbe mit seiner theuern Ehehälfte im Lande geführt haben möge, ist aus dem einzigen Umstande zu schließen, daß sich die Gräfin allein für eine halbe Million Diamanten innerhalb zehn Jahren auf Kosten der Unterthanen angeschafft hatte, und daß man das Hausgeräthe und die übrigen Effekten auf einige Millionen am Werthe berechnen konnte. Wer sich hiebei erinnert, daß beide ganz arm waren, und folglich alles in Berlin erst zusammengescharret hatten, der kann unmöglich zweifeln, daß sie das Land ausgesogen, und das Blut der Unterthanen erpreßt haben. Zwar bekam er die ungeheure Summe von 120000 Thalern zur jährlichen Besoldung; unterdessen daß der Bruder des Königs, der Markgraf Philipp Wilhelm nicht mehr als 100000 Thaler Einkünfte besaß. Aber so groß auch dieser Gehalt war, so reichte er doch kaum zu, seine gewöhnliche Pracht zu befriedigen;

vielweniger, solche Schäzze zu sammeln, als man bei ihm fand. Es konnte nicht anders sein, er betrog das Land. Weil er es nun meisterhaft verstand, dem Kurfürsten mit den ausschweifendsten Lustbarkeiten beständig zu berauschen, so konnte er schalten und walten. Um hier nur ein Beispiel anzuführen, so war ihm die ganze Einrichtung der Hochzeitfeste bei der Vermählung der kurfürstlichen Tochter erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessenkassel im Jahre 1700 überlassen. Und Wartenberg benahm sich als ein Mann, der es verstand, mit Lust und Jubel einen Staat zu Grunde zu richten. Fast einen Monat hindurch verschwendete man mehr, als selbst der reichste Monarch der Erde vor seinem Gewissen verantworten kann. Alle Kleidungen für den ganzen Hof wurden aus Paris verschrieben. Die Braut trug bloß an Edelgesteinen über vier Millionen Thaler. Ihr Kleid wog wegen der Menge des daran geklerten Goldes einen Centner. Zehn Personen hielten die Schleppe. Am Abende der Trauung sezte der Küchenmeister 500 Speisen auf die Branttafel; für die Hofleute waren 86 Tafeln gedekt. An den übrigen Tagen lebte man mäßiger; da nahm die hohe Herrschaft mit 46 Speisen vorlieb; die Früchte und Konfitüren nicht mit gerechnet. Aus Dresden, aus Wien, aus Paris wurden Sänger und Tonkünstler mit vielen Kosten verschrieben. Alle fremde Musiker, die sich freiwillig meldeten, waren willkommen, und erhielten Geschenke, wovon manche ehrliche, arbeitsame Familie Jahre lang hätte leben können. Zu den Opern erbaute man besondre

Thea-

Theater, alles mit einer Ueppigkeit, die jedermann in Erstaunen sezte. Feuerwerke, Mummereien, Thiergefechte, Illuminationen folgten wie in einer bezauberten Insel buntschäkkig auf einander.

Aber alle diese Thorheiten sättigten Friedrichs Seele noch nicht. Er blieb unruhig und verdrießlich, weil seine Eitelkeit noch nicht mit der Königswürde bekleidet war. Seine Lieblinge mußten ihre ganze Erfindungskraft erschöpfen, um nur immer neue Zerstreuungen zu ersinnen. Die brandenburgischen Minister arbeiteten unaufhörlich in Wien, um den Kaiser zur Einwilligung zu bewegen. Keine Geschenke, keine Bestechungen, keine Schmeicheleien wurden gespart. Der Großkanzler Graf Kinsky, kaiserlicher Minister, sezte sich aber stets gegen alle Vorschläge. Ob er gleich in dem Rufe des Geizes stand, so lehnte er doch ein Geschenk von 200000 Gulden, welches ihm Brandenburg eines Titels wegen anbot, von sich ab und sagte, daß er als Verräther an Kaiser und Reich handeln würde, wenn er nachgäbe. Denn Friedrichs Nachfolger würden sich an das deutsche Reich nicht mehr so fest anschließen, wenn sie Könige wären. Unterdessen hatte die talentvolle Kurfürstin eine Reise nach Brüssel und Haag gemacht, wo sie theils den Kurfürsten von Baiern, Statthalter der Niederlande, theils den König von England sprach, und durch ihre Geschiklichkeit beide bewegte, nicht bloß für sich die preußische Königswürde anzuerkennen, sondern auch zu versprechen, daß sie dem Kaiser-

hofe Vorstellungen thun wollten. Jedoch ein Ungefähr wirkte endlich mehr, als die übrigen Verwendungen. Der brandenburgische Gesandte Graf Dohna reisete aus Unwillen über den schlechten Fortgang der Sache von Wien ab; und ließ den Sekretär Bartholdi zur fernern Besorgung zurük. Dieser erhielt einen Brief von Berlin mit dem Befehl, sich an einen gewissen Minister zu wenden, dessen mit Chiffern geschriebnen Namen er nicht lesen konnte. Er meinte, der Jesuit Wolf, Beichtvater des Kaisers, werde damit angedeutet. Andre melden, Bartholdi sei vor dem Beichtvater in diesem Briefe gewarnt worden; er aber habe gelesen, daß er sich an ihn wenden solle. Genug er that es; er bat den Pater Wolf um Fürsprache beim Kaiser. Der schlaue Mönch fand sich sehr geschmeichelt, daß ihm ein mächtiger Fürst ein Werk bittweise übertrüge, was die ersten Minister nicht durchsezzen konnten; zugleich hoffte er, hierdurch Gelegenheit zu bekommen, die katholische Religion, besonders seinen Orden im Brandenburgischen auszubreiten. Er unterzog sich dem Geschäfte, und lenkte den frommen Kaiser Leopold endlich dahin, wohin ihn Friedrich wünschte. Die Lage Europens und wichtige Zeitumstände hatten aber auch großen Einfluß in das Wiener Kabinet. Im Jahre 1697 war mit den Franzosen zu Ryswik, und 1699 mit den Türken zu Karlowitz Friede geschlossen worden. Die Brandenburger, welche bis dahin dem Kaiser treulich beigestanden hatten, machten, und zwar mit Recht, noch große Foderungen an Hülfsgelder,

welche

welche Oestreich zu bezahlen nicht geneigt war. Und jezt zeigte sich schon die Aussicht zu einem neuen Kriege ganz in der Nähe. Karl II. König von Spanien war seinem Tode nahe. Mit ihm erlosch die königliche Familie; und ein großes Erbe wartete auf einen Besizzer. Frankreich machte alle mögliche Anstalten, die spanische Monarchie an sich zu reissen. Der Kaiser, welcher mit dem noch lebenden Karl von Spanien aus einem Hause abstammte, glaubte ein näheres Recht zur Erbfolge zu haben. Ein Krieg war unvermeidlich. Fast ganz Europa richtete seine Aufmerksamkeit auf Spanien, und wartete ängstlich auf Karls lezten Hauch. Der Kaiser sahe sich beizeiten nach Hülfe um, und wünschte daher Friedrichs III. fernere Freundschaft, weil seine tapfern Truppen ihm wichtige Dienste schon geleistet hatten, nud nun leisten konnten. Nach einer langwierigen Unterhandlung von mehrern Jahren unterschrieb endlich der Kaiser den 16. November 1700 den Vergleich, worin er den Kurfürsten Friedrich für einen König anzuerkennen versprach. Dieser Titel aber kam sehr theuer zu stehen. Nicht zu gedenken, was auf die Reisen, Gesandtschaften und Bestechungen verwendet worden war; so mußte Friedrich folgende harte Bedingungen gegen Oestreich eingehen: 1. er sollte während des bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieges 10000 Mann auf seine eigne Kosten ins Feld stellen; 2. eine Kompagnie in der Reichsfestung Philippsburg halten; 3. auf dem Reichstage zu allen Foderungen und Anschlägen des Kaisers Ja

sagen; 4. keine Bezahlung von den rükständigen Hülfsgeldern verlangen; 5. seine Stimme zur Kaiserwahl der männlichen Nachkommen Josephs I. des kaiserlichen Sohnes geben; und sich 6. verpflichten, seine deutschen Reichslande von keiner Verbindlichkeit gegen das Reich loszumachen. Warlich ein jeder andre Fürst, der nicht in seiner Denkungsart so eitel, und in seinen Wünschen so heftig gewesen wäre, würde sich sehr besonnen haben, für eine so ungeheure Kaufsumme einen Titel, einen leeren Schall zu kaufen. Welch eine Summe machte nicht der erste Artikel aus. Der folgende Krieg dauerte 13 Jahre. Wie viel Blut wurde vergossen, wie viele zum Krüppel verstümmelt, wie viel Geld weggeworfen, damit Friedrich König heißen möchte!

Kaum war alles so weit zur Richtigkeit gebracht, so eilte Friedrich, sich die Krone aufzusezzen mit einer Begierde, als ob er fürchtete, es möchte die Sache wieder rükwärts gehen. Er reisete unverzüglich, ob es gleich Winter war, nach Königsberg ab, und nahm seine Gemahlin Sophie Charlotte mit, die insgeheim über die ganze Ceremonie mit ihren Vertrauten spottete, und alles für nicht viel besser als einen Theaterschwank hielt. Den 15. Januar 1701 ritten vier Waffenherolde in blausamtnen Wappenrökken in Gesellschaft von zwei Paukern und 24 Trompetern durch die Straßen von Königsberg. Die silberstoffnen Dekken der Pferde hingen bis zur Erde herab, und waren mit goldnen Adlern und Kronen besäet. Einer der

Herolde

Herolde rief an allen Ekken, daß es der göttlichen Fürsehung gefallen habe, das Herzogthum Preußen zu einem Königreiche, und den Kurfürsten Friedrich zu einem Könige zu erheben, welches hiermit jedermann kund und zu wissen gethan werde. Den 17. Januar stiftete Friedrich den bekannten schwarzen Adlerorden, dessen Ritter nie mehr als 30 sein, 16 Ahnen haben, und keusch und gerecht zu leben, Künste und Wissenschaften zu lieben, Wittwen und Waisen zu unterstüzzen versprechen sollten. Am 18. Januar ging die eigentliche Krönung mit ungewöhnlicher Pracht vor sich. Zuerst ließ sich Friedrich als König in seinem Zimmer von seinem Sohne und seinen Brüdern kniend huldigen. Er saß auf einem Throne, sezte sich die Krone selbst auf, hielt den Scepter in der rechten, und den Reichsapfel in der linken Hand, und war mit einem karmoisinrothen Mantel, auf welchem unzählige Adler und Kronen gestikt waren, bekleidet. Die neue Königin fiel gleichfalls auf die Knie und huldigte ihm; er aber hob sie in die Höhe, sezte ihr die Krone auf, und ließ sie ihren Plaz mit allen königlichen Ehrenzeichen neben sich einnehmen, um die Huldigung von den Prinzen zu empfahen. Darauf begab sich der ganze Hof in die Kirche. Weil bei der Krönung katholischer Könige stets Bischöfe zugegen sind, so wollte Friedrich, dem Kleinigkeiten wichtige Dinge waren, nicht schlechter bedient sein. Er ernannte daher sowohl den reformirten, als auch den lutherischen Hofprediger, wovon der erste Ursinus, der andre von Sanden hieß, zu Bischöfen, und

er=

erhöhte ihren Gehalt auf 8000 Thaler. Diese Bischöfe, die einzigen, die es im Preußischen in der protestantischen Kirche gegeben hat, führten das königliche Paar auf die beim Altare errichteten Throne, reichten ihm das Abendmahl, der reformirte das Brodt, der lutherische den Kelch, segneten es ein, und salbeten es, wobei die Kronen am Altare lagen. Der Oberkämmerer rükte dem Könige die große Perüke in die Höhe; und darauf bestrich der Bischof seine Stirn und Hände mit Oel. Nachher sezte sich König und Königinn die Krone selbst auf *). Endlich wurde ein Pardon für alle Gefangne, (Mörder, Schuldner und Majestätsschänder ausgenommen,) abgerufen. Der edle Dankelmann blieb aber gefangen. Beim Ausgange aus der Kirche wurden für 10000 Thaler goldne und silberne Denkmünzen unter das Volk geworfen. Der weitern Feste und Lustbarkeiten wollen wir hier nicht erwähnen. Der König verweilte bis zum 8. März unter steten Vergnügungen zu Königsberg. Den 6. Mai hielt er einen prachtvollen Einzug in Berlin. Vorstadt, Thor und Straße, durch welche der Zug ging, wurden daher Königsthor, Königstraße u. s. w. genannt, da sie vorher George benamset worden waren.

Viele

*) Während des Gottesdienstes nahm die Königin ihrer Gewohnheit nach eine Prise Tobak. Der König sahe es; dies schien ihm eine schrekliche Entweihung der Krönung zu sein; er sandte sogleich einen Kammerherrn zum Stuhle seiner Gemahlin ab; und ließ ihr das Schnupfen, welches die Würde der Krönung herabsezze, untersagen.

Viele europäische Höfe erkannten schon damals den Königstitel an; viele, die feindlich gesinnt waren, als Frankreich und dessen Bundesgenossen, verweigerten ihn anfänglich, gaben aber doch in der Folge nach. Nur Polen, der deutsche Ritterorden, und der Papst widersezten sich öffentlich in heftigen Schriften dieser Standeserhöhung. Der König von Polen indessen hielt Friedrichen für einen König; der ganze polnische Staat aber erkannte Preußen erst 1764 für ein Königreich. Der Papst hat seinen Widerruf noch bis heute nicht öffentlich zurükgenommen, ob er gleich in seinen Privatschreiben an den Berliner Hof den königlichen Titel vorsezt. Seit 1787 ist auf Erinnern eines Preußischen Ministers der jezzige König im päpstlichen Kalender als König aufgeführt, aber der verstorbne Friedrich der Einzige wird darin nur Markgraf tituliret. So übermüthig und unvernünftig beweiset sich jener thörige Mensch zu Rom, der dem Zeitpunkte nahe ist, wo seine auf Einbildung gebaute Würde vielleicht als ein Luftschloß verschwinden wird.

Der neue König nannte sich von nun an Friedrich I, hatte auf das ganze Krönungswesen sechs Millionen Thaler verwendet, und dafür nichts genossen, als daß er einmal seinem Hange zur Pracht im höchsten Grade genug thun konnte.

Das Andenken der Krönung wurde alle Jahre am Hofe mit großen Feierlichkeiten erneuert. Der gefangne Dankelmann hatte vollkommen richtig be-

bemerkt, daß die Königskrone nur eine glänzende Last fürs Volk sein würde. Diese Vorhersagung ging bald in Erfüllung. Denn es wurde eine neue Abgabe unter dem Namen der Krönungssteuer von dem Lande gefodert. Die Städte der Kurmark mußten 5000 Thaler dazu erlegen. Die drükkenden Kopfsteuern wurden erneuert *); jeder mußte seinen Kopf taxiren lassen; der König schäzte seinen eignen auf 4000 Thaler, die Königin ihren auf 2000 Thaler; die Officiere mußten einen Monatssold für den ihrigen erlegen. Jeder Hirtenjunge, jedes Gänsemädchen mußte dafür Geld geben, daß ihm der liebe Gott einen Kopf erschaffen hatte. Die Rükstände wurden mit Exekutionen eingetrieben: alles schrie über diese Gewaltthätigkeiten. Aber der König hörte vor dem Getöse der beständigen Hoffeste die Klagen der Gedrükten nicht. Eine andre sonderbare Abgabe war die Peruken- und Karossensteuer. Die Verschwendungen des Hofes leerten

*) Das Drükkendste hiebei war dieses, daß man die Abgabe nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Range bestimmte. In den Jahren 1693, 1697, 1701, 1704, 1707 und 1710 wurden Kopfsteuern; 1705 freiwillige Beiträge von 200000 Thalern verlangt und wirklich eingetrieben. Im Jahr 1707 mußten sich die Civilbedienten den 12ten Theil ihrer Besoldung abziehen lassen. So lange Friedrich noch Kurfürst war, taxirte er seinen Kopf das eine Mal nur 1000 Thaler; das zweite Mal 2000 Thaler. Aber für den königlich gewordenen Kopf bezahlte er 4000 Thaler. Seine Gemahlin gab stets halb so viel, als er.

ten alle Kassen aus; man verfiel daher auf allerhand neue Mittel, Geld zu erlangen. Da einmal der Kopf besteuert war, so dachte man, könnte auch leicht die Dekke desselben betaxet werden. Die Gewohnheit, eine künstlich bereitete Müzze von Thier- und Menschenhaaren, Peruke genannt, statt der natürlichen Haarbekleidung zu tragen, riß damals gewaltig um sich. Diese Peruken waren von einer ungeheuren Größe, und kosteten große Summen. Es war nichts außerordentliches, wenn 200 bis 300 Thaler für eine solche Misgeburt bezahlt wurde. Friedrich benüzte diese Mode, um damit gewisse körperliche Gebrechen zu bedekken. Die übrigen ahmten es nach, weil es Hofsitte war. Die jüngsten Leute sezten sich einen so unnatürlichen und ekeligen Haardekkel auf. Ja die Größe dieser närrischen Tracht bestimmte die Größe des Standes wenigstens in der Einbildung der Thoren. Eins der vornehmsten Geschäfte des Preußischen Gesandten zu Paris bestund darin, dem Könige tüchtige Peruken zu bestellen. Auch die mehrsten Perukenträger ließen ihr Lokkengehäuse aus Frankreich kommen. Nur die Geistlichen enthielten sich dieser Mode; und diejenigen, welche sie mitmachten, wurden für hochmüthige Weltkinder von ihren Amtsbrüdern gehalten. Es ist doch warlich ein wunderliches Ding um die Mode. Heutzutage sieht man es an vielen Orten als ein Stük der geistlichen Orthodoxie an, Peruken zu tragen: ja dem berühmten Zopfprediger Schulze wurde es sogar als ein Verbrechen mit angerechnet, daß er die Peruke abgeschafft hatte; und zu Anfange dieses

Jahr-

Jahrhunderts schalt man auf die Prediger mit den heftigsten Schmähreden, die sich der Welt gleich stellten, und Peruken trugen. Auf diese Peruken nun wurde eine Landessteuer gelegt. Für jede aus der Fremde eingeführte Haarmüzze mußte der vierte Theil dessen, was sie gekostet hatte, an Accise bezahlt werden: von einer inländischen aber nahm der König nur den sechszehnten Theil der Kaufsumme. Die Thorschreiber und Visitators mußten ein wachsames Auge auf die Hereinbringung fremder Peruken haben. Kisten und Kasten wurden an den Thoren durchgesucht, um zu sehen, ob sich etwa solche Haardekkel heimlich durchschleichen wollten. Alle dergleichen neu verfertigte Waare mußte auf die Stempelkammer gebracht werden; da wurde sie tarirt, und besiegelt. Wer eine ungesiegelte Peruke trug, verfiel in Strafe. Wie viel lächerliche, aber auch wirklich höchst gewaltsame und tiranische Maasregeln ergriffen wurden, läßt sich leicht denken, wenn man erwägt, daß öfters Hausuntersuchungen darüber angestellt wurden. Jedoch bei der Abgabe für die neugekauften Peruken blieb es nicht. Jeder mußte auch noch dazu alle Jahr eine beständig bleibende Steuer bezahlen. Alle Hofleute, Minister und Generale erlegten jährlich 2½ Thaler, die übrigen Räthe und Officiere bis zum Major zwei Thaler; die Sekretärs, Subalternen-Officiere, Magisträte, Kaufleute und Künstler 1⅓ Thaler; die Handwerker und gemeinen Bürger 20 Groschen; die Bedienten und alle sonstige geringe Leute einen halben Thaler. Die Geistlichen, Unterofficiere,

ge-

gemeine Soldaten und Kinder unter zwölf Jahren bezahlten nichts; diese konnten umsonst ihren Kopf verunstalten. Außer dem war noch eine Abgabe, Karossensteuer betitelt, eingeführt. Für eine eigentliche Karosse mußte man drei Thaler, für eine Chaise anderthalb Thaler jährlich erlegen. Weil jedoch diese Steuern nur langsam einkamen, der König aber stets Geld brauchte, so verpachtete er 1701 beide Gefälle an einen französischen Windbeutel, Namens Elie de Lauverdaugi. Dieser hatte nun volle Macht, die Unterthanen nach Gefallen zu plagen. Alles entrüstete sich über den Perukenpächter. Darum nahm man ihm schon im folgenden Jahre die Pacht wieder ab; aber die Steuern selbst blieben.

Wie wenig man von Seiten des Hofes weiter auf das Wohl des Landes bedacht war, beweiset eine gewaltsame Veränderung, die mit der Anwendung der Armengelder getroffen wurde. Vor einigen Jahren fing man an, die Spielkarten zu stempeln; die Einkünfte davon wurden unter die Armen, deren Anzahl bei den nahrlosen Zeiten sehr zunahm, vertheilt. Im Jahre 1702 vermehrte man die Abgabe auf die Karten, gab aber den Armen nichts mehr; denn der Hof bedurfte des Geldes zum Schwelgen; was kümmerte es ihn, ob die Armuth hungerte.

Der Oberkämmerer stürzte um diese Zeit den Grafen Barfuß, welcher des gefangnen Dankelmanns

manns Stelle bekleidete; er konnte aber mit seinem Schiksale sehr zufrieden sein, denn er erhielt 8000 Thaler beständiges Jahrgeld. Wer wollte sich eine solche Ungnade nicht wünschen? Uebler kam der Hofmarschall von Wengsen weg. Dieser beging das Verbrechen, daß er dem Könige über die Betrügereien seines unwürdigen Günstlings die Augen öffnen wollte. Er offenbarte ihm, daß der Oberkämmerer einen schwelgerischen Tisch führe, der ihm 30000 Thaler koste, und daß sich seine Frau den Deputatwein noch obendrein mit baarem Gelde von dem Kellerschreiber bezahlen ließe. Er dekte ferner eine Menge von Ungerechtigkeiten und Räubereien auf, die der Graf Kolbe von Wartenberg fast täglich an den Unterthanen ausübte, und daß er die zusammengeplünderten Schäzze theils auswärts nach England, theils in die Pfalz schikke. Alles dies, sagte Wengsen zulezt zum Könige, will ich vor jedem Gericht unwidersprechlich beweisen. Hätte Friedrich I. nur die geringste Neigung gehabt, seine Regentenpflichten zu erfüllen, so hätte er wenigstens die Sache untersuchen lassen. Wenn ein Fürst bei Anhörung von solchen Dingen gleichgültig bleibt, so thut man ihm doch warlich nicht zu viel, wenn man behauptet, er bekümmert sich um das Beste des Landes nicht. Dies war ja kein kindisches Geschwäzze. Ich will es gerichtlich beweisen, sagte der Hofmarschall: eine solche Anzeige hätte den König aufmerksam machen sollen. Aber nein! der Günstling verstund die edle Kunst, Gelder auf eine lustige Art zu verschwen=

schwenden, und den eitlen Regenten zu ergözzen, zu gut; wo hätte Friedrich einen so unentbehrlichen Minister des Vergnügens wieder bekommen! Er entdekte dem Grafen Kolbe noch in der nämlichen Stunde die Beschuldigungen, und sezte von freien Stükken hinzu, daß er das Zeug alles nicht glaube, und ihn unverzüglich von seinen Neidern befreien wolle. Der Oberkämmerer nahm die Miene der Sanftmuth an, und bat zum Schein für seine Feinde um Gnade. Diese zur rechten Zeit angebrachte Heuchelei rührte den schwachen König, der viel zu wenig gewohnt war, das Innere der Menschen zu ergründen, und nur stets die Außengestalt ansah. Er ward nun noch mehr gegen die Bösewichter erzürnt, die einen so vortrefflichen Christen, als Wartenberg in seinen Augen war, verläumden konnten. Er ließ den Hofmarschall Wengsen alsbald gefangen nehmen, nach Küstrin auf die Festung bringen, und aller seiner Güter berauben. Jedoch Wengsen hatte den Versuch, den Günstling zu stürzen, nicht für sich allein gemacht: es standen mehrere mit ihm in Verbindung; und selbst die Königin, die verständige und edle Sophie Charlotte, hatte mit Antheil daran. Die Grafen von Dohna, von Dönhof und von Lottum, welche hohe Staatsämter verwalteten, waren die Verbündeten des gestürzten Wengsen. Sie verloren alle ihre Stellen, und wurden auf ihre Güter verwiesen. Nur Lottum wußte sich künstlich zu entschuldigen. Er bekam daher eine andre Stelle wieder. Die Unterbedienten mußten für ihre Vorge-

sezten

fezten mit büßen; viele kamen ins Gefängniß, viele wurden des Landes verwiesen. Nach dieser schreklichen Rache wagte es Niemand mehr, den Mund gegen das Schooßkind des Königes zu öffnen. Kolbe konnte nun ungestraft tirannisiren. Alles beugte sich unter ihm. Um seiner Herrschaft desto gewisser zu sein, zog er eine Menge fremder Leute an den Hof, und machte sie zu seinen Kreaturen. Ein gewisser Graf von Wartensleben, General des Herzogs von Gotha, wurde auf Kolbe's Verlangen vom Könige zum Generalfeldmarschall erhoben, und allen Preußischen Generalen, die viel älter, als er waren, und dem Vaterlande lange gedient hatten, unbilligerweise vorgezogen. Die ganze Armee bezeigte ihren Unwillen; viele Feldherrn nahmen ihren Abschied. Der Reichsgraf August von Witgenstein, ein stolzer, hartherziger, unversöhnlicher, ränkevoller Mann, kurz ein Mann von schlechtem Karakter, erhielt die Oberaufsicht über die Finanzen, und ward zugleich Hofmarschall. Diese drei Leute, deren Namen alle mit dem Buchstaben W. anfangen, wurden das Weh des Landes, die Geißel der Unterthanen, die verschwornen Triumvirs genannt: sie plagten die Brandenburger und Preußen weidlich. Weil jedoch Wartenberg nur so viel Verstand besaß, das Land auszusaugen, aber keinen hatte, es zu regieren, so brauchte er Leute, die für ihn arbeiteten. Er fand in dem Sekretär von Ilgen einen fähigen Kopf; er erhob ihn zum Staatsminister, vertraute ihm eigentlich die auswärtigen Angelegenheiten an, gebrauchte ihn aber

auch

auch zu allen wichtigen Geschäften. Ilgen erhielt sich durch seine Klugheit bis unter dem folgenden Könige in seinem Posten.

In eben diesem Jahre 1702 war der König von England, und Statthalter von Holland Wilhelm III. am 19. März gestorben. Mit ihm erlosch die ganze männliche Linie des Hauses Nassau-Oranien. Ueber diejenigen Länder, die er als oranischer Fürst eigenthümlich besessen hatte, entstand ein langer Streit, den man gewöhnlich den Streit über die oranische Erbschaft nennt. Sein Großvater, der Statthalter Friedrich Heinrich hatte 1644 in einem Testamente verordnet, daß wenn sein einziger Sohn Wilhelm II. ohne Erben verstürbe, alsdann seine älteste Tochter Louise, Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und dessen Nachkommen, die oranischen Güter erben sollten. Wilhelm II. starb zwar nicht kinderlos, aber wohl Wilhelm III. Vermöge des erwähnten Testaments hätte nun die ganze Erbschaft an den Sohn der brandenburgischen Kurfürstin Louise, nämlich an den König Friedrich I. fallen sollen. Allein Wilhelm III. hatte 1695 ein Testament, welches dem großväterlichen entgegen war, gemacht, und darinnen seinen Vetter, den jungen Fürsten von Nassau-Diez, Johann Wilhelm Friso *), der

*) Friso ist ein Beiname von der Provinz Friesland, worüber dieser Prinz Statthalter war. Denn Wilhelm

der zu einer andern Linie des Hauses Nassau gehörte, für den einzigen Erben aller seiner Güter erklärt, und die Generalstaaten zu Vollziehern des Testaments ernannt. Der König in Preußen verwarf dies lezte Testament als ungültig, und nahm nach Wilhelms III. Tode unverzüglich von den Grafschaften Meurs und Lingen Besiz. Das Fürstenthum Oranien oder Orange, welches in der französischen Provinz Dauphiné *) liegt, wurde vom Könige Ludwig XIV. eingezogen. Die Holländer besezten die übrigen Güter von der oranischen Erbschaft. Der König Friedrich I. reisete selbst nach Haag, richtete aber nichts aus. Im Jahre 1711 reisete er wieder dahin, um sich mit dem Prinzen Johann Wilhelm Friso zu vergleichen. Dieser, der damals bei der verbündeten Armee stand, nahm Friedrichs Einladung an. Aber als er von Brabant nach Holland über den sogenannten Mördyk im Wagen sizzend auf einer Fähre überschiffen wollte, so warf ein heftiger Sturm den Wagen ins Wasser, und er ertrank. Nach seinem Tode erst gebahr seine Gemahlin einen Sohn, Wilhelm IV, den Vater des jezzigen Erbstatthalters. Die Erbschaftssache blieb unentschieden. Der König Friedrich I. blieb zwar im Besizze dessen, was er sich selbst zugeeignet hatte; aber stets mit

helm III. verwaltete die Statthalterschaft nur über fünf holländische Provinzen.

*) Nach der jezzigen Eintheilung Frankreichs liegt Orange im siebenzehnten Departement, de *la Drome* genannt.

mit Widerspruch der Holländer, der Vollzieher des Testaments. Selbst als der Kaiser Joseph I. die Grafschaft Meurs 1707 in ein Fürstenthum erhob, und dem Könige zusprach, protestirte Holland und Nassau-Diez dagegen. Erst im Jahre 1732 den 14. Mai kam der endliche Vergleich zwischen dem Könige Friedrich Wilhelm I. in Preußen, und dem Statthalter Wilhelm IV. zu Stande. Der König behielt vermöge desselben das Fürstenthum Oranien *), das Fürstenthum Meurs oder Mörs, die Grafschaft Lingen, das Amt Montfort und einige andre Güter in Holland. Diese leztern verkaufte der König Friedrich II. 1754 an den jezzigen Fürsten von Oranien Wilhelm V. für 705000 Gulden.

Des Zusammenhanges wegen fügen wir hier auch gleich den Anfall des Fürstenthums Neufchatel an Preußen hinzu. Das Fürstenthum Neufchatel oder Neuenburg, wozu auch die Grafschaft Wallangin gehört, und an 34 Quadratmeilen Land enthält, hatte ehemals besondre Grafen zu Ober-

*) Im Utrechter Frieden 1713 trat Preußen Orange an Frankreich ab, und bekam den größten Theil von dem Oberquartier Geldern dafür zum Ersaz. Doch mußte es versprechen, den Prinzen von Nassau wegen seiner Ansprüche auf Orange zu befriedigen. Jezt nun erklärte Wilhelm IV., daß der König allein ein Recht auf Orange habe: folglich durfte Preußen keine Entschädigung geben.

Oberherrn, über welche das Haus Chalon, Besizzer von Orange, das Lehnsrecht besaß. Im Jahre 1458 starb der alte neuenburger Grafenstamm aus, und Ludwig von Chalon, Prinz von Oranien, nahm als Lehnsherr Neufchatel in Besiz. Jedoch theils gezwungen, theils vergleichsweise trat Ludwig von Oranien dies Ländchen an den Markgrafen von Hochberg, einen Seitenverwandten der alten neuenburger Grafen ab, behielt sich aber die Oberlehnsherrschaft vor. Aber die Grafen von Hochberg fragten nach keinem Lehnsherrn, sahen sich als die einzigen rechtmäßigen Herrn von Neufchatel an, und verspotteten die Prinzen von Oranien mit allen ihren Foderungen. Sie handelten so, als ob Neufchatel eine Kaufwaare sei, die sie verschenken, vererben, überlassen könnten, wie und wem sie wollten. Die Familie der Grafen von Hochberg erlitt mancherlei Veränderungen. Durch viele sich einander durchkreuzende Verheirathungen kam Neufchatel endlich an die Prinzessin Maria, verwittwete Herzogin Nemours. Indessen die Prinzessin von Oranien und Chalon, deren Erben die Statthalter von Holland wurden, hatten bei allen möglichen Gelegenheiten ihre alten Lehnsrechte auf Neufchatel geltend zu machen gesucht, aber immer nichts ausgerichtet. Wilhelm III., der keine Erben hatte, übergab schon 1694 dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg seine Ansprüche auf dies streitige Land. Im Jahre 1707 starb endlich die Wittwe Maria von Nemours, Besizzerin von Neufchatel. Hierauf meldeten sich viele fürstliche

Häu=

Häuser, die mit dem vorigen neufchateler Regenten verwandt waren. Der wichtigste Prätendent war der König Friedrich I. Die Sache verwandelte sich in einen ordentlichen Rechtshandel und das Obergericht von Neufchatel wurde als Richter anerkannt. Dies that den 3. November 1707 den Ausspruch, daß Preußen der einzige rechtmäßige Erbe sei. Friedrich I. wurde ohne weitre Schwierigkeit als souveräner Prinz dieses Landes angenommen, und sein Sohn in dem Utrechter Frieden 1713 als solcher bestätiget. Dies Land ist beinahe republikanisch, denn die Könige von Preußen dürfen nicht willkührlich darüber herrschen, können keine Neuerungen einführen, keine weitern Abgaben fodern, als 100000 Livres, die ihnen ein für allemal ausgesezt sind, und keine gezwungne Werbungen anstellen. Einige Schweizerkantons stehen im engsten Bündnisse mit dem Lande, daher man Neufchatel auch als einen zugewandten Ort der Schweiz betrachtet.

Um hier alles zusammen anzuführen, was Friedrich I. an Ländern erwarb, so bemerken wir noch, daß er ebenfalls im Jahre 1707 die Grafschaft Teklenburg in Westphalen für 300000 Thaler von dem Grafen Solms-Braunfels, welcher als geheimer Staatsrath in seinem Dienste stand, erkaufte.

Karl II. König von Spanien war bereits den 1. November 1700 gestorben. Vermöge eines von ihm

ihm hinterlaßnen Testamentes hatte Philipp, Herzog von Anjou, ein Enkel Ludwigs XIV. mit Zustimmung der spanischen Nation den erledigten Thron ruhig bestiegen, und von den sämmtlichen spanischen Ländern in der alten und neuen Welt Besiz genommen. Der Kaiser Leopold aber, welcher mit dem verstorbenen Könige aus einem und demselben Hause abstammte, protestirte mit Beobachtung der kleinlichsten Genauigkeit des Ceremoniels gegen das Testament, und gegen die Thronbesteigung Philipps V. Er verlangte die spanische Krone für seinen zweiten Sohn Karl, und machte Anstalt, sein Recht mit den Waffen durchzusezzen. Er fand einen großen Beförderer seiner Absichten in dem Hasse, welchen Wilhelm III. von England gegen die Macht des französischen Reiches trug. Eben sowohl von einer grenzenlosen Rachsucht getrieben, als von dem, was man damals Staatsinteresse nannte, geleitet, brachte Wilhelm zwischen England, Holland und Oestreich ein Bündniß zur Demüthigung der französischen Herrschaft, und zur Erhebung eines kaiserlichen Prinzen auf den spanischen Thron zu Stande. Er starb zwar darüber; aber der Bund blieb in Kraft. Der neue König in Preußen Friedrich I. trat diesem Bunde mehr aus blinder Leidenschaft, als aus gesunder Staatsklugheit bei. Er hatte sich zwar in dem Vergleiche wegen der preußischen Königswürde gegen den Kaiser anheischig gemacht, 10000 Mann Soldaten zu seiner Hülfe marschiren zu lassen. Aber jezt ließ er sich verleiten, diese Zahl weit über die

Hälfte

Hälfte zu vermehren. Er verpflichtete sich, 20000 Mann nach den Niederlanden und 6000 nach Italien zu schikken, um für eine Sache zu streiten, die ihn und sein Land gar nichts anging, wo er nichts gewinnen konnte, hingegen in jedem Fall unendlich viel verlieren mußte. Es ist wahr, die preußischen Truppen zeichneten sich allenthalben sehr aus; ihre Tapferkeit leistete dem Kaiser die dankenswerthesten Dienste; ihr Muth half die wichtigsten Siege mit erkämpfen, die stärksten Festungen erobern, und selbst bei erlittenen Niederlagen das Unglük geringer machen. Aber es war doch alles unnüz vergoßnes Blut, wovon Brandenburg gar keinen Nuzzen, vielmehr offenbaren Schaden hatte. Die Volksmenge verringerte sich augenscheinlich, die Schäzze verloren sich im fernen Auslande, und drükkende Lasten beugten das Volk darnieder. Im Jahre 1704 wurde des Krieges wegen eine harte Auflage auf einige unentbehrliche Kleidungsstükke gelegt. Von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten trieb man von jedem Stükke einen Groschen ein; nur die abgetragenen Sachen der Fremden, und die Schuhe der Kinder unter drei Jahren waren ausgenommen. Die Schuhmacher fanden es besonders lästig, daß sie das zugeschnittne Leder zuvor auf die Accise bringen, und stempeln lassen mußten, ehe sie es verarbeiten durften. Die Erlaubniß, auf Kleidern, Westen, Hosen, Mänteln, oder auch nur auf Schuhen und Pantoffeln einige Gold- oder Silberflittern zu tragen, mußte man sich für eine jährliche Abgabe von einem Thaler erkaufen. Die Perüken- und Karossen-

rossensteuer erhöhte man, jene auf einen Thaler, diese auf acht Thaler. Auch Frauenzimmer mußten einen Thaler erlegen, wenn sie ihren Kopf mit hohen Hauben, Fantangen genannt, ausschmükken wollten. Wer eine unbesiegelte Perüke, oder eine unbesteuerte Fantange trug, mußte wohl auf seiner Hut sein; denn jeder Acciseбediente hatte das Recht, sie ihm auf öffentlicher Straße vom Kopfe zu reißen. Noch härter war es, daß alle unverheirathete Frauenzimmer vom höchsten Range bis zur niedrigsten Dienstmagd herunter, wenn sie noch nicht 40 Jahr alt waren, vierteljährig ihre Jungfrauschaft mit sechs Groschen veracciſen mußten. Die Trinker des Thees, Koffees oder der Schokolade waren verbunden, einen jährlichen Erlaubnißschein, welcher zwei Thaler kostete, zu lösen. Vielleicht schreibt mancher hiebei dem Könige die heilsame Absicht zu, den Gebrauch dieser Getränke vermindern zu wollen. Daß man dieses aber nicht wünschte, daß es vielmehr nur auf Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte angesehen war, beweiset der ausdrükliche Befehl, den der König erließ, in allen großen Städten öffentliche Thee- und Koffeeschenken anzulegen, um dadurch die Leute zum Genuß dieser überflüssigen, entbehrlichen und schädlichen Getränke einzuladen. Ob alle diese Auflagen weise, billig, mäßig und gelinde waren, bleibe der Beurtheilung jedes Lesers überlassen. Fast alle Jahre erneuerte man zugleich die ganz verwerflichen Kopfsteuern. Die Beamten mußten den 25sten Theil ihrer Besoldung; die armseligsten Schweinhirten von ihrem kümmerlichen und müh-

mühseligen Lohne dennoch einen halben Thaler geben. Alle übrigen Unterthanen waren nach Stand und Vermögen besonders, und gewiß nicht niedrig taxirt. Die, welche sich in Bezahlung ihres Kopfes saumselig bewiesen, erhielten Exekution, und mußten obendrein doppelt so viel erlegen. Diese unerträglichen Lasten, und die Gewaltthätigkeiten, womit man sie eintrieb, bewogen viele Einwohner zum Auswandern. Hierzu kamen die steten Werbungen, welche der große Verlust im Felde und die Stärke der Armee erfoderte. Friedrich I. hatte zulezt 48000 Mann unter den Waffen, deren Verpflegung mit Einschluß der Jahrgelder, welche aber nur reformirte und französische Officiere reichlich erhielten, zwanzig Tonnen Goldes kostete. Alles dies vermehrte die Unzufriedenheit der Unterthanen. Häufig verließen sie ihr Vaterland; häufig liefen die Soldaten mit Montur und Waffen davon. Dies starke Desertiren versezte den König in einen solchen Zorn, daß er ein unmenschliches Edikt gegen das Ausreißen ergehen ließ; ein Edikt, das kaum in barbarischen Zeiten härter abgefaßt werden konnte. Jeder wieder ertappte Flüchtling sollte vor dem versammleten Regiment für einen Schelm, für unehrlich, für infam erklärt, und ihm sodann die Nase und beide Ohren abgeschnitten werden. Alle diese Grausamkeiten, alle die geschlachteten und verstümmelten Menschen, alle die in der Fremde weggeworfnen Schäzze dienten am Ende zu — gar nichts. Man mußte Friede machen, der nichts einbrachte; da man ihn gleich anfangs ohne alle Aufopfe-

opferungen mit großen Vortheilen erhalten konnte. Denn schon 1704 versprach Frankreich dem Könige Friedrich ein Geschenk von fünf Tonnen Goldes, die Besizerlangung der ganzen oranischen Erbschaft, und die Anerkennung des bis dahin verweigerten Königstitels, wenn er sich von seinen Verbindungen mit Wien und London losrisse. Aber eine falsche Staatspolitik verblendete ihn; er übersahe sein wahres Beste, und den Vortheil des Landes: er opferte sich für Oestreich auf, und bekam nach einem 13jährigen Kriege nicht einmal die ganze oranische Erbschaft, die ihm Frankreich gleich anfangs zugesichert hatte. Dies sei von den Kriegsangelegenheiten unter Friedrich I. genug; denn die Erzählung der Kriegsthaten gehöret nicht hieher, weil sie das Interesse des Preußischen Staates gar nichts angehen.

Jedoch weder der Krieg, noch andere Trauerfälle hielten den Lauf der Hofvergnügungen, und der immer zunehmenden Eitelkeiten Friedrichs auf. Im Jahre 1705 den 1. Februar starb seine zwote Gemahlin, die berühmte Charlotte Sophie, zu Hannover, wohin sie zum Besuch ihrer Mutter gereiset war, im 37sten Lebensjahre. Sie war eine Fürstin, die mehr durch ihren persönlichen Werth, als durch den erborgten Schimmer ihres Standes glänzte. Sie schäzte die Wissenschaften, sie liebte die Künste, und verachtete das steife Hofzeremoniel, und die eitle Prachtliebe ihres Gemahls als etwas kleines und abgeschmaktes. Das Lesen eines scharfsinnig und gründlich geschriebenen Buches, und die

Unter-

Unterhaltung mit ihrem ehemaligen Lehrer, dem Philosophen Leibnitz, Geschichtschreiber des Hauses Hannover, gewährte ihrem Geiste mehr Nahrung und Vergnügen, als alle Thorheiten des Hoflebens, in welchen Friedrich Zerstreuung und Beschäftigung suchte. Auch sie haßte die Freude nicht; aber ihr gebildeter Geschmak wußte edle, unschuldige, reine Vergnügungen den nichtswürdigen Kleinigkeiten, dem Taumel, dem Rausche vorzuziehen. Genuß der freien Natur, ein Spaziergang, eine Lustfahrt, eine Reise in fremde Länder, die sie von dem leeren und widerlichen Hofpompe entfernten, machten, nebst der Musik, ihre vornehmsten Ergözlichkeiten aus. Kein Wunder, daß sie sich zu dem oberflächlichen Geiste ihres Gemahls wenig schikte. Sie bewies eine gewisse kalte Gleichgültigkeit gegen ihn, wodurch der König ihrem Herzen fremd wurde. Sie sahen sich selten anders, als öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten. Sie hielt sich mehrentheils in dem Dorfe Lützow oder Lietzen unweit Berlin auf. Ungefähr ums Jahr 1696 legte sie daselbst ein Schloß an, verschönerte das Dorf mit vielen Häusern, gab ihm die Gestalt eines Städtchens und nannte es nun Lützenburg. Hier vergaß sie die prächtigen Armseligkeiten des Hofes beim Studiren, bei einfachen Vergnügungen und weise ausgetheilter Wohlthätigkeit. Sie stand in allgemeiner Achtung und Liebe. Obgleich Friedrich mit ihr nie gestimmt hatte, so erwies er ihr doch jederzeit alle gebührende Ehre. Nach ihrem Tode vergrößerte er ihren Lieblingsaufenthalt, und

gab

ihm den Namen Charlottenburg, um ihr Andenken zu erhalten. Er schien überhaupt über ihr Absterben betrübter zu sein, als es die kalte Höflichkeit, die zwischen beiden herrschte, erwarten ließ. Bei der ersten Nachricht davon, die ihn freilich ganz unvermuthet überraschte, fiel er in Ohnmacht. Aber der Pomp des Leichenbegängnisses, wo er seine Eitelkeit zeigen konnte, tröstete ihn bald wieder. Die Leiche wurde von Hannover nach Berlin gebracht, wo sie fünf Monate auf einem Trauergerüste liegen blieb, weil man diese lange Zeit nöthig hatte, um alle Anstalten zu der feierlichen Beerdigung zu treffen. Während dessen brannten 3000 Wachskerzen Tag und Nacht um den Sarg herum. Welch eine Pracht bei dem Leichenbegängnisse ausgekramt worden sei, kann man daraus schließen, daß die ganzen Trauerkosten zwei Tonnen Goldes betrugen, und das Trauergerüste in der Domkirche allein 80000 Thaler Ausgabe verursachte.

Friedrichs Hang zu wichtigen Kleinigkeiten suchte unaufhörlich neue Gegenstände, um der Welt eine hohe Meinung von seinem Hofe beizubringen. Jetzt machte er die große Entdekkung, daß noch ein wichtiges Amt zum Wohl seiner Unterthanen fehlte; das Oberheroldsamt, welches mit feiner Nase jedes unreine Adelsgeblüt aufspüren sollte. Diese Narrenspoße wurde mit einem Ernst und mit einem Eifer betrieben, als wenn das Vaterland in Gefahr wäre. Man ernannte einen Wappen- und Heroldsmeister, machte eine Menge Heroldsräthe, und

rich-

tete ein ordentliches Kollegium ein, welches sich mit der läppischen Untersuchung, wie viel angeerbtes Verdienst jemand habe, beschäfftigen sollte. Dieses thörigte und unnüzze Amt wurde vom König Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, und gerieth in Vergessenheit, und das von Rechts wegen. Alles mußte bei Friedrich I. ausländisch sein, weil das theurer und schlechter war. Denn das Inländische taugte schon darum nichts, weil man es um einen wohlfeilen Preis haben konnte. Ein Kahn — wie altfränkisch klingt das. Friedrich schuf ihn in eine Gondel um; dazu mußte nun auch ein Gondelirer aus Venedig verschrieben werden. Ein deutscher Arbeiter ist ja nur ein Deutscher; freilich mag er sein Gewerbe klüger verstehen, und ernster betreiben, aber er giebt dem Hofe doch keinen Glanz. Hat der Fürst nicht selbst mehr Ansehen, wenn er einen Mosjeh Esperance zum Schuhmacher hat, als wenn er einen Meister Kasper hätte? Und ist es nicht billig, daß der Franzose da Hunderte von Thalern bekomme, wo man einen Deutschen mit Groschen abspeiset? Mußte sich nicht jeder Fremde ganz andre Begriffe von dem Glanze des Berliner Hofes machen, wenn er hörte, daß man da auf einer holländischen Trekschuite fahre, und holländische Fuhrleute habe, als wenn man einfältige deutsche Schiffe und Schiffer dazu gebrauchte? Selbst die Religion mußte der Eitelkeit des Königs Weihrauch streuen. Bei jeder Abreise und Rükkunft des Hofes mußten in allen Kirchen Fürbitten und Dankgebete abgelesen werden, damit die christliche Gemeine doch wüßte, wo jedesmal der Schauplaz

der Eitelkeiten wäre. Schmeichler konnten sicher auf eine ansehnliche Belohnung oder doch auf Beifall rechnen, wenn ihre Schmeichelei auch ganz gegen allen gesunden Menschenverstand lief. Als im Jahre 1709 die Könige von Pohlen und Dänemark, die beide Friedrich hießen, in Berlin anwesend waren, so verglichen die Hofdichter und Schmarozzer die drei Könige bald mit der Dreieinigkeit, bald mit heidnischen Göttern. Eben damals kam die Kronprinzessin mit einer Tochter nieder; diese verglich ein Hofkavalier mit dem Kinde Jesu, zu welchem drei Weise aus dem Morgenlande gekommen waren, so wie jezt drei Könige die Patenstelle vertraten. In unsern Tagen würde man einen solchen Schmeichler des Narrenhauses für würdig halten; damals gefiel eine solche Rede, sie wurde mit hohem und allerhöchstem Beifalle gekrönt, und mit 1000 Dukaten belohnt. Andre schlugen vor, das Karlsbad, wohin Friedrich zu Wiederherstellung seiner Gesundheit gereiset war, das Königsbad zu nennen; die Thoren vergaßen aber, daß dies Bad in Böhmen liegt, wo man ihre Vorschläge nicht blindlings billigen würde. Wallis, ein englischer Doktor, erhielt 60 Pfund Sterling zu einer goldnen Kette für eine armselige Predigt, die er dem Könige mit niedrigen Schmeicheleien ausgespikt zueignete.

Friedrichs kleinliche Denkungsart zeigte sich bei seiner dritten Vermählung auf eine auffallende Weise. Viele Günstlinge, die den Widerwillen des Kronprinzen gegen ihre elende Verwaltung bemerkten, sahen sich nach einer andern Stüzze um; sie glaub=

glaubten sie in einer neuen Königin zu finden, die als das Geschöpfe ihrer Politik ihnen verpflichtet sein müßte. Sie beredeten daher den König, der als Wittwer sein Leben zu endigen beschlossen hatte, sich wieder zu vermählen. Sie stellten ihm vor, daß die Aerzte bei der leztern Niederkunft der Kronprinzessin Spuren von solchen Gebrechen bemerkt hätten, die sie zu fernerm Kinderzeugen unfähig machten. Da der einzige männliche Nachkomme des Kronprinzen wieder verstorben wäre, so könnte das königliche Haus gar erlöschen: es müsse also der König schon darum zu einer neuen Ehe schreiten. Friedrich glaubte dieses Geschwäz, ohne nach der Wahrheit zu forschen. Nachdem einige Partieen vorgeschlagen und verworfen waren, fiel seine Wahl auf die Schwester des Prinzen von Oranien. Der Antrag geschahe im Namen des Königs; alles war berichtigt. Aber eine übertriebne Foderung Friedrichs, wobei er seine Eitelkeit, und seinen schwachen Geist vor aller Welt bewies, machte die ganze Sache rükgängig. Friedrich verlangte, daß die Mutter der Braut nach Berlin kommen, und ihrer Tochter bei der Trauung die Schleppe tragen sollte. Die vernünftig denkende Mutter weigerte sich dessen durchaus. Der König, der nun einmal auf Beobachtung der albernsten Ceremonien bestund, ließ lieber die Braut, als die Eitelkeit fahren. Man sahe sich also nach einer andern Kandidatin des Ehestandes um. Die Prinzessin Louise Dorothee, Schwester des regierenden Herzogs von Meklenburg-Schwerin war endlich so glüklich oder unglüklich, Königin in

Preu-

Preußen zu werden. Den 27. November 1708 hielt sie ihren feierlichen Einzug in Berlin; den 28. ging die Trauung vor sich. Kurz vorher entdekte der Kronprinz seinem Vater, daß seine Gemahlin seit fünf Monaten schwanger sei. Der König erstaunte hierüber; er sahe, daß er von seinen Rathgebern betrogen worden sei; er gestand es, daß er nie an eine neue Vermählung gedacht haben würde, wenn er dies gewußt hätte. Jedoch es war zu spät, die Ehe wurde vollzogen. Die ausschweifendsten Feste jagten einander, wie gewöhnlich. Das königliche Paar aber wurde einander bald überdrüssig. Die Königin war vorher am Hofe ihres herzoglichen Bruders einer ungezwungenen Lebensart, und einer natürlichen Freiheit gewohnt gewesen. Jezt sollte sie alle ihre Schritte nach den Vorschriften eines steifen Hofceremoniells, und einer schwerfälligen Etikette abmessen. Dies fiel ihrem muntern Geiste unerträglich. Sie wurde tiefsinnig, verlor alle ihre ehemalige Heiterkeit; und da ihre Seele doch etwas haben wollte, das ihr Unterhaltung verschaffte, so warf sie sich in die Arme der geistlichen Andächtelei. Eine Hofdame, die in der Jugend allen Lüsten geopfert hatte, und in der Folge eine Betschwester geworden war, führte die Königin immer tiefer in die Irrgänge der trüben Frömmelei. Porst, der Beichtvater der Königin, und Franke, der Stifter des hallischen Waisenhauses, der sich damals zu Berlin befand, bestärkten sie vollends in allen Arten von geistlichen Schwärmereien, welches sie zwar recht gut und ehrlich meinten, aber schlecht verstanden.

Der

Der Hof der Königin schien sich in ein Kloster verwandelt zu haben; man hörte nichts, als andächtige Seufzer, als herzbrechende Gebete, als Predigten über Predigten. Das alles war nicht so gestaltet, daß der König, der nur immer nach Lustbarkeiten haschte, Gefallen daran finden konnte. Da er nach Art aller schwachen Geister eifrig für seine Religionssekte eingenommen war, und die reformirte Kirche für den Inbegriff der einzigen seligmachenden Wahrheit hielt, so mußte es ihm höchst anstößig sein, daß seine Gemahlin eine strenge Verfechterin der Lutheraner war. Beide geriethen einstens in einen bittern Wortwechsel über ihre Religionen; und der König erklärte geradezu, daß er sie nie geheirathet haben würde, wenn er gewußt hätte, daß sie so eifrig lutherisch sei. Den lutherischen Geistlichen wurde der Hof verboten; das königliche Paar lebte ganz getrennt von einander, jedes ging seinen eignen Weg; der König liebte die Eitelkeit der Welt, die Königin widmete sich ganz einer übelverstandnen Gottesfurcht. Ihr Herz wurde immer düsterer, ihre Seele immer schwermuthsvoller, ihr Verstand endlich verwirret, und ihre Vernunft zerrüttet. Schrekliche Folgen einer falsch geleiteten Heiligkeit!

So groß die Uneinigkeit in der königlichen Familie war, eben so groß war auch die Verwirrung im Lande selbst. Am traurigsten sahe es um die Kasse aus. Der Krieg fraß Geld und Menschen, der schwelgerische Hof vertroknete alle Geldzuflüsse, und die Armuth, die Bettelei, die Nahrlosigkeit

nahm zu. Dennoch wollte der König seine Verschwendungen nicht einschränken. Er schrieb zwar Bußtage aus; er selbst aber mochte keine thun. Er tadelte den Luxus an seinen Unterthanen, er erließ heftige, drohende Edikte, er sprach vom Zorne Gottes, der über die Eitelkeit, über die Pracht, über die Verschwendung des Volks entbrannt sei, und mit gerechten Strafen drein schlagen würde. Und niemand war doch ein größerer Verschwender, als der, welcher dem Volke so erbaulich vorpredigte. Freilich läßt sich alles recht gut erklären. Der König glaubte allein das Privilegium zum Wohlleben zu haben; die Unterthanen sollten sparen, damit sie ihren gesammleten Nothpfennig zum Heil und Segen der Hofschwelgerei hergeben könnten. So giebt derjenige oft die heiligsten Religionsbefehle, der selbst die Religion aufs unheiligste mit Füßen tritt. So wars ehemals; so ist es noch jezt. Die Günstlinge, welche den König nach ihrem Vortheile leiteten, ersannen alle mögliche Mittel, um Geld zu schaffen. Schädliche, lächerliche, verkehrte Entwürfe — alles war ihnen einerlei, wenn nur Geld für heute da war; an den andern Tag dachte man nicht eher, als bis er kam. Da verfiel man einmal auf die Schweineborsten. Als man nicht mehr wußte, woher Geld zu nehmen? und hin und her sann, so heckte man das Projekt aus, eine königliche Kommission niederzusezzen, welche für eine Kleinigkeit alle Schweineborsten aus dem ganzen Lande aufkaufen und für einen großen Preis wieder an England, Holland, Portugall u. s. w. verkaufen sollte. Sogleich

gleich erschien eine Verordnung, daß alle Unterthanen die Borsten an die Schweinekommission einliefern sollten; wer etwas verheimlichte, sollte ungeheure Straffsummen erlegen, oder gar am Leibe gezüchtiget und in die Festung gesperrt werden. Jeder Angeber, der da bewies, daß jemand eine Handvoll Borsten verheimlicht hatte, bekam zehn Thaler Verrätherlohn. Das nenne ich mir eine vortreffliche Finanzspekulation! Dieses lächerliche Unternehmen bestand kaum zwei Jahre; die Urheber mußten sich ihrer Narrheit schämen; der Hauptunternehmer, der Kriegsrath Creutz entflohe. Einträglicher, aber auch schädlicher war die Salzabgabe, welche der Graf Witgenstein einführte. Die Landesbewohner mußten 16 Groschen, die Ausländer durften nur einen Groschen von jedem Scheffel Salz bezahlen. Man handelte also schon damals stiefväterlich gegen die Einheimischen, und väterlich gegen die Fremden. Was würde man von einer Mutter sagen, welche einem fremden Kinde 16mal so viel Brodt gäbe, als ihrem eigenen? Diese augenscheinliche Bedrükkung der Unterthanen war noch der geringste Schade gegen den Nachtheil, der im Handel hieraus entstand. Die Brandenburger, Pommern u. s. w. hatten bisher viel geselznes und geräuchertes Rind- und Schweinfleisch, Fische, Butter und Käse in andre Länder hin verkauft. Jezt hörte dieser Handel fast gänzlich auf, und dieser wichtige Nahrungszweig fiel weg. Denn da die Ausländer jeden Scheffel Salz um 15 Groschen wohlfeiler bekamen, so konnten sie auch die eingesalznen Sachen um so viel

wohlfeiler verkaufen; und so zogen sie allen Gewinn an sich. Die Brandenburger dachten auf andre Mittel. Sie gebrauchten Heringslake statt des Salzes. Ein unglüklicher Einfall. Das Fleisch verdarb, und ihre Gesundheit litt. Wenn auch der König anfänglich auf der einen Seite durch diese Auflage gewann, so verlohr er doch bald auf einer andern Seite selbst. Die königlichen Aemter, welche viel Salz brauchten, trugen nun weniger ein, und so verringerte sich hier die Einnahme des Königs.

Nicht besser war ein andres Unternehmen, welches seit dem Jahre 1700 ausgeführt wurde. Ein gewisser Luben schlug vor, die Domänengüter erblich zu verpachten, die Wirthschaftsgebäude, das Vieh, die Saaten zu verkaufen, und die Leibeigenschaft für Geld zu erlassen. Er versprach auf die Art einen großen Ueberschuß in die Kassen zu liefern. Alles, was nur Geld herbeiführte, erhielt Beifall. Luben wurde geheimer Kammerrath, und in den Adelstand erhoben. Jedoch einige einsichtsvolle Leute erhoben ihre Stimme hiergegen, und zeigten, daß durch den Verkauf der Inventarien freilich wohl in den ersten Jahren ansehnliche Summen einlaufen, daß aber in der Folge die herrschaftlichen Güter desto weniger eintragen würden. Man achtete auf ihren Rath nicht eher, als bis ihre Prophezeihung eintraf. Es wurde das Reden gegen die Erbpachten sogar verboten. Das ganze Domänenwesen kam endlich in Unordnung; die Erbpachten brachten nicht so viel ein, als die vorherigen Pachten

und Verwaltungen, sie konnten auch nie erhöhet werden, wenn der Werth und der Preis der Früchte stieg. Luben von Wulfen, der Geiz mit Faulheit, und Hochmuth mit Windbeutelei vereinigte, ward das Opfer seiner Unbesonnenheit und der Hofkabale. Man beschuldigte ihn eines Betruges von 60000 Thalern, die er aus den Einkünften sich zugeeignet hätte. Er verlohr Aemter, Adel und Freiheit. Ein Gefängniß war sein Lohn. Nun suchte man die Domänen wieder in den ehemaligen Zustand zu versezzen; die Erbpachten hörten seit 1710 auf, die Vergütigungen aber, welche die Erbpächter mit Recht foderten, machten die Kassen leerer, und die Finanzen verwirrter, als jemals. Für diese Unordnungen mußte stets jemand büßen. Daher häuften sich die Verabschiedungen, die Beungnadigungen, Sturz auf Sturz. Lange blieben die Haupturheber des Staatselendes verschont. Endlich schlug auch die Stunde ihrer wohlverdienten Strafe.

Der Kronprinz seufzete über die klägliche Verwaltung der Regierung, er verabscheute die beiden Günstlinge, den Grafen Kolbe und den Grafen Witgenstein, und arbeitete unaufhörlich an ihrem Sturz. Aber zu fest standen sie in der Liebe des schwachen, eitlen, prachtliebenden Königs; die Gözzen konnten lange nicht von ihrem Plazze verdrängt werden. Der Kronprinz hörte nicht auf, an ihrem Untergange zu arbeiten; zulezt erreichte er seinen Zwek; er befreite das Land von seinen Quälgeistern. Zwei schrekliche Unglüksfälle und zwei

schrek=

schrekliche Unthaten waren erfoderlich, um ein Paar Bösewichter außer Stand zu sezzen, ferner zu schaden. Im Jahre 1708 legte eine fürchterliche Feuersbrunst die ganze Stadt Kroßen an der Oder in die Asche; eine Feuersbrunst, von welcher noch die jezzigen Bewohner Kroßens mit Schrekken sprechen, da sie von ihren Großeltern, zum Theil auch von ihren Eltern mündliche Schilderungen von dem Elende jener Zeit empfangen haben. Die Unglüklichen wandten sich an den Grafen Witgenstein, welcher die Aufsicht über die Feuerkasse führte. Dieser saubre Geselle hatte aber mit dieser lezten Zuflucht der Nothleidenden so gewirthschaftet, daß auch kein Heller mehr vorhanden war. Das ganze Geld, welches das Land allein zusammenbringen mußte, und wozu der Regent keinen Pfennig hergab, war zu nichtswürdigen Hoflustbarkeiten verschwendet worden. Ein wahrer Diebstahl. Ein Raub, der desto strafwürdiger ist, da er an Hülfsbedürftigen, an Verarmten verübt wurde. Jedoch Witgenstein begnügte sich nicht bloß, den Kroßnern ihre einzige Hülfsquelle verstopft zu haben; sein hartes Herz versagte ihnen selbst den wohlfeilen Trost, den Trost des Mitleidens. Er überhäufte die Abgeordneten der abgebrannten Stadt mit Flüchen, mit Drohungen, mit den ungezogensten und heftigsten Ausdrükken, und sagte ihnen, wie unverschämt es sei, Geld zu fodern, da sie doch wüßten, wie nöthig es der Hof brauche. Die Unglüklichen klagten hierauf ihre Noth dem Kronprinzen; sie fanden hier Mitleid, Schuz und Hülfe. Der edelmüthige Prinz entrüstete sich

über

über das grausame Verfahren des Ministers, er sprach öffentlich von der Schändlichkeit desselben, er nahm sich der armen Kroßner so nachdrüklich an, daß der König endlich die Augen öffnete: und warlich, er hätte nicht menschliche Empfindungen haben müssen, wenn er hier noch ein gleichgültiger Zuschauer hätte bleiben wollen. Die Kroßner erhielten die Einkünfte des einträglichen Oderzolles bei ihrer Stadt auf mehrere Jahre zur Vergütigung; und Witgenstein bekam seinen längst verdienten Lohn. Hierzu trug eine andre noch beklagenswerthere Begebenheit in Preußen viel bei. In diesem Königreiche brach 1709 eine solche Pest aus, daß binnen wenigen Monaten 247000 Menschen vom Tode weggerafft, und nur die Städte Rastenburg und Preuschholland von der Seuche verschont wurden. Hierzu gesellte sich die Hungersnoth. Die Uebergebliebenen baten flehentlich um Brodt. Der Kronprinz war ebenfalls ihr Schuzredner. Stellt nur ein Paar Abende, nur einen einzigen Tag, nur auf einige Stunden, sagte er, die Hoflustbarkeiten ein; kaufet den Hungernden für das, was ihr von diesen eingestellten Festen erspart, Brodt: damit könnt ihr Tausende vom jämmerlichsten Hungertode retten. Aber diese Rede fand keinen Eingang in die Tigerherzen der beiden ersten Minister. Diese Elenden ließen Hunderttausende verhungern, und schwelgten gleichgültig fort. Ja weil die von der Pest und vom Hunger getödteten Preußen nichts mehr zu den Hoffesten beitragen konnten, so mußten die Uebriggebliebenen für die Todten mit bezahlen, und nun

dop-

doppelte, und dreifache Lasten tragen. Das Sündenmaaß war voll. Der Kronprinz glühte vor Zorn, und ruhte nicht, bis er die Bösewichter gestürzt hatte. Aber sollte man es glauben, der König war nur äußerst schwer zu bewegen, die Günstlinge von sich zu lassen? Der Kronprinz konnte es selbst durchaus nicht bei seinem Vater, bei seinem mehr als schwachen Vater durchsezzen. Er mußte seine Zuflucht zu Unterhändlern nehmen. Er bediente sich des Herrn von Kamke *) hierzu. Dieser stand beim Könige in Gnade, aber nicht wegen seiner Verdienste, die er als Staatsminister wirklich besaß, denn darnach fragte Friedrich I. wenig, sondern wegen seiner Geschiklichkeit im Schachspiel, und wegen seiner Artigkeit, nach welcher er den eitlen König mehrentheils gutwillig gewinnen ließ. Bei einer solchen Spielpartie, wo der leztre eben bei guter Laune war, brachte Kamke die Anklage gegen die beiden Hofgözzen vor, schilderte ihre Bosheit, und das Elend des Landes so nachdrüklich, daß der Graf Witgenstein noch desselben Abends in seinem eignen Hause gefangen genommen, und nachher nach Spandow gebracht wurde. Man nahm ihm

*) Eigentlich waren zwei Kamke, leibliche Brüder, in Friedrichs Dienste und Gunst. Paul Anton, der älteste, von welchem hier die Rede ist, bekleidete das Amt eines Oberauffsehers der Garderobe; eine Stelle, welche den Rang eines Generals der Armee mit sich führte. Der andre Bruder Ernst Bogislav war geheimer Staatsrath im Fache der Finanzen.

ihm den schwarzen Adlerorden und alle Aemter und Würden. Bei der Untersuchung kamen unerhörte Bedrükkungen, und große Verbrechen zum Vorschein. Aber Witgenstein berief sich darauf, daß alles zum Besten des Königs, und auf Befehl des Oberkämmerers, des Grafen Kolbe von Wartenberg, geschehen sei, daß er noch sein eigenes Vermögen bei den steten Hoffesten zugesezt habe. Zwei Tage nach seiner Gefangennehmung kam auch die Reihe an das zweite Ich des Königs, an den Grafen Wartenberg. Der Staatssekretär Ilgen foderte ihm im Namen des Königs die Siegel ab, meldete ihm die Entlassung von allen Aemtern, und kündigte ihm an, daß er sich mit seiner allgemein gehaßten Frau auf sein Gut Wolfersdorf begeben sollte. So verdient dies war, so unerwartet war es dem Günstlinge, der sich in der Gunst des Königs für unerschütterlich fest hielt. Und hierin irrte er sich nicht. Denn Friedrich I. haßte ihn nicht, entfernte ihn auch gar nicht, weil er ihn für strafbar ansahe, sondern nur, weil man von allen Seiten auf ihn losstürmte, und er des immerwährenden Anlaufes überhoben sein wollte. Warlich die Geduld verläßt den gutmüthigsten Menschen, wenn er die Schwäche des Königs, die alle Grenzen der Entschuldbarkeit übersteigt, betrachtet. Wartenberg bat den König vor seiner Abreise noch um eine Unterredung. Sie wurde ihm gewähret. Hier bot er alle Künste der Schmeichelei, der Hofintrigue, der Ueberredung auf; hier benuzte er jede schwache Seite des Königs, welche er genau kannte,

so

so meisterlich, daß Friedrich in bittre Thränen ausbrach, einen kostbaren Ring vom Finger zog, denselben dem Grafen als ein Zeichen seiner ewigen Freundschaft überreichte, und ihn brüderlich umarmte. Nur das eine, sezte er wehmüthig hinzu, könne jezt nicht geändert werden; das Beste des Staats erfodre seine Entfernung von Berlin. Obgleich bei dem Prozesse des gefangnen Witgenstein stets neue Schandthaten des Oberkämmerers entdekt wurden, so konnte Friedrich doch nicht von seiner unbegreiflichen Verblendung gegen ihn abgebracht werden. Er wies ihm seinen künftigen Wohnort zu Frankfurt am Main an, bestimmte ihm einen Jahrgehalt von 24000 Thalern, und ließ ihm sein ganzes Vermögen, das er im Brandenburgischen erpreßt hatte, und welches sich in die Millionen belief. Man vergleiche hiermit seine Strenge gegen den edlen Dankelmann, und wer nicht mit Unwillen über diesen König erfüllt wird, der muß ganz sonderbare Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit haben. Friedrich I. konnte seines Lieblings nicht vergessen; denn keiner besaß das Talent, das Geld zu verschwenden, und neue Vergnügungen zu ersinnen, in der Vollkommenheit, als der Graf Kolbe. Der König sehnte sich nach seinem Umgange; ja er ließ ihm zu wiederholten Malen den Antrag zur Rükkehr nach Berlin thun; nur sollte er seine stolze, rohe und übermüthige Frau nicht mitbringen. Diese leztre Bedingung verwarf er. Villeicht hätte man sich am Ende noch verglichen, wenn nicht der Günstling schon im folgenden

Jahre

Jahre 1711 gestorben wäre. Seine Leiche wurde nach Berlin gebracht; der König sahe aus seinen Fenstern den Leichenzug; häufige Thränen entstürzten seinen Augen, und drei Tage hindurch ließ er sich von Niemanden sprechen, um seine Blöße recht auffallend darzustellen. Schlechter zwar, als Kolbe, aber auch viel zu gelinde kam Witgenstein davon. Nach einer Gefangenschaft von sechs Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, und nach Erlegung von 24000 Thalern Strafgeldern ließ man ihn in Frieden in seine Heimath ziehen. Lächerlich genug erhoben die deutschen Reichsgrafen über die Behandlung des Witgenstein, als eines ihrer Mitglieder, Klage beim Kaiser, und foderten Genugthuung von Preußen. Man antwortete von Berlin aus ganz kurz und ernstlich, daß jeder, der sich in den Dienst von Preußen begebe, dadurch ein Preußischer Unterthan werde, und folglich als solcher behandelt werden könne und müsse. Es ist doch sonderbar, daß es die Reichsgrafen für keine Erniedrigung hielten, Unterthanen von mächtigern Fürsten zu werden, um ungerechte Thaten zu begehen; aber dann klagten, wenn sie den Lohn ihrer Handlungen ernteten.

Die erledigten Staatsämter wurden theils unter die alten Minister vertheilt, theils an die zurükgerufnen vergeben. Dies waren die beiden würdigen Grafen von Dohna und von Dönhof, welche durch Kolbens Kabale gestürzt, und vom Hofe verbannt worden waren. Sie arbeiteten nun mit doppeltem Eifer, das Uebel zu verbessern. Aber es

ge-

gehörte eine völlige Umwerfung des Hofwesens und der bisherigen Staatsverwaltung dazu, welches nicht in ihrer Macht stand, und welches nur ein neuer Regent, wie hernach auch geschahe, durchsezzen konnte. Sie halfen indessen so viel ihnen möglich war. Die Hofschauspieler wurden verabschiedet, und ein Theil ihres Gehalts zu Bezahlung der Schulden, ein andrer zur Unterstüzzung der Armen angewandt. Der hohe Salzimpost hörte auf; die Feuerkasse kam wieder in Stand. Eine besondre Kommission untersuchte die Hofschulden. Jedoch da der König, um sich zu zerstreuen, nach Vergnügungen schmachtete; da die überflüssigen Hofbedienten ihre Stellen behielten, da noch einige kostbare Reisen angestellt wurden, da der Czaar Peter 1712 wieder nach Berlin kam, und der verderbliche Krieg noch kein Ende erreichte: so erfoderte dies alles einen so großen Geldaufwand, daß die Lasten der Unterthanen nicht erleichtert werden konnten. Durch unvermuthete Umstände schloß endlich die Königin von England Frieden; dies bewog die übrigen Bundesgenossen nachzufolgen. Zu Utrecht wurden 1712 gütliche Unterhandlungen angefangen, wovon aber der König Friedrich I. den Ausgang nicht erlebte. Er, der stets einen schwächlichen Körper gehabt hatte, fühlte seit Anfange des Jahres 1713 heftige Brust- und Magenschmerzen. Durch einen unglüklichen Zufall ward seine Gesundheit vollends zerrüttet. Die Königin war, wie schon oben bemerket ist, in Trübsinn, in Andächtelei, und zulezt in wirklichen Wahnwiz verfallen. Den leztern Umstand verbarg man

dem Könige; man bewachte sie; er hielt sich überhaupt von ihr entfernt. Eines Tages entschlüpfte sie ihren Wächtern, lief durch einen bedekten Gang in die Zimmer des Königs, und rannte mitten durch eine Glasthüre durch, wobei sie sich stark verwundete. Sie fiel wüthend über den König, welcher in einem Lehnstuhle schlief, her; und machte ihm wegen seines kaltsinnigen Betragens, und wegen seiner erloschnen Liebe die heftigsten Vorwürfe. Man denke sich den Schrek des Königs, der jezt erst erfuhr, wie weit es mit seiner Gemahlin gekommen sei. Sie hielt ihn fest angepakt, ihre Haare flogen zerstreut herum, ihre Hände waren von dem zerbrochnen Glase mit Blut gefärbt, und aus ihrem Munde schäumte Wuth und Raserei. Die Bedienten eilten zwar bald herbei, und führten die unglükliche Königin weg; die hernach auch ganz aus dem Lande entfernt, und nach Meklenburg zu ihrer Mutter gebracht wurde, wo sie nicht lange darauf starb. Aber dieser Vorfall erschütterte den König so gewaltsam, daß er ein Fieber bekam, und sich ins Bette legen mußte, von welchem er nicht mehr aufstand. Am 24. Februar nahm er vom Kronprinzen Abschied, und ertheilte ihm solche Lehren der Regierungsweisheit, die vortrefflich waren, die er aber selbst nicht befolgt hatte. Die übrige Zeit brachte er mit Beten, und erbaulichen Gesprächen zu, wobei er seine ganze Hoffnung der Seligkeit auf das Verdienst Christi gründete. Den 25. Februar Nachmittags um ein Uhr starb er im 56sten Jahre seines Lebens und im 25sten seiner Regierung. Aus allen drei Ehen überlebte

lebte ihn kein Kind weiter, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm, Sohn seiner zweiten Gemahlin, der Königin Sophie Charlotte.

Ueber den Werth der Regierung Friedrichs I. ist im obigen das Nöthige gesaget worden. Das wahre Wohl der Bürger hat unter ihm gewiß mehr verloren, als gewonnen. Indessen geschahe doch einiges zur Aufnahme des Landes. Denn es gab mehrere erfahrne und thätige Männer, die in den obersten Staatskollegien arbeiteten; und wenn ihnen nicht die Hände gebunden gewesen wären, viel geleistet haben würden. Zum Ersaz der vielen verarmten und misvergnügten Eingebornen, welche auswanderten, nahm man menschenfreundlich die Fremden auf, welche ein blinder Religionseifer oder die zerstörende Kriegswuth aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Im Jahre 1693 kamen aus dem Stifte Sankt Gallen in der Schweiz so viele Flüchtlinge an, daß man von ihnen drei Kompagnien Schweizergarde errichten, und andre als Handwerker zu Berlin und Neustadt Eberswalde an wüsten Pläzzen ansezzen konnte. In den folgenden Jahren wanderten noch mehrere ein. Im Jahre 1710 wurde ihnen sogar ein eigner Gerichtshof unter dem Namen eines Schweizerischen Oberdirektoriums bewilligt. Aus Frankreich wurden durch das gewaltsame Verfahren des Königs Ludwigs XIV. noch immer ganze Schaaren von Reformirten herausgescheucht, welche zu der bekannten Wohlthätigkeit des Berliner Hofes ihre Zuflucht nahmen. Im

Jahre 1699 langten viele Hennegauer, 1703 eine Menge Einwohner aus Orange, und fast das ganze Parlament von dorther an. Aus lezterm wurde 1709 das Oranische Tribunal, das Obergericht für alle Länder, welche Friedrich I. von der oranischen Erbschaft bekommen hatte, errichtet.

Die Grausamkeit des Krieges verjagte einen großen Theil der Pfälzer, welche gleichfalls in Brandenburg ein zweites Vaterland suchten. Mit ihnen wurden die wüsten Plätze zu Magdeburg und Halle besezt. Viele ließen sich auch zu Burg, Jerichow und Stendal nieder. Sie erhielten mit den Französischen Flüchtlingen gleiche Vorrechte, eigne Gerichte, aber keine besondere Kirchen, weil sie sich als Deutsche an die bereits vorhandnen Reformirten Gemeinen anschließen konnten. Im Jahr 1691 fing man an, eine neue Stadt bei Berlin anzulegen, welche Friedrichsstadt den Regenten zu Ehren genannt wurde, und eine von den fünf Residenzstädten ausmacht, aus welchen Berlin besteht. Die Friedrichsstadt übertrifft die übrigen an Größe und Schönheit. Hier bewundert der Fremde unter andern die Friedrichsstraße, die fast eine halbe deutsche Meile lang ist, die Wilhelmsstraße, welche nur der vorigen an Länge weicht, an kostbaren Häusern und Pallästen aber vorangeht, den Wilhelmsplaz, geschmükt durch die Denkmäler Preußischer Helden, die Lindenstraße, die Porcellanfabrik, den Dänhofischen Plaz u. s. w.

Viele von diesen Merkwürdigkeiten sind freilich von späterm Ursprunge. Die Anlage zur Stadt aber wurde unter Friedrich I. gemacht. Schon zu seiner Zeit waren so viele Straßen und Häuser angebauet worden, daß bald drei Kirchen nöthig wurden.

Zur Beförderung des Handels zwischen Brandenburg und Sachsen wurde die Saale von Halle bis Merseburg schiffbar gemacht; ein Unternehmen, welches die ehemaligen Erzbischöfe von Magdeburg oft versucht, und nie durchgesezt hatten. Die Salzsiedereien zu Halle *), welche im 30jährigen Kriege sehr in Verfall gerathen waren, stellte man wieder her, und verbesserte sie ansehnlich. Im Jahre 1699 betrugen die Kosten des Siedens für 1 Last Salz 17½ Rthlr.; der Herr von Schmettau, Aufseher über einige Theile des Fabrikwesens, erfand eine wohlfeilere Art des Siedens, welche an jeder Last 6 Thaler ersparte; wodurch an 2500 Lasten, welche

*) Im Thale oder der niedrigsten Gegend der Stadt giebt es vier Salzbrunnen und 96 Koten oder Häuser, worin Salz gesotten wird. Der vierte Theil davon gehört dem Landesherrn, die übrigen sind im Besizze besondrer Eigenthümer. Weil die leztern ehemals die überflüssige Soole oder das Salzwasser, welches sie nicht gebrauchen konnten, wegfließen ließen; so hielt dies Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, für unverantwortlich, weil die Mark Mangel an Salz hatte; er bat sich daher diese Soole, welche man wegwarf, aus, leitete sie durch Röhren über die Sale hinaus, und legte außer der Stadt 24 Koten in zwei langen Gebäuden an.

welche damals allein für die Kurmark erforderlich waren, ein Gewinn von 15000 Thalern erworben wurde. Die Spiegelhütte zu Neustadt an der Doße, die 1692 angelegt war, lieferte nebst andern Glashütten so viel Spiegel und Glas, daß 1696 alle ausländischen Glaswaaren völlig verboten wurden. Im Jahre 1693 verbot die Regierung auch die Einfuhr aller fremden blauen Tücher, besonders zu den Monturen; und 1700 gab sie die patriotische Verordnung, daß zur Bekleidung der Leibgarden und zu den Trauern am Hofe und im Lande gleichfalls nur einländisches Tuch und Zeug genommen werden sollte. Im Jahre 1695 errichteten zwei Leipziger Kaufleute die Gold- und Silberfabrik zu Berlin. Weil man die Vögte, Schäfer, Stadtdiener und Wächter mit ihren Familien für unehrlich hielt; so bestrebte man sich, dies schädliche Vorurtheil, wenn nicht auszurotten, doch zu schwächen; 1705 wurde befohlen, die Kinder der genannten Personen ohne Widerrede in die Zünfte und Handwerks-Innungen aufzunehmen. Aber noch ein halbes Jahrhundert später hatte die Regierung mit diesem Volksirrthume zu kämpfen. Die Handwerker verstanden sich nur ungern zu dieser menschenfreundlichen und heilsamen Maasregel: wo sie nur konnten, suchten sie den Landesbefehlen auszuweichen, und Kinder, die sie für unehrlich hielten, von den Zünften auszuschließen.

Am mehrsten hatten die Künste, die Wissenschaften, und gelehrten Schulen dem

Könige Friedrich I. zu verdanken. Seine Bewegungsgründe waren stets Eitelkeit, Pracht, äußerlicher Glanz: nie aber eigentliche Ueberzeugung von der Nüzlichkeit dessen, was er stiftete. Jedoch, was gehen der Nachwelt die Triebfedern seiner Thaten an; wenn sie wirklich Gutes hervorbrachten, so wollen wir es mit Dank erkennen; mögen seine Absichten dabei gewesen sein, welche sie wollen. Unter den gelehrten Anstalten verdient die Errichtung der Universität zu Halle vornämlich die Aufmerksamkeit eines jeden Menschenfreundes, dem die wirkliche Aufklärung am Herzen liegt. Einen großen Antheil hieran hatte der in mehr als einer Absicht merkwürdige Gelehrte Christian Thomasius. Es wird nicht unzwekmäßig sein, von einem Manne einiges zu sagen, der zum Glük der Menschheit mehr beigetragen hat, als mancher berühmte Ländereroberer. Thomasius war Magister und Advokat zu Leipzig, und schrieb 1688 das erste deutsche Journal, welches die neuen Schriften beurtheilte, unter dem Titel: lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil. Dies ganze Unternehmen machte Aufsehen: noch mehr die Art, wie er es ausführte. Bald mit Spott, bald mit Ernst sagte er seine Meinungen über Schriften und Schriftsteller, und trug bisweilen solche Gedanken vor, die selbst in unsern Tagen hier und da noch anstößig sein würden, die damals aber vielen gar gotteslästerlich vorkamen. Unter andern hatte Masius, ein dänischer Hofprediger in einem besondern Buche behauptet, daß die lutherische Lehre für die Fürsten

weit

weit zuträglicher und nüzlicher, als die reformirte sei; denn die Lutheraner leiteten das Recht der Regenten von Gott selbst, die Reformirten aber von der Einwilligung des Volks her. Daher befördre die reformirte Lehre den republikanischen Geist, das Lutherthum hingegen begünstige die monarchische Regierung. Thomasius stand als sein Gegner auf, bewies ihm die Unwahrheit seines ganzen Geschreibsels, zeigte ihm, daß er den Reformirten solche Meinungen beilege, die sie nicht hätten, und gestand ihm offenherzig, daß die Vorstellung, welche er verdamme, die einzige richtige sei. Kein König, kein Regent habe ein Recht zur Herrschaft, anders, als durch Einwilligung des Volks, durch einen öffentlichen oder stillschweigenden Vertrag. Von Gott könne man ihre Gewalt nicht weiter herleiten, als wie am Ende alles von Gott herrühre. Die Fürsten hätten durchaus keinen unmittelbaren Auftrag vom Himmel. Diese Grundsäzze können nur von Despoten oder Narren in unsern Tagen geläugnet werden. Damals aber sahe man sie für hochverrätherisch an. Die dänische Regierung verlangte vom sächsischen Hofe, daß Thomasius in Ketten und Banden gelegt würde. Jedoch zu Sachsens Ehre sei es gesagt, die Vertheidigung des Thomasius, die er einreichte, fand mehr Gehör, als das rachsüchtige Gesuch der Dänen. Er blieb frei; obgleich als ein politischer Kezzer sehr verdächtig. Bald darnach reizte er den Zorn der Geistlichen, welche nicht leicht ungerächt angetastet werden. Einige junge Magisters, als Franke, Breithaupt

und andre suchten wahre Gottesfurcht zu befördern; sie eröffneten daher biblische Vorlesungen, wo sie das neue Testament in kurzer Zeit ganz erklärten, und mehr auf den praktischen Nuzzen, als auf gelehrte Wortklaubereien sahen. Man verschrie sie unter dem Namen der Pietisten oder Frömmlinge. Jezt sind freilich die Nachkommen dieser Sekte ein Häuflein verächtlicher und verwerflicher Dummköpfe. Aber im Anfange stifteten sie augenscheinlich Gutes. Denn sie verwarfen die Gelehrsamkeit nicht, wie jezt ihre Nachbeter thun; sondern sie suchten sie für das wirkliche Leben nüzlich zu machen. Der Professor Karpzow las sieben Jahre über einige wenige Kapitel des Jesaias, und kramte da eine vermeintliche Weisheit aus, die doch wahrlich Aberwiz war. Gegen solche Misbräuche eiferten die Pietisten, und das mit Recht; sie wollten lieber den Verstand ihrer Zuhörer mit solchen Kenntnissen anfüllen, die für die Welt brauchbar wären. Die Leipziger Theologen betrachteten ihre Neuerungen als gefährliche Irrthümer. Thomasius nahm sich der Verfolgten an; hatte aber dafür den Lohn, daß er selbst verfolgt wurde. Seine mächtigen Feinde brachten es in Dresden dahin, daß er, der schon längst im üblen Rufe stand, als ein gottloser Irrgeist 1690 aus Leipzig, und selbst aus ganz Sachsen verwiesen wurde. Als er aus Leipzig reisete, so wurde nicht ihm, sondern seinen Widersachern zur ewigen Schande die arme Sündergloкke geläutet. Seine große Seele verachtete diese kleinliche Rache. Er ging von einigen hundert Studenten begleitet

nach

nach Halle, und hielt ihnen hier gelehrte Vorlesungen. Viele Jahre hindurch machte er daselbst gleichsam mit seinen Zuhörern eine Universität aus. Dies erregte die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes. Man verfiel nun im Ernst und mit Eifer auf das, was man schon unter der vorigen Regierung einmal fast Willens gewesen war, aber durch Zeit, und Schwierigkeiten abgeschrekt nie ausgeführt hatte. Friedrich ließ sich willig zu einer Sache finden, die ihm einen neuen Glanz geben und neue Feste veranlassen konnte. Der würdige Staatsminister von Dankelmann betrieb dies Geschäfte vorzüglich. Er wirkte einen kaiserlichen Freiheitsbrief unterm 19. Oktober 1693 aus, sorgte für den nöthigen Unterhalt, und berief geschikte Lehrer. Den 1. Juli 1694 alten Stils oder den 11. Juli nach dem verbesserten Kalender, als dem Geburtstage Friedrichs ging die Einweihung der Universität in Gegenwart des ganzen Hofes, und vieler andern fürstlichen Personen mit großer Pracht vor sich. Der Kurprinz wurde zum Rektor, und der D. Baier zum ersten Prorektor ernannt. Die Lehrer wurden an der kurfürstlichen Tafel gespeiset. Die ganze Feierlichkeit kostete 20000 Thaler. Für 409 Thaler Wein wurde vertrunken; 5000 Thaler kostete das Essen; 1224 verwandte man auf die neuen Kleidungen. Das Herzogthum Magdeburg hatte 11000 Thaler zu allem hergeben müssen; das übrige zog man aus den Pachtgeldern von den Aemtern. Diese Universität hat von ihrem Ursprunge an bis jezt unläugbar außerordentlich viel zur Beför-

förderung der wahren Gelehrsamkeit, zur Verbreitung einer freiern, edlern und hellern Denkungsart, zur Ausrottung schädlicher Misbräuche in der Rechtsgelahrtheit und Theologie für ganz Deutschland beigetragen; in Halle ist die Fakkel einer hellern Beleuchtung der kirchlichen finstern Irrgänge zuerst angestekt worden; und ihr wohlthätiges Licht scheint immer weiter über Deutschlands Provinzen. Thomasius war der erste, welcher ein Programm in deutscher Sprache schrieb, und deutsche Kollegia las; ein Umstand, über welchen die andern Universitäten, besonders die Leipziger steifen Lateinkrämer, ein gewaltiges Geschrei erhoben; dies schien ihnen der Vorbote einer völlig einreißenden Barbarei, es schien ihnen ärger als eine Gotteslästerung zu sein. Jedoch wie viel die Verbesserung der deutschen Sprache, der verfeinerte Geschmak in den Wissenschaften, und die Verbreitung nüzlicher Kenntnisse unter den übrigen Ständen hierdurch gewonnen habe, ist bekannt. Das Hauptverdienst, welches sich Thomasius ums Menschengeschlecht erworben hat, ist sein Eifer, womit er zuerst die Ungerechtigkeit, und Thorheit aller Hexenprozesse bewies, die Einwirkungen des Teufels in die menschliche Seele läugnete, die Grausamkeit und Unnüzlichkeit der Foltern aufdekte, und das Naturrecht in die Gerichtshöfe einführte. Nach ihm hat es der Universität Halle nie an gelehrten, entschloßnen und freimüthigen Lehrern gefehlt, welche wie er schädliche Irrthümer bestritten, und ungescheut bessere Meinungen vortrugen, ohne des wilden Geschreis der Unwissenden,

der

der Schwärmer, der Altklugen, ohne selbst der Bannstrahlen weltlicher oder geistlicher Pfaffenköpfe zu achten. Mit Recht muß daher jeder preußische Patriot, und jeder deutsche Gelehrtenfreund bedauern, daß man in unsern Tagen so viel Gleichgültigkeit gegen diese Universität, welche die Ehre Preußens, und die Zierde Deutschlands ist, bewies, daß man 1794 die feierliche Begehung des hundertjährigen Jubelfestes unterließ. Diese Gleichgültigkeit gegen eine der wichtigsten gelehrten Schulen ist um desto auffallender, wenn man die ehrenvolle Art bedenkt, mit welcher das 50jährige Jubiläum von Göttingen vor einigen Jahren gefeiert wurde.

Hier scheint der schiklichste Ort zu sein, eines Mannes zu erwähnen, der den so oft gemisbrauchten, aber darum doch ehrwürdigen Namen eines Vaterlands- und Menschenfreundes — Patriot — im edelsten Sinne verdient. Dies ist der Professor August Herrmann Franke. Er stiftete seit 1694, vornämlich aber seit 1698 das Hallische Waisenhaus, eine Erziehungs- und Schulanstalt, die an Größe, Ausdehnung und Wichtigkeit ihres Gleichen in allen Preußischen Ländern nicht hat. Die zahlreichen Gebäude, welche 36 besondre Schulstuben *), einige hundert Zimmer für Lehrer und Schüler, Wohnungen für 200 eigentliche Waisenkinder,

*) In Glauche sind noch 12 andre Schulstuben, die zwar in ziemlicher Entfernung vom Waisenhause liegen, aber im Grunde mit dazu gehören.

kinder, eine ansehnliche Apotheke, einen wichtigen Buchladen, eine Drukkerei mit 4 Pressen, eine andre mit stehenden Lettern, womit bloß Bibeln gedrukt werden, einen Speisesaal für 700 Personen, einen andern noch größern zu gottesdienstlichen und Examen-Zusammenkünften, eine ziemliche Bibliothek, ein Naturalien-Kabinett u. s. w. enthält — sezzen den Fremden in Erstaunen. Diese, nebst dem anstoßenden Pädagogium für adeliche und reiche Zöglinge, und den nicht unbeträchtlichen Wirthschaftsgebäuden, führte ein einzelner Mann auf, der keinen Reichthum, keine Gewalt, keine Hofgunst, nichts besaß, was zu einem solchen Unternehmen zu gehören schien. Er hatte keine andern Schäzze, als die in seinem Kopfe und seinem Herzen lagen; einen Eifer für Gott und Menschheit, den nichts schwächen, einen Muth, den nichts niederschlagen, und eine Geistesgröße, welche kein Hinderniß beugen konnte. Durch freiwillige Gaben aus vielen Ländern, wohin er die beschwerlichsten Reisen unternahm, stiftete er ein Werk, dem kein Edler seine Achtung, kein Neugieriger seine Bewundrung, und kein Zögling seine Dankbarkeit versagen kann. Selbst die Einrichtung, die Franke seinen Anstalten gab, war für seine Zeit musterhaft, und zeugt von einem tiefen Denker. Wenn freilich vieles für die jezzigen Bedürfnisse nicht mehr passend ist, kann dies dem Stifter zur Last fallen oder sein Verdienst verringern? Nein! durchaus nicht; es beweiset nur, daß seine Nachfolger nicht in seinem Geiste weiter fortgearbeitet, nicht die nöthigen Verbesserungen angeordnet

haben,

haben, nicht mit der Zeit fortgeschritten sind. Jedoch dieser Mangel, worüber man seit einigen Jahrzehnten mit vollem Grunde klagen mußte, wird nun hoffentlich wegfallen, da jezt die Direktion *) zweien eben so aufgeklärten als thätigen und edlen Männern, den Doktoren Knapp und Niemeier, als den ältesten Zweigen der Familie des Stifters, zu Theil geworden ist.

Eine andre gelehrte Anstalt veranlaßte Leibnitz, der Lehrer und Freund der großen Königin Sophie Charlotte. Dies war die Akademie oder, wie sie Anfangs hieß, die Societät der Wissenschaften, zu Berlin. Leibnitz entwarf den Plan, und schlug vor, daß man der Akademie den Alleinhandel mit den Kalendern zu ihrer Erhaltung überlassen möchte, welches denn auch bewilliget wurde. Daher rührt jenes strenge Verbot der Einführung fremder Kalender in den preußischen Staaten, worüber vorzüglich die Bürger und Landleute klagen, denen es freilich unbegreiflich vorkommt, warum sie für ein Paar Bogen einen halben Gulden und mehr bezahlen sollen, die sie im Auslande für die Hälfte des Geldes bekommen könnten. Die Akademie selbst wurde zwar schon 1700 gestiftet, aber erst 1711 feierlich eingeweiht, weil das dazu bestimmte Gebäude nicht früher vollendet werden konnte. Nach einigen Jahren sank sie wieder, ehe sie noch recht emporgekommen war. Denn der folgende

*) Die Hauptaufsicht bleibt stets bei der Frankischen Familie.

gende König, ein Feind aller Gelehrsamkeit, beschimpfte sie oder vielmehr sich selbst, indem er einen Hofnarren zu ihrem Präsidenten sezte. Friedrich der Große zog sie aus der Vergessenheit hervor: er erklärte sich selbst für ihren Präsidenten, um ihr Ansehn herzustellen; und durch ihn hat sie ihren Rang unter ihren Mitschwestern, der ihr gebührt, wieder eingenommen.

Uebrigens war der König Friedrich I. gegen die Gelehrsamkeit selbst sehr gleichgültig, und nur dann schien er sie zu ehren, wenn seine Eitelkeit dadurch geschmeichelt wurde. Der größte Unsinn, der ihm nur schmeichelte, und wenn die Schmeichelei gleich höchst plump und unvernünftig war, erhielt eben die Belohnungen, als das wirkliche Verdienst. Beispiele sind schon oben angeführt worden. Ein andres ist dieses. Im Jahre 1712 blühte eine Aloe zu Köpenik. Der Professor Wachter zu Berlin behauptete, daß sie ein Sinnbild auf den König, ja daß die Aloe nur dazu von Gott erschaffen sei, und keinen andern Zwek in der Welt habe, als Friedrichs eigenthümliche Blume zu sein. Diese Narrheit gefiel dem Könige ausnehmend wohl. Da war auch stets Geld vorhanden, um solchen Aberwiz zu beschenken. Aber immer fehlte es, wenn man seine Pflicht erfüllen, und den Würdigen belohnen sollte. Der Baron Samuel von Puffendorf war bereits 1686 aus schwedischen Diensten als Hofgeschichtschreiber nach Berlin gezogen worden. Hier verfaßte er die Lebensbeschreibung des großen Kurfürsten in einem Werke, welches neun Alphabete in

Folio enthält, und wegen der Genauigkeit, Wahrheit und Richtigkeit ein rühmliches Denkmal seines Fleißes und ein unentbehrliches Hülfsmittel des Geschichtforschers bleiben wird. Es wurden ihm 10000 Thaler, und seiner Wittwe 300 Thaler Jahrgeld ausgesezt. Aber man hielt nicht Wort. Zu Schwelgereien mußte durchaus Geld geschafft werden. Aber einen feierlichen Vertrag zu brechen, hielt man nicht für unerlaubt, sobald es weiter nichts als die Gelehrsamkeit betraf. Es sollten zwar dem Historiographen jährlich tausend Thaler abgetragen werden; aber auch dies geschahe nicht. Er starb 1694. Die Wittwe erhielt gar keine Pension, und von dem übrigen ein Paar Mal 500 Thaler. Alle ihre Bitten wurden abgewiesen, ihre Klagen nicht geachtet. Sie lebte in Dürftigkeit, und starb im Grame. Puffendorfs Nachfolger, der Geschichtschreiber Teißier, bekam jährlich 400 Thaler außer dem, was er als Gesandschaftsrath erhielt: daß man ihn pünktlicher bezahlte, rührte davon her, daß er ein Franzose, ein Reformirter und ein Schmeichler war. Er übersezte des Cernitius lateinisches Werk, Leben des Kurfürsten betitelt, ins Französische, und rühmte in der Vorrede, daß der König Friedrich seinen Vorfahren in allen Tugenden nicht bloß gleich gekommen, sondern sie in allen Stükken unendlich übertroffen habe. *) Ein Hinderniß der Gelehrsamkeit

*) Votre Majesté ne s'est pas contentée d'égaler toutes les Vertus des Electeurs de son Auguste maison.

keit war auch die übergroße Neigung, welche Friedrich gegen die eingebildeten Vorzüge des Erbadels zeigte. Die, welche am Hofe zu Ehren gelangen, und in den Kollegien Bedienungen erhalten wollten, brauchten nicht eigne Geschiklichkeiten und Tugenden zu haben, diese stunden ihnen vielmehr im Wege; nein erborgte Verdienste, angeerbte Vorzüge, dies war das Mittel, sein Glük zu machen. Dazu diente das Oberheroldsamt, um auszuforschen, wie viel alte Reliquien von längst begrabnen Tugenden der Vorfahren jemand aufweisen konnte; auf eigne Klugheit, auf selbst erworbne Geschiklichkeit sahe man nicht. Friedrich glaubte dann ein großer Monarch zu sein, wenn er Reichsgrafen, Barone, und ächt erprobte alte Edelleute zu Dienern hätte. Da schüzte er sie denn männiglich bei dem übermüthigsten Stolze, bei den Ausbrüchen des gröbsten Adelhochmuthes. Nur aus Noth mußte man einige Bürgerpedanten, wie man sie nannte, zu Aemtern befördern, weil doch auch Leute zum Arbeiten erforderlich waren. Daher schwangen sich einige wenige durch ihren eigenen Seelenadel — der nicht im Geblüte, sondern im Fleiße liegt, der nicht angeboren, noch weniger erkauft, sondern durch Schweis und Mühe errungen wird, und der einzig und allein nur in den Augen der gesunden Vernunft Hochachtung verdient, — zu den

son. Elle les a surpassées de bien loin, et Elle est au dessus de ces Heros par les rares et les excellentes qualités de son ame.

den erhabensten Posten empor: unter denen Fuchs, Ilgen, Bartholdi, Thulmeyer und Kraut die vornehmsten sind. Jedoch das waren nur Ausnahmen. So lange nicht persönlicher Werth der einzige Maasstab der Verdienste, und das einzige Mittel zur Erlangung von Würden und Aemtern ist, so lange bleibt die Kraft des Bürgerstandes gelähmt; die Gelehrsamkeit, das Verdienst und die Tugend finden nicht die Aufmunterung, die ihnen gehören.

Des Königs übertriebne Liebe für den Erbadel war selbst den Künsten, die er doch sonst allein aus wahrer Zuneigung schüzte, hinderlich. Wer mit dem Popanz, Ahnen genannt, figurirte, der wurde vorgezogen, und wenn es ihm auch an dem übrigen, was allein noth ist, an Kunst und Talent fehlte. Dies erfuhr selbst der große, verdienstvolle Schlüter; ein Künstler, für dessen Ruhm die Meisterwerke, die er aufführte, sprechen. Unter den *) 200 Künstlern, welchen der prachtvolle Hof Friedrichs I. in Berlin Unterhalt verschaffte, ragte Schlüter vor allen andern durch sein Genie hervor. Er war Baumeister und Bildhauer. Das Schloß, das weltberühmte Zeughaus, mehrere Lustgebäude

*) Nikolai zählet in seiner Beschreibung der Residenzstädte 164 Künstler. Allein er hat theils viele vergessen, theils alle die nicht mitgerechnet, welche noch von den Zeiten der Regierung Friedrich Wilhelms des Großen übrig waren.

gebäude und vornämlich auch die Bildsäule des großen Kurfürsten haben sein Andenken verewigt. Er verfertigte das Modell zu der Statüe zu Pferde; der Stükgießer Jakobi goß es in Metall; und am Geburtstage des Königs 1703 wurde sie mit mancherlei, zum Theil wunderlichen Ceremonien auf der langen Brükke aufgestellt, wo sie noch jezt allgemeine Bewunderung erregt. So große Ansprüche Schlüter auch auf die Achtung und Dankbarkeit seines Königs hatte, so fehlten ihm doch die — Ahnen; ein unverzeihlicher Fehler an seinem Hofe. Ersander von Gothe, der einem Schlüter nicht die Schuhriemen aufzulösen werth war, erhielt einen großen Anhang, weil er das zweideutige Verdienst eines Edelmannes hatte: er stürzte den bürgerlichen Künstler, und nahm seinen Posten ein. Weil Friedrich in allen Stükken den prachtvollen Hof Ludwigs XIV. nachahmte, um nicht geringer zu sein, als ein französischer König, so errichtete er noch als Kurfürst 1699 eine Bildhauer- und Mahlerakademie, weil in Paris eine war: sie wurde an seinem Geburtstage eingeweihet.

Sollte man noch zweifeln, daß Friedrich I. ein schwacher Fürst gewesen sei, sollte man die angeführten Thatsachen noch nicht für beweisend genug halten; so mag eine Begebenheit, die zugleich Sittengemälde der Zeit ist, die Ungläubigen belehren. Als die Hofverschwendungen grenzenlos, die Kassen erledigt waren, so sahe man einen angeblichen Goldmacher für einen vom Himmel gesandten Retter an.

Schon

Schon der Gedanke, durch Goldmachen Schäzze zu erlangen, bezeichnet den Schwachkopf. Ein Betrüger, der sich Kaetano, Graf von Ruggiero aus Neapel nannte, der bereits den Kaiser, und die Kurfürsten von Baiern und von der Pfalz hintergangen hatte, und aus dem Gefängnisse, das ihm auf seine Lebenszeit zuerkannt war, entflohe: dieser kam nach Berlin. Durch den Flitterstaat seiner Kleidung, durch das Ansehen seines Grafentitels, und durch den Reiz seiner Versprechungen fand er zu dem prunkvollen, adelstolzen und geldbedürftigen Hofe Friedrichs leichten Zutritt. Der König, der von andern Orten vor ihm als einem Windbeutel gewarnt wurde, war dennoch thörigt genug zu glauben, daß ihm durch einen Gaukler eine unerschöpfliche Goldgrube eröffnet werden würde. In dem einzigen Stük urtheilte er ganz richtig, wenn er meinte, daß ein Goldmacher keiner Geldgeschenke von andern benöthiget sei. Er ließ ihm daher nach einer abgelegten Probe seiner Kunst zwölf Flaschen Wein reichen. Dies aber war Kaetanos Erwartungen nicht gemäß; denn auch er hoffte aus der Schwäche Friedrichs Nuzzen zu ziehen, und von ihm zu bekommen, was jener verlangte, nämlich Geld. Da er sich in seiner Rechnung betrogen sahe, so verließ er Berlin. Der König war untröstlich, daß sein schöner Plan, auf die leichteste Art von der Welt steinreich zu werden, so jämmerlich zerstört werden sollte: er ruhte nicht eher, als bis er durch alle mögliche Mittel der Ueberredung den Wundermann an seinen Hof zurükgezogen hatte. Er bewilligte jezt mit

Freu=

Freuden alle seine Foderungen, schenkte ihm sein mit Brillianten beseztes Bildniß, und erhob ihn zum Generalmajor der Artillerie. Aber als nun die Zeit herbei kam, wo er seine Versprechungen erfüllen sollte, da entflohe er. Man holte ihn zurük, er entflohe von neuem. Keine Mühe ließ man sich verdrießen, um eines Wunderthäters habhaft zu werden, der die Zeiten Salomos wieder herbei zaubern könnte, wo des Goldes und Silbers zu Jerusalem mehr war, als der Steine. Kaetano wurde zu Hamburg, seinem leztern Zufluchtsorte mit Einwilligung des Rathes aufgehoben, und nach Küstrin in Verwahrung gebracht, um nicht wieder entwischen zu können. Er hinterging den König durch einige gauklerische Proben; und durch noch größere Hoffnungen, die er ihm machte, so sehr, daß er wieder völliges Zutrauen erregte, 1707 nach Berlin gerufen, königlich bewirthet und standesmäßig gehalten wurde. Doch zu Ende des Jahres entflohe er wieder und begab sich nach Frankfurt am Main. Der preußische Resident ließ ihn sogleich gefangen nehmen, und nach Berlin zurükliefern. Jedoch er wußte solche Entschuldigungen, und solche Ausflüchte vorzubringen, daß man ihm von neuem traute. Hier siehet man die Macht der Leidenschaften: was man einmal mit heftiger Begierde wünscht und erwartet, das läßt man so lange nicht fahren, als nur noch ein Schatten von Hoffnung übrig ist. Der König zweifelte gar nicht an der Kunst des angeblichen Goldmachers: er schob alles bloß auf seinen bösen Willen. Kaetano wurde deswegen

wieder zu Küstrin genau bewacht, übrigens aber gut gehalten. Noch über ein Jahr täuschte er durch seine Narrenspossen die, welche gern getäuscht sein wollten. Der Kronprinz jedoch, der nie an seine Kunst glauben wollte, und andre einsichtsvolle Männer zerstreuten den Nebel seiner Gaukeleien. Der König wurde des Harrens endlich müde; und je größer vorher sein Vertrauen zu dem Betrüger gewesen war, desto wilder brausete jezt sein Zorn auf. Er verdammte ihn zum Tode. Den 23. August 1709 wurde Kaetano auch wirklich zu Küstrin in einer von Goldpapier gemachten römischen Kleidung gehangen. Der Galgen war ebenfalls mit Goldpapier ausstaffirt. Dieses Verfahren war eben so ungerecht, als das vorhergehende thörigt. Der König schämte sich seiner bewiesenen Schwachheit so sehr, daß er bei harter Strafe verbot, den Namen dieses Adepten in seiner Gegenwart nicht auszusprechen.

Friedrich I. hätte seiner Geldnoth am besten, und ohne einen Goldmacher zu Rathe zu ziehen, abhelfen können, wenn er seinen Verschwendungen Einhalt gethan hätte. Aber daran war nicht zu denken. Und ob er gleich die Unterthanen zur Mäßigung und Einschränkung durch scharfe Befehle bewegen wollte: so verfehlte er des Zweks auch hier. Denn sein Beispiel wirkte stärker, als sein Wort. Mit dem Gesezgeber ist es wie mit dem Sittenlehrer. Alle Edikte, alle Vermahnungen sind unkräftig, wenn nicht der Befehlende und der Warnende durch sein eignes Exempel die Richtigkeit seiner Worte be-

weiset. In Friedrichs Edikten herrscht eine sonderbare Sprache. „Die Ueppigkeit, heißt es, sei „in der Kleiderpracht, bei Ausrichtungen und Gastereien ungeachtet der kümmerlichen Zeiten so hoch „gestiegen, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen nach den in seinem heiligen „Worte enthaltenen gerechten Bedrohungen zu fürchten habe; sondern daß auch die meisten Familien „verarmt und ruinirt würden, und daß die Eltern, „anstatt etwas beizulegen, ihren Kindern nur Schulden und Armuth hinterließen.“ Friedrich selbst muß sich vor Gottesstrafen eben nicht sehr gefürchtet haben: sonst hätte er sich zuerst bekehrt. Oder vielleicht glaubte er, wie die Katholiken, von der überflüssigen Heiligkeit der andern etwas abzubekommen. Alle Zeuge und Stoffe, die mit Gold durchwebt waren, alle goldne und silberne Bänder, alle Stikkereien und Edelgesteine wurden jedermänniglich verboten; dem Troß des Hofes aber gestattet. Bürger und Handwerker sollten gar nichts von Gold und Silber, von Sammt und Seide, wenigstens kein ganz seidnes Kleid tragen. Bei Hochzeiten und Gastereien sollten die Vornehmsten nicht mehr als acht Schüsseln, die Mittlern nicht über sechs, und die Niedrigen bloß viere aufsezzen. Auf dem Lande und in kleinen Städten sollten die Hochzeiten mit zwei Mahlzeiten, und folglich nicht länger als einen Tag nach der Trauung gefeiert werden. Den Uebertretern wurde das erstemal eine Strafe von fünf bis zwanzig Thalern, das zweitemal von zwanzig bis funfzig, und das drittemal eine Leibeszüchtigung ge-

gedroht. Alles umsonst. So lange der König Diamanten statt der Knöpfe auf seinem Rokke trug, so lange glaubte der Bürger silberne Knöpfe, und die Bürgerin seidne Zeuge tragen zu dürfen. Die Verbote machten das Uebel nur ärger. Am Ende hielt auch Niemand auf die Befolgung von Gesezzen, die der Geber derselben selbst auf die auffallendste Weise brach.

An diesem vermehrten Aufwande hatte die Nachahmung der Franzosen, und die Anlegung der vielen Fabriken von den französischen Flüchtlingen, nebst dem Beispiele des Hofes, einen großen Antheil. Ein unbekannter Schriftsteller schildert den einreissenden französischen Ton in einer Schrift: der teutsch-französische Modegeist. Gedrukt zu Geyersbergk 1689; in einer derben und kraftvollen Sprache, wovon hier einige Stellen zur Probe stehen mögen. „Es ist leider, sagt er, mehr als zu bekannt, daß, so lange der Franzosenteufel unter „uns Teutschen regieret, wir uns am Leben, an „Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir „mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte „Franzosen sein und heißen wollen, den Namen „eines neuen, sonderlichen und in Franzosen ver„wandelten Volkes bekommen können. Sonsten „wurden die Franzosen bei den Teutschen nicht ästi„miret; heut zu Tage können wir nicht ohne sie le„ben, und muß alles Französisch sein. Französi„sche Sprache, französische Kleider, französische „Speisen, französischer Hausrath, französisch

 „Tan-

„Tanzen, französische Musik, französische Krank=
„heiten, und ich befürchte, es werde auch ein fran=
„zösischer Tod darauf erfolgen, weil ja die hier=
„durch verübten Sünden nichts anders prognostici=
„ren. Die alte teutsche Sitte und Tapferkeit ist,
„wenn nicht verloren gegangen, doch gewiß verlo=
„schen und geschwächt, welches bloß von der Nach=
„ahmung fremder Völker herrührt, absonderlich aber
„von dem stolzen, falschen und lüderlichen Franzo=
„sengeist, der uns durch liebkosende Worte, schmei=
„chelnde Reden und viele Versprechungen, wie die
„Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese gethan,
„gleichsam eingeschläfert hat, und uns nach und nach
„um unsre liebe teutsche Freiheit zu bringen längst
„bemüht gewesen ist, weil er gesehen hat, daß wir
„zu seiner lüderlichen Lebensart sonderlich inkliniren
„und Beliebung tragen. Die mehrsten teutschen
„Höfe sind Französisch eingerichtet, und wer an
„denselben versorgt sein will, muß Französisch ken=
„nen, und besonders zu Paris der Universität aller
„Leichtfertigkeit gewesen sein. —" Wenn die Kin=
der, sagt der Verfasser in einer andern Stelle,
„kaum ausgekrochen sind, und nur vier oder fünf
„Jahre zurükgeleget, so werden sie gleich dem fran=
„zösischen Moloch aufgeopfert, und zu den franzö=
„sischen Galanterien angeführet. Wenn ein Kind,
„so zu sagen, kaum den Kopf aus Mutterleib ge=
„stekket, und man nur erkennet, ob es ein Knäb=
„lein oder Mägdlein sei, so sind die Eltern schon
„auf den französischen Sprach= und Tanzmeister
„bedacht. In Frankreich redet Niemand Teutsch,

„außer

„außer etwa die Teutschen unter einander, so sich
„darinnen aufhalten: aber bei uns Teutschen ist
„die französische Sprache so gemein worden, daß
„an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kin=
„der und Gesinde dieselbe zu reden pflegen. Ists
„nicht wahr, daß die meisten Eltern, so etwas von
„Kondition sein, (oder, daß ich recht rede, Krä=
„merchen, Mist=Juwelirer) alles dasjenige, was
„sie ermauschelt, an ihre Kinder, obgleich nicht
„zum Nuzzen, dennoch zum Verderben derselben
„anwenden, sollten sie auch gleich hernachmals so
„darüber herunter kommen, daß sie den ganzen
„Kram in einen Kober gestekt, zum Thor hinaus
„laufen, und zu Schelmen darüber werden müß=
„ten. —“ „Will ein Junggesell heut zu Tage bei
„einem Frauenzimmer Zutritt haben, so muß er mit
„französischen Hütchen, Westen, galanten Strüm=
„pfen ꝛc. angestochen kommen. Wenn dieses ist,
„mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kal=
„besaugen, Bukkel (oder wie es andre, die derglei=
„chen Personen affectioniret sind, hohe Schultern
„nennen) Raffzähne, krumme Beine und dergleichen
„haben, so fragt man nichts darnach: genug, daß
„er sich nach langem Lernen à la mode frans stellen
„kann. Man hält ihn für einen recht geschikten
„Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus
„Gelehrsamkeit im Kopf, und an Statt des Ge=
„hirns Hekkerling hat. Er ist und bleibt Monsieur,
„bevoraus, wenn er etwas parliren kann. —“
„Ich erinnere mich hierbei, daß, als unlängst ein
„Präzeptor verlangt wurde, sich einer gemeldet, der

„wohl

„wohl studiret, und in Theologicis, Philosophi-
„cis und Humanioribus wohl bewandert war. Er
„wurde aber gleich gefraget, ob er die französische,
„italienische Sprache verstünde; wo nicht, so würde
„es für diesesmal nicht sein können, weil ja der
„Knabe schon neun Jahr alt sei, und es höchst nöthig
„wäre, daß er in diesem großen Alter zu solchen Spra-
„chen möchte angeführet werden; da doch der große
„Molkentremmel noch nicht Teutsch reden konnte,
„geschweige ein Gebot, oder einen Artikel aus dem
„kleinen Katechismo herbeten, darauf doch seine
„Seligkeit beruhet. Wer siehet demnach nicht, daß
„solche Leute hiermit zu erkennen geben, daß sie
„nicht Christen, sondern Atheisten sein, welche kein
„Bedenken tragen, die Kleinen zu ärgern, und das
„hierauf gelegte Weh in den Wind zu schlagen.
„Müssen demnach also klagen:

Die teutsche Sprach kommt ab, ein andre schleicht sich ein.
Wer nicht Französisch red't, der muß ein Simpel sein.

„Gehen wir aber weiter fort, und sehen uns
„auch ein wenig in Kleidungen um, so müssen
„wir auch gestehen, daß hierin kein Unterschied
„zwischen den Teutschen und Franzosen sei. Und
„dürfte ich fast sagen, daß es in Frankreich selbsten
„nicht so arg in Kleidungen hergehe, als in Teutsch-
„land; wie ich denn selbsten in Paris so vielerlei
„Moden und Veränderungen der Kleider als in
„Teutschland niemalen gesehen habe. —“

„D

„O wie sauer läßt es sich mancher werden, eine
„galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel Paar
„Schuhe gehen des Jahrs lang nicht drauf, da man
„stündlich, wohin man etwa seine Inklination hat,
„vor dem Fenster herum trampelt, ob man die
„Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an
„deren Statt die Magd, oder die Kazze, und den
„Pudelhund zu grüßen. Wie viel Zeit wendet man
„nicht auf verliebte Briefchen, so man aus den Ro=
„manen zusammenstoppelt! Wie weiß sich mancher
„in grüne oder andre Pelze zu verkleiden, Ringe
„anzustekken, und des Tages vor einem Hause
„zum öftern vorbei zu gehen, damit er ein Mäd=
„chen für seinen Schnabel erhaschen möge! Da
„heißt es denn, du Schwarzäugelein, ich bin 200
„Meilen deinetwegen gereiset, damit ich dich ein=
„mal sehen möge; ob es gleich alles erlogen, und
„ein solcher Vogel viel was anders im Sinn hat,
„ja auch wohl ein Spizbub von Haus aus ist.
„Allein diesem allen ungeachtet, weil er sich galant,
„und auf französische Mode stellen kann, ist er lieb
„und angenehm. Also sehe man auch eine Jungfer
„oder eine Neh= und Kleppelmagd an, ob nicht
„alles an ihr Französisch sei? ob sie sich nicht fast
„durchgehends alle über ihren Stand halten? ob
„sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galante=
„rien bedacht sind? Die Köpfe sehen aus, daß
„man dafür erschrekket, und man nicht weiß, ob
„es Schweinsköpfe sein, oder ob sie Rußbutten feil
„tragen? Wie viel hundertmal sind die Hauben
„bishero geändert worden? Bald trägt man

„Standar=

„Standarten, bald Kornettenhauben, bald fliegen=
„de Fahnen, bald Wiedehopfen=Nester. Und ist
„das allerärgste, daß nicht nur das Frauen=
„zimmer deswegen selbst nach Frankreich reiset, son=
„dern auch noch Modelle, oder angekleidete Pup=
„pen aus Frankreich bringen läßt für viele Thaler,
„damit man ja genug des Teufels Hoffarth machen
„könne. Wie viel Millionen Geld ist nicht in kur=
„zem für Band nach Frankreich geschikt worden!—

„Sonst ist auch bekannt, daß die Franzosen
„ein verhurt und hizzig Volk sei, daher sie auch in
„den Gesichtern Venusblümchen zu bekommen pfle=
„gen: und damit sie solche bedekken mögen, haben
„sie die Schatterflekchen ersonnen. Dieses haben
„auch unsre teutsche Jungfern nachgeaffet, und zum
„öftern auf die Schattir=pflästerchen Fliegen, Käfer,
„Hasen, Esel, Bäre, Schafe, Rinder und Schwei=
„ne geschnitten, daß also die Franzosen nichts so
„närrisch haben ausspintisiren und ersinnen können,
„welches die Teutschen nicht viel närrischer hätten
„nachahmen können. Ist demnach so weit gekom=
„men, daß, wo man nur hört, daß etwas Fran=
„zösisch sei, man es gleich auch beliebet, nachzu=
„machen, sollte es auch so abgeschmakt heraus=
„kommen, daß nichts drüber. Hören sie, daß es
„den Frauenzimmern wohl anstehe, wenn es hohe
„Hüften habe, so sind sie gleich bemühet, derglei=
„chen, weil es ihnen nach ihrem Verstand die Na=
„tur versaget, sich selbst zu machen; und da müssen
„denn bald alle Schnupftücher und Salveten —

„Ser=

„Servietten — herhalten, damit sie hierin den ver„meinten Defekt der Natur ausfüllen mögen. Zwar „dieses möchte noch hingehen, wenn sie nur bei „ihrer Weibertracht verblieben, und sich nicht auch in „Mannshabit verkleideten; imgleichen selbst Schlit„ten führen und Liebhaberinnen von vielen Hunden „wären, solche ins Bett nähmen, damit sie ihnen „die in der Venusschlacht empfangenen Wunden, „und die durch den angenehmen Alp gedrükte Beu„len durch heilsames Lekken kuriren möchten —; ja „dieselben gar zur Beichte und zum Abendmahle „mitbrächten —“

Dies Sittengemälde mag zugleich die, welche als Tadler der jezzigen Menschen und Zeiten, nur immer das Alte loben, überzeugen, daß es ehemals schon war, wie heut zu Tage. Eben so stritt man auch in Religionssachen noch immer über unwichtige Nebendinge, und vergaß das Thun darüber. Daß der König Friedrich I. sehr eifrig reformirt war, ist schon mehrmals bemerket worden. Er zeigte bei allen Gelegenheiten seine Vorliebe gegen seine Glaubensgenossen, und reizte dadurch die rüstigen Kämpfer der lutherischen Rechtgläubigen. Viele Reformirte erhielten Erlaubniß, ihr Handwerk treiben zu dürfen, ohne daß sie das Meisterrecht mit großen Kosten und Beschwerden zu suchen brauchten. Da den Lutheranern eine solche Freiheit niemals gestattet wurde, so mußte eine so große Partheilichkeit allerdings Unwillen erregen. Die Reformirten hatten bei Besezzung der Aemter gewöhnlich den Vorzug;

Aus-

Ausländer, die wegen des Kalvinismus vertrieben zu sein oft nur vorgaben; Leichtsinnige, die den reformirten Glauben annahmen, erhielten ansehnliche Geschenke und andre Begünstigungen; der König stand gern bei seiner Parthei Gevatter und bedachte seine Paten königlich. Den Wittwen der reformirten Prediger wurden große Gnadengehalte ausgesezt. Aller dieser Wohlthaten hatten sich die Lutheraner nie zu erfreuen. Daher fand ihr Haß stets neue Nahrung; und häufig ergoß er sich in Predigten oder Schriften. Die Reformirten schlugen eben so wenig den Weg der christlichen Liebe ein; und da sie die Macht in Händen hatten, ließen sie es an gewaltsamen Thathandlungen nicht fehlen. Der Probst Müller zu Magdeburg mußte in ein hartes Gefängniß nach Spandow wandern, weil er in einer kleinen Schrift frei gegen die Reformirten geschrieben hatte. Ein reformirter Katechismus, der aber nicht für, sondern gegen das eiferte, was der Titel andeutete, wurde zu Berlin und Halle 1693 von Henkershand verbrannt, weil man den Verfasser nicht kannte, und ihn daher nicht züchtigen konnte. Diese Feuerstrafe wurde 1705 der Abhandlung eines Hamburger Professors Namens Erhard ebenfalls zuerkannt, weil er gegen die reformirte Lehre eins und das andre erinnert hatte. Ja jezt erließ der König einen Befehl, alle dergleichen Schriften nie zu widerlegen, sondern durch Henkersfeuer zu zernichten. Das ist eine Art zu streiten, die der spanischen Inquisition nicht unähnlich ist; freilich mit dem großen Unterschiede,

daß

daß man in Madrid Menschen, in Berlin aber nur Bücher verbrannte. Das heißt, den Gegnern das Maul stopfen, die Welt gründlich aufklären, und die Wahrheit ins hellste Licht sezzen. Unter sich selbst stritten die Lutheraner nicht minder heftig. Der Hauptgegenstand hiervon war das Beichtwesen, wozu Schade, Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin Gelegenheit gab. Dieser Mann, der sonst still und eingezogen lebte, und mehr auf gute Thaten, als auf heilige Gebräuche hielt, behauptete, daß nicht das Beichtsizzen, sondern Rechtschaffenheit des Herzens Vergebung der Sünden gewähre. Er selbst hielt daher keine besondere Beichte mehr, sondern er redete vor der Feierung des Abendmahls von der Absicht und dem Nuzzen dieser Handlung, ermahnte die Beichtkinder zur Tugend und Frömmigkeit, und gab einem jeden die Hand zur Versicherung, daß er ein würdiger Kommunikante sei, wenn er die gehörigen Ermahnungen befolgen würde. Es war also eine allgemeine Beichte, wie sie jezt an vielen Orten eingeführt ist, und die allein nüzlich und erbaulich genannt werden kann. Alles schrie gegen Schaden; man betrachtete ihn als einen geheimen Kalvinisten, der die Lutheraner reformirt machen sollte. Ganz Berlin gerieth in Tumult. Der Hof wurde von etlichen Gewerken und Gemeinen zur Bestrafung des Irrlehrers aufgefodert. Man sezte wirklich eine Kommission zur Untersuchung nieder, vor welcher sich Schade eben so gründlich, als bescheiden rechtfertigte. Hierauf erschien eine Verordnung, daß jeder die Freiheit

haben

haben sollte, die allemeine Schadische, oder die besondre hergebrachte Beichte zu gebrauchen. Allein dies stillte den Lärmen nicht. Man schrieb und predigte heftig gegen den Beichtverbesserer, wodurch er selbst in Hizze gerieth, den Beichtstuhl in öffentlichen Predigten einen Höllenstuhl, einen Satanspfuhl, ein Fegfeuer, und die Kirchen, wo man die Beichte in alter Form beibehielt, die babilonische Hure nannte. Das Konsistorium beschloß daher, ihn an einen andern Ort zu versezzen. Doch vor Gram über beständige Verfolgungen starb er, ehe dies geschah. Bei der Beerdigung entstand ein Tumult: der aufgehezte Pöbel wollte seine Leiche nicht auf dem Kirchhofe dulden; man wollte sie ausgraben und an einen für unehrlich gehaltnen Ort hinwerfen. Die Obrigkeit verhinderte dies nur mit Mühe. Diese Streitigkeiten, besonders aber die Drukschriften gegen die Reformirten bewogen den Hof, alles vorher untersuchen zu lassen, ehe es gedrukt würde. Dem Sekretär Fischer wurde daher aufgetragen, die Handschriften vor dem Drukke durchzulesen, und anstößigen Sachen den Druk zu verweigern. Die berlinischen Buchdrukker, deren zehn waren, erhielten Befehl, sich genau hiernach zu richten, und ohne Fischers Erlaubniß nichts zu drukken. Dies ist also der erste berlinische Censor.

Ungeachtet dieser Anstalt kam dennoch manche geistliche und politische Kezzerei zum Vorschein, unter welchen eine ein besondres Aufsehn erregte, weil

sie

sie Gedanken vortrug, über welche noch heut zu Tage in diesem oder jenem Lande oder Ländchen die härtesten Strafen verhängt werden. Ein Schriftsteller, der sich unter dem Namen Treuherz Wahrmund barg, dekte in einer Abhandlung, die er Politia vere beata betitelte, und 1700 in Stettin drukken ließ, sieben Hauptmängel der verworrnen, unglüklichen deutschen Staatsverfassung auf, und schlug die nöthigen Hülfsmittel vor. Ja er foderte in besondern Briefen den Kaiser und die Reichsfürsten zu wirklicher Ausführung seiner Vorschläge auf, welche freilich zu Anfange dieses Jahrhundertes das nicht thun konnten, woran ihre Nachfolger noch am Ende desselben mit Abscheu denken. Der Herr Wahrmund hielt es nämlich für Hauptgebrechen, daß man im Lehrstande, außer dem Worte Gottes, noch andre Menschenformeln hätte, auf welche man die Prediger verpflichtete; daß man im weltlichen Regiment zwischen Edel und Unedel einen so großen Unterschied mache; daß der Kriegsstand verderbt sei, daß man Länder verwüste und Städte in Steinhaufen verwandle; daß man bei Verheirathungen auf Güter und Geld mehr als auf die Personen sähe; daß überhaupt das Geld zu große Gewalt gäbe; und so weiter. Als Heilmittel gegen diese Krankheiten verordnete er, daß nur die heilige Schrift und Christi Sinn die einzige Vorschrift in Glaubenssachen sein; daß aller Geburtsunterschied aufhören, der Erbädel aufgehoben werden, und nur persönliches Verdienst zu Amt und Ehren gelangen; daß die Jünglinge alle im 24sten,

die Jungfern im achtzehnten Jahre heirathen, und keiner eine Mitgabe bekommen; daß keiner reich, keiner arm sein, sondern jeder seinen bescheidnen Theil an aller Art von Unterhalt aus der gemeinschaftlichen Masse aller Güter erhalten; daß keine stehende Kriegsheere mehr gehalten, keine Angriffskriege ferner geführt, und im Falle, daß man sich gegen ungerechte Nachbarn vertheidigen müsse, alle Bürger, außer den Gelehrten, die Waffen ergreifen sollten. Es geschieht doch nichts Neues unter der Sonnen. Was jezt von einem mächtigen Volke einem großen Theile nach in Ausführung gebracht wird, das ist schon vor hundert Jahren von einem deutschen Kopfe empfohlen worden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Anweisung für Frauenzimmer, die Produkte des Küchen- und Obst-Gartens in der Haushaltung, aufs mannigfaltigste zu benutzen. 3 Thle. 8. 2 rthl. 4 gr.

Bauers, M. K. G. Predigten über die Evangelien, auf alle Sonn- u. Festtage im Jahr. 2 Bde. gr. 8. 2 rthl. 16 gr.

Dapps, R. Gebetbuch für christliche Landleute. Neue verb. Aufl. 8. 9 gr.

Flor und Verfall der Länder als natürliche Folgen der Begünstigung oder Bedrückung der Landwirthschaft, und der Freiheit oder Beschränkung des Handels mit den rohen Produkten dargestellt. Nach dem Franz. von C. A. Wichmann. 9 gr.

Gallus Geschichte der Mark Brandenburg. 1r, 2r, 3r 4r Th. 8. auf holl. Papr. 4 rthl. 12 gr.
auf Drkpr. 3 rthl. 6 gr.

Hoffmanns, P. J. G. Repertorium der Preußisch-Brandenb. Landesgesetze, für Criminal- und Justiz-Bediente nach alphabetischer Materienfolge gr. 8. 4 rthl.

Instruction für die leichten Truppen und der Officiere bey den Vorposten; nach der Instruktion Friedrichs II. für die Cavallerie-Officiere, aus dem Franz. übersetzt.

Karlo, ein Roman mit 1 Titelkupfer und Vignette von Stölzel. 8. 1 rthl.

Krautwadels Predigten über einige höchstwichtige Gegenstände. gr. 8. 1 rthl.

Muzel, Dr. Ph. L. Vernet oder über die nächsten Hindernisse der Nüzlichkeit des Predigtamtes in jetziger Zeit. gr. 8.

Ortmanns, A. D. Sammlung einiger Gebete nebst den Sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln (bequem zu jedem Gesangbuch anzubinden) 15 Bogen in 8. und in gr. 8. 3 gr.

Peter und Maria. Mit einer Titel-Vignette von Penzel. 8.
auf Schrbpr. 1 rthl.
auf Drkpr. 12 gr.

Rochlitz, F. Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt. 2 Thle. 8. 2 rthl.
Der 2te Bd. ist auch einzeln unter folgendem Titel zu haben: Victors Reise um Menschen kennen zu lernen. 8. 2 rthl. 12 gr.

— Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit; in Erzählungen rc. 4 Thle. 8. 4 rthl. 16 gr.

Sammlung von Gesängen zum Lobe Gottes. Nebst einigen Gebeten. Neue umgearbeitete Aufl. mit einer Vorrede von Dr. Teller. 8. 8 gr.

Sammlung alter und neuer Sterbe- und Begräbniß-Lieder, nebst einem Anhang einiger Begräbniß-Collekten, auch Kranken und Sterbe-Gebete. 8. 4 gr.
Ueber Orthodoxen und Heterodoxen. Ein Wort des Friedens zur Apologie für Beide. 8. 10 gr.
Versuch einer Anweisung zur Logistik oder zur Berechnung des Raums und der Zeit taktischer Stellungen und Bewegungen. Für angehende Officiere von einem Königl. Preußischen Officier, mit 1 Kupfertafel. gr. 8.

In Commission.

Bibel, die Hirschbergsche, mit Summarien von E. Liebich, aufs neue durchgesehn, und mit einer Vorrede begleitet von Dr. J. F. Burg. gr. 8. 2 rthl.
Biographien berühmter und großer Männer, aus der neueren Brittischen Geschichte. a. d. Engl. mit litterarischen Anmerk. von Meusel. gr. 8. 1 rthl. 8 gr.
Herrosee's, C. F. W. erste Anleitung zum Lesen und eignen Denken für Kinder. 2 gr.
Heyms, M. J. G. neue Sammlung von Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres über besondere Texte. 2 Bde. gr. 8. 1 rthl. 12 gr.
Meiners, G. erbauliche Gedanken beim Lustwandeln durch Gärten und Wiesen, aufs neue mit Zusätzen herausgegeben von C. F. Putzeln. 8. 4 gr.
Seiger's J. G. Beicht- und Communion-Buch für nachdenkende und gute Christen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. 8. auf Schrbpr. 16 gr.
auf Drkpr. 12 gr.
Dessen Predigten über diejenigen Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unserm Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 1r und 2r Bd. gr. 8. auf Schrbpr. 1 rthl. 16 gr.
auf Drkpr. 1 rthlr. 8 gr.
Ueber Kinderzucht und Selbstbefleckung mit einer Vorrede, und Anmerkungen von Schummel, nebst einem Titelkupfer von Penzel. gr. 8. 20 gr.
Wachsmuths Erholungsstunden beim Clavier. 2 Thle. 2 rthl.
Worbs, J. G. Geschichte des Herzogthums Sagan. 8. 1 rthl.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fr. m. (1)

[illegible] Wilhelm p. 1 | p. 51 1
Prinz Engel. 11
Fr. Wilh. p. 61
Fr. V. K. v. Böhm 12
p. 93 Ernst [illegible] 31
98 Schwarzenberg. p. 46
[illegible] p. 102
111
~~[illegible]~~
113 [illegible]
p. 116
p. 120 [illegible]
p. 125 [illegible]
p. 126. 7
p. 129 [illegible]
p. 133 [illegible]
p. 135 [illegible]
[illegible] p. 142 p. 139 [illegible]
p. 141 [illegible]
p. 259 [illegible] [illegible]
260 [illegible] p. 151 [illegible]
p. 289. [illegible] p. 152 [illegible]
[illegible] p. 168 [illegible]
[illegible] 245 p. 176 [illegible]
p. 182

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gallus, Gottfried Traugott,

Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde

Bd.: 4

Züllichau und Freystadt 1801

Bor. 65-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012988-3
VD18 90054709